

Jürgen Stillig



Russlands „unvollendete“ Revolution

Relevanz, Ressource und
das Dogma „Modernisierung“

Jürgen Stillig

Russlands „unvollendete“ Revolution

Jürgen Stilling

Russlands „unvollendete“ Revolution

Relevanz, Ressource und
das Dogma „Modernisierung“

2., korrigierte Auflage

UV Universitätsverlag
Hildesheim

Hildesheim

2020

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die erste Auflage des Werks erschien 2020
unter der ISBN 978-3-96424-016-3.

2., korrigierte Auflage

Satz und Layout: Jan Jäger, Isaías Witkowski
Umschlaggestaltung: Jan Jäger
Umschlagabbildung: Meine russischen Freunde, Eybl,
Plakatmuseum Wien / Wikimedia Commons / CC BY-SA 4.0
© Universitätsverlag Hildesheim, Hildesheim 2020
www.uni-hildesheim.de/bibliothek/universitaetsverlag
Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk steht als elektronische Publikation
im Internet kostenfrei zur Verfügung:
<https://dx.doi.org/10.18442/057>

Geleitwort

Der Titel „Russlands ‚unvollendete‘ Revolution“ hat mindestens einen doppelten Boden. Danach könnte die Russische Revolution sich durch ein evolutionäres Charakteristikum auszeichnen, das kein Ende vorsieht, weil der Russischen Revolution eine enorme gesellschaftliche Bewegung zu eigen ist, die nicht an Dynamik und Erneuerung verlieren soll. Das wäre eine schmeichelhafte Interpretation der letzten 100 Jahre russisch-sowjetischer Geschichte. Das Wort „unvollendet“ könnte aber auch das Scheitern der Revolution zum Ausdruck bringen, wenn im Folgenden nicht erreichte Ziele, katastrophale Brüche und politische Exzesse zum Gegenstand gemacht würden. Jürgen Stillig berichtet von beidem: von (propagierter) Erneuerung und vom Scheitern.

Er nimmt den Faden einer vier Jahrzehnte zurückliegenden Beschäftigung mit der Russischen Revolution wieder auf. Seine in Göttingen entstandene Dissertation, „Die russische Februarrevolution 1917 und die sozialistische Friedenspolitik“, erschien im Jahr 1977, als Leonid Breschnew Staatsoberhaupt der Sowjetunion war und mit ihm wieder eine sowohl innen- als auch außenpolitische härtere Gangart eingeschlagen wurde, nachdem der Vorgänger, Nikita Chruschtschow, Stalins Erbe eine Absage erteilt hatte.

Stillig widmete sich nach seiner Dissertation religionshistorischen Themen, die für sein jüngeres Werk prägend wurden. Bei seinem dreibändigen Monumentalwerk „Heilige Berge“ (2018 erschienen) handelt es sich um eine tiefgründige Essenz dieser langjährigen geistigen Auseinandersetzung. Beide Werke, der „frühe Stillig“ und die „Heiligen Berge“, prägen „Russlands ‚unvollendete‘ Revolution“, laufen hier in vielen Punkten zusammen und tragen dazu bei, dass Stillig es vermag, einen ganz außergewöhnlichen, man möchte meinen moraltheologischen Zugang zur Geschichte Russlands und der Sowjetunion zu ebnet, wobei diese Spezifizierung sicher zu kurz greift.

Ursprünglich war dieser Band als ein kleinerer Beitrag anlässlich des hundertjährigen Jubiläums der Russischen Revolution im Jahr 2017 gedacht. Mehrere Überarbeitungsphasen haben die Grenzen des geplanten Vorhabens weit überschritten, nicht zuletzt aufgrund der vielen Exkurse in die europäische Geschichte und Gegenwart, auf die Stillig seine Leserinnen und Leser mitnimmt. Letztlich stellt er kein Buch zur oder über die Geschichte der Russischen Revolution bereit, sondern er hinterfragt die sprachlichen, gedanklichen und moralischen Befindlichkeiten politischer und geschichtswissenschaftlicher Diskurse zur Russischen Revolution, wobei er immer wieder historische Beispiele herausgreift und diese auf der Grundlage moraltheologischer Wertvorstellungen thematisiert und häufig auch als Identitäts- und Transformationszwänge demaskiert. In diesem Sinne zieht sich durch die gesamte Arbeit die Frage nach der sprachlichen Angemessenheit in Politik und Wissenschaft wie ein roter Faden. Gerade auf diesem Gebiet verlässt Stillig gern und immer aufs Neue sein eigentliches Themenfeld und wirbt für ein möglichst weitreichendes theoretisches Ausgreifen auf Fragen zur Periodisierung, Technisierung, Modernisierung und Memorialkultur, zu Ordnungsprinzipien, Krieg und Frieden.

Von den Leserinnen und Lesern verlangen diese universalen Überlegungen und Anregungen einiges ab, nicht zuletzt einen Vertrauensvorschuss darauf, dass die vielen durch den Autor ausgelegten Fäden wieder zusammenfinden. Dieser Vertrauensvorschuss kann, so meine ich, ohne Enttäuschung gegeben werden.

PD Dr. Mario Müller, Editorial Director Print &
Digital Publishing des Universitätsverlags Hildesheim

Hildesheim, im Januar 2020

Inhaltsverzeichnis

Zur Einführung	11
Augen auf für die Gegenwart gestaltender „Rekonstruktionskultur“	11
Kultur als Ressource alternativer Zeitlichkeit und transitorischer Selbstkandalisierung	36
Ideologen, „Stabilisatoren“ und „Stadientheoretiker“: „Transformacija“, Nationalismus und Erinnerungspolitik	53
Defizitäre Sprachkultur, defektive Justizreform und Exempel „Kaninchen“: Kalkuliertes „Verformeln“, „Verbrechensgeschichte“ und „Orchestrierung“	91
Westliche Archivdienste und russische „Archivrevolution“: Wissenschaftliche Freiheit und staatliche Zensur	131
„Transformacija“-Prozesse und partizipative Anpassungen: Russland im Überblick von 1861 bis 1917	143
Sowjetisierung und „Rückständigkeit“: Knebelnde Fabrikarbeit und gnadenloser „Überlebenskampf“	155
„Kugelwissen“, Autoritätsglaube und Theorienstreit: Zukunftsprojekte, Modernisierer und „Maschinenmodi“	205
„Billardkugel“ Lenin und „Volkstribun“ Trotzki: Goethes „Gedankenfabrik“ und Kreml-„Putinism“	241

Performativ erzeugte „Ganzheitlichkeit“ und experimentelle Materialisierung: Friedensmodell integrativer Frame-Selektion oder Studiobühne paradoxer Wissenschaftstheorien?	269
Materialist „Faust“ und „Bricolage“-Autonomie: „Ahnungen“ und Entente-Sozialisten	313
Götter, Bürger, Bauern und „Nutztiere“: Mainstreamisierung, Kognitionsmaschinen und „Futurisierung“	341
Disruptions-Militanz und „Big-Data-Religion“: „Methodischer Atheismus“ und „digitale Diktatur“	367
Von Russlands vergangener Gegenwart und Historisierung ehrloser Wahrheit: Diskurs-Wahrnehmung und Zukunftshandeln	409
Anmerkungen	417
Literaturverzeichnis	469

„Das Ziel von Marx war das der geistigen Emanzipation des Menschen, seine Befreiung von den Fesseln der wirtschaftlichen Bestimmtheit, die Wiederherstellung seiner menschlichen Ganzheit, um ihn zu befähigen, zur Einheit und Harmonie mit seinem Mitmenschen und der Natur zu finden. Marx' Philosophie war, in wissenschaftlicher, nichtreligiöser Sprache, ein neuer und radikaler Schritt vorwärts in der Tradition des prophetischen Messianismus, sie zielte auf die volle Verwirklichung des Individualismus, gerade jenes Ziel, das das westliche Denken seit der Renaissance und Reformation bis weit ins neunzehnte Jahrhundert geleitet hat.“ (Erich Fromm, Das Menschenbild bei Marx. Mit den wichtigsten Teilen der Frühschriften von Karl Marx, Frankfurt/M. 1963, S. 15)

„Die Partei der Bolschewiki, die als erste den wissenschaftlichen Sozialismus mit der Arbeiterbewegung verbunden hatte, machte die Lehre von Marx und Engels zur Weltanschauung der fortschrittlichen Arbeiter Rußlands. Die Bolschewiki-Leninisten verteidigten die Reinheit dieser Lehre und entwickelten sie weiter entsprechend den neuen historischen Bedingungen – den Bedingungen des Imperialismus –, entsprechend den konkreten Aufgaben des revolutionären Kampfes.

Wladimir Iljitsch Lenin, der Führer des russischen Proletariats, entwickelte schöpferisch die marxistische Theorie unter den neuen historischen Verhältnissen der Epoche des Imperialismus und gab der bolschewistischen Partei und der Arbeiterklasse das ideologische Rüstzeug in ihrem Kampf gegen die Herrschaft der Bourgeoisie und für die Erringung der politischen Macht.“ (Geschichte der UdSSR in drei Teilen, Teil II, Deutsch von L. Schulman, Köln (Moskau) 1977, S. 14 f.)

„Die sowjetischen Menschen betrachteten den ersten Fünfjahresplan als ihre ureigenste Sache und trugen durch ihre heldenmütige Arbeit zu seiner Verwirklichung bei. [...] Der sozialistische Wettbewerb in der UdSSR gewann Massencharakter. Der Schaffensheroismus der Arbeiter, Ingenieure, Angestellten, die an der Errichtung des Industriegiganten teilnahmen, brachte glänzende Ergebnisse.“ (Geschichte der UdSSR in drei Teilen, Teil II, Deutsch von L. Schulman, Köln (Moskau) 1977, S. 212 f.)

Zur Einführung

Augen auf für die Gegenwart gestaltender „Rekonstruktionskultur“

Das „Welttheater“ um den sogenannten Revolutionsmythos „Roter Oktober“ im 20. Jahrhundert manipulierte zweifellos Inszenierungen sozialistischer Geschichte durch eine weltläufige fortschrittsoptimistische „Rekonstruktionskultur“. Die pompöse Glorifizierung der Revolutionsgeschichte, die Plastizität des marxistisch „geborgten“ Geistes und die Kritik im Umfeld des hundertjährigen Revolutionsjubiläums erstaunten und beschäftigten mich immer wieder. Mein Grundlagenwissen zu diesem Thema aus der Göttinger Studien- und Promotionszeit, das mein Verhältnis zur Sozialgeschichte fundiert hatte, bereicherte als alter Formungsprozess stets die Logik innovativer Impulse, neuer Erkenntnisse und notwendiger Korrekturen. Die vernetzte Leistungsbilanz der Bibliotheken erleichterte zudem wissenschaftliches Arbeiten oder – wie häufig gern geschrieben wird – „Transformationsprozesse“ mehrdimensionaler Gestaltungen. Ihr Einsatz kann beispielsweise jeglichen informativen Mehrwert durch die Simulation einer „Virtual Reality“ mit realitätsnahen Anspruch steigern: Informationstechnologisch ausgewertete Daten, die wie selbstlernende Algorithmen für die „Künstliche Intelligenz“ nutzbar sind, simulieren für präventive wirtschaftliche Modernisierungen indes programmatisch-detaillierte Modelle mithilfe „digitaler Transformationen“.

Während sich „Künstliche-Intelligenz-Algorithmen“ im „trainierten“ Wiederholen von Daten zu selbstlernenden Algorithmen – so wird es behauptet – unsichtbar weiterentwickeln würden, eignet sich eine andere, allerdings „leere“, subjektiv bzw. objektiv-„auffüllende“, „kontextfreundliche“ Funktionalität des

Allerweltwortes „Transformation“ dafür, im logisch-schlüssigen Argumentationsgang auf den unbemerkten und suggestiblen, funktionalen Wort-Inhalt Einfluss zu nehmen. Besonders modellhaft „sinngabende“ Formgebungstermini wie „Transformation“ und „Identität“, von Christoph Möllers zu „methodenimperialistischen“ Modellierungsphänomenen erklärt, konstituieren in der Postmoderne ein System sinnentleerter metasprachlicher Geschichte. Damit verschieben sie nicht nur das Ausdruckszum Fabrikationsgeschehen, sondern auch die systemische Akzeptanz digitaler Techniken, die das Erinnern mit dem Vergessen „abschatten“.

Die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann (geb. 1947) und der Soziologe Dirk Baecker (geb. 1956) haben beispielsweise die erwähnten Umstände in ihren 2003 und 2018 veröffentlichten Büchern „Erinnerungsräume“ und „4.0 oder Die Lücke die der Rechner lässt“ ausführlich und kritisch kommentiert. Überfordert nicht dieses dynamisierte Leistungsideal das Lebensgefühl im „Posthistoire“? Die vielseitige methodische und apparative Zweckrationalität reduziert und entwertet substanzielle Geschichts- und Lebensentwürfe, denn approximativ-fungible Verhältnisse, die den Übergang von der „Moderne“ zur „Posthistoire“ angeblich latent und fließend beschleunigen, kennzeichnen dessen direkten Ausdruck politischer Orientierungslosigkeit einer übermächtigen Zeitmaschinerie: Ruinöse Phänomene des musealen und archivarischen Geschichtsbewusstseins werden schematisch mit einem geschichtlich eklatanten Erfahrungsverlust, dessen artifiziell-reduzierten Sprachverhältnisse im Ernstfall weder ein lebendiges noch ein willentliches Erinnern vergegenwärtigen.

Auf seine Weise „transferierte“ bereits Giovanni Batista Vico (1668–1744) – wahrscheinlich angeregt vom Geist der Renaissance – die bewusste Gedächtniskunst, die er als Prozess des Erinnerns aus dem Kontext-Verhältnis rhetorischer „Erinnerung“ (lat. „Memoria“) gelöst und humanistisch in die anthropologische Dimension übertragen hatte: Ihre identitätsstiftende Rekonstruktion der „Erinnerung“, die stets retrospektiv ausgeführt

wird, erfährt in empirischer „Übersetzung“ viele Veränderungsspuren, darunter absichtliche oder unabsichtliche Defizite bzw. Defekte: Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) schrieb einst „idealtypisch“ zu den „Betrachtungen im Sinne der Wanderer [!]“ (HA 8, S. 308, 171): Der Geist, der die darin lebendig wachsende Sprache verkörpere, verleihe ihr die „geistigen und sittlichen Eigenschaften“, das „Vermögen der An- und Durchschauung“ sowie die Ablehnung der „bösen Dämonen“, die den Geist „hindern könnten, dem Wahren die Ehre zu geben“. In den „Maximen und Reflexionen“ war die Sprache gleichermaßen ergänzend ein praktisches „Werkzeug, zweckmäßig und willkürlich zu gebrauchen“ und man könne sie „ebensogut zu einer spitzfindig verwirrenden Dialektik wie zu einer verworren-verdüsterten Mystik verwenden“ oder missbrauchen zu „hohlen und nichtigen prosaischen und poetischen Phrasen“ (HA 12, S. 456, 656).

Mit dem Entstehen der historisch-genetischen Perspektive, in der politisch instrumentalisierte Erinnerungen nicht nur auffällig bleiben, sondern auch mit persönlich reflektierten Erinnerungen zusammentreffen, hatte die Philologie im 18. bzw. 19. Jahrhundert den Rang einer anerkannten disziplinierten Relevanz erworben: Die differenzierende Kunst des Denkens und Sprechens oder des Erinnern und Vergessens konnte nunmehr philologische Erinnerungsarbeit bis auf urbildliche Tiefenschichten der Kultur zurückführen oder zumindest annähernd rekonstruieren. Ihre Denkarbeit ist eigenständig, unabhängig von Syndromen semantischer Verdrängung, unterstützt jedoch wegen ihrer sachlichen Anerkennung historisch-stilistische und gelehrte Einschätzungen. Bestätigen institutionelle Formen der „Übersetzungen“ von Welt und Existenz im 20. bzw. 21. Jahrhundert mehr als einen „Fabrikationswechsel“, der den hermeneutischen Anspruch vom Analogen zum Algorithmus des Digitalen grundsätzlich „verschieben“ wird? Die abstrakte Suggestivkraft der etikettierenden Sprache vermittelt eine scheinbar orientierende Handlungsfähigkeit, weil sie im Wertmaß der Wissenschaftssprache Ethisches dispensiert. Der modernistische Zeit-

begriff „Novazän“ (James Lovelock) soll den Beginn einer noch intelligenteren Maschinen-Ära markieren.

Die Geisteswissenschaft hat nach den „industriell-gestählten“ Materialschlachten der beiden Weltkriege im 20. Jahrhundert viele Erinnerungsverluste, Sprachveränderungen, Wortwandel, Wortvermehrungen, Verwertungen, Umwertungen, Umformungen, Verspannungen, Verwerfungen oder ideologisch-manipulative Strategien über sich ergehen lassen müssen. Das wirkte zurück auf sprachliche Bereiche technisch orientierter Methoden, die historisch-kritische Methode selbst, auf die religiöse Semantik, auf die soziale Rekonstruktionskultur und auf interdisziplinäre Fragestellungen: Die geisteswissenschaftlich-veröffentlichte Literatur war im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts eingebunden in einen umfassenderen, differenzierteren Literaturbegriff, in eine vom englischen Wissenschaftler Charles Percy Snow (1905–1980) integrativ bezeichnete „Wissenschaftliche Revolution“, die gewissermaßen den naturwissenschaftlich-stimulierten Zeitnerv der von Amerika ausgehenden „Dritten Kultur“ (John Brockman) den Verhältnissen des europäischen „Fahnenworts“ „Posthistoire“ anpasste.

Das strukturalistische Signalwort „Posthistoire“ laboriert Dilemmas – es konkretisiert einen Riss, der auf eine literarische Zeiterfahrung wie auf eine Diagnostik der Gegenwart deutet, beispielsweise auf Teile von Fassaden-Existenzen, kriminalisierte Lebensweisen oder defizitäre Beziehungsprobleme, wie sie Umberto Eco (1932–2016) im übersetzten Roman „Der Name der Rose“ (1982) thematisiert hat. In seiner Analyse hat der Mediävist Horst Fuhrmann (1926–2011) herausgefunden, „neuzeitliche Textbezüge“ würden sowohl Spuren im „wahren historischen Roman“ als auch „intellektuelle Spuren der Gegenwart“ (S. 17) enthalten: Kein Zweifel, diese bewusst-selbstinszenierte Wechselwirkung betont das Vorhandensein des Guten und Bösen. Gibt es überhaupt einwandfreie Erinnerungen? Darauf gründet wiederum „Ecos Credo, daß nichts mehr zu fürchten sei als der Totalitarismus der Wahrheit“ (S. 17). Seine Befunde epistemo-

logisch-inszenierter, gefärbter Erschütterung und qualifizierter Verödung werden durch die digitale Wende im erhöhten vor-konzipierten Maße das misch-und metasprachliche „Vexierspiel: die Pax Romana wird zur Pax Americana, die Klöster werden zu Universitäten usw.“ (S. 18) stattdessen grassierend steigern.

Damit scheint die auch vom amerikanischen Politikwissenschaftler Francis Fukuyama (geb. 1952) homogenisierend verstandene Vision vom „Ende der Geschichte“ (1992) zu bezeugen, dass der sogenannte „neohistoristische“ Streit auf weitere Möglichkeiten verweist. Vielleicht scheint die bevorstehende sinnfreie, orientierungslose, selbstinszenierte und selbstvergesene Diagnostik des „Posthistoire“ mehr als jede (post-)moderne Geschichte das Eine zu entfalten, während die Geschichte als Freiheitsgeschichte Gottes mit den Menschen das Andere in seiner wirkenden Verborgenheit zu ihm konkretisiert. Da Pluralität und Moderne Elementares und Existenzielles nicht ausschließen, ist wiederum die aporetische Verheißung und exemplarische Konstitution selbstverpflichtender Freiheit aufgerufen: Das Glücksgefühl dieser kreativen „Wende“ würde gleichsam an die universale Gültigkeit der Demokratie und an ihre Eigenheit christlicher Wurzeln erinnern. Jedoch war die anfängliche Euphorie der Jahre 1989 bis 1992 rasch verflogen. Drei Fragenbereiche konkretisieren nunmehr ein „vielseitiges“ Leserinteresse, schon allein deswegen, um im sinnlich-geistlichen Steigerungsinne ethische und soziale Differenzen als Repräsentationen des „Ja“ und „Nein“ approximativ zu schärfen. Oder sind die Sinne im binär-digitalen Maschinen-Schema der Manipulation ausgeliefert? Das ist für den Leser, der immer im Idealfall die um „Orientierung“ ringende Sinnhaftigkeit persönlich charakterisiert, sehr wichtig, weil Umberto Eco in seiner „Nachschrift“ schreibt, der Erzähler dürfe das „eigene Werk nicht interpretieren“ (S. 9). Sogleich antwortet er vorauswissend mit einem desillusionierenden Verwirrspiel: „Ein Roman ist eine Maschine zur Erzeugung von Interpretationen“ (S. 9 f.). Wie im Titel „Im Namen der Rose“ sei die „Rose eine Symbolfigur von so vielfältiger

Bedeutung, daß sie fast keine mehr hat“ (S. 11). Eco versteht zudem den „ausrichtenden“ Erzähler in der Art und Weise, als sei er nunmehr der „Gefangene seiner eigenen Prämissen“ (S. 36), der die „Last der bereits in sie eingegangenen Kultur (das Echo der Intertextualität) mitschleppt“ (S. 18). Folglich solle der Titel „die Ideen verwirren, nicht ordnen“ (S. 11).

Der Prozess des anscheinend verwirrenden „Eklektizismus“ des Romans desorientiert den Leser: Eco kommentiert ergänzend, gewissermaßen erklärend, seine zerlegbar-rekonstruierte Produktionsweise und betont, dass er seine „Erzählung, verpackt in drei andere Erzählungen in den vierten Grad der Verpuppung“ (S. 28) gesetzt habe. Ihre von ihm analysierte Geschichte schafft neue rationalisierte Phänomene „vergesellschafteter“ Entpuppungsgeheimnisse, die allerdings keinen ethischen Charakter haben. Für den Historiker Fuhrmann ist diese Geschichte selbst ein Konglomerat an Zeichen, eben „Ecos semiotisches Spielmaterial“, das „Zustandszeichen“ liefert, von denen die fiktionale Wirklichkeit des Buches aber in seiner „Unbestimmtheit“ lebe. Erstaunlicherweise sei es auffallend „umgeben von der Aura eines Kultbuches“ (S. 18).

In dem „Posthistoire“ wird Geschichte eher im literarischen Gewand zur geselligen Hoffnung und zum folkloristischen Verfahren fragwürdiger Schablonisierungen – Ecos narratives „Modell“ erscheint in multipler Funktion, die dennoch Solidarität und Homogenität des Sozialkörpers demonstrieren soll: Die scheinbar epistemologisch-politische Zweckrationalität „lockert den Wahrheitsfanatismus und gibt Raum für Andersdenkende, läßt Humanität zu“. (S. 20). Das Kriterium der Ironie, des Vergnügens und Lachens, über das Frank-Rutger Hausmann ausführlich nachgedacht hat, ist zudem seit der Antike ein Korrektiv destruktiver Wirklichkeit, eben ein „wesentliches Destinktivum zwischen Mensch und Tier“ (S. 18 ff. u. 41 ff.):

1. In dieser Verkehrung der Welt handelt es sich um prozessual-differenzierende Schwerpunkte, deren wissenschaftlich-darstellbaren Momentaufnahmen zum einen propagandistische „Vexierspiele“ des russischen Jubiläums und zum anderen die der hundertjährigen Revolutionsgeschichte von 1917 bis 2017 als Zustände ihrer Rationalisierung, Modernisierung und Monstrosität erhellen. In der Rolle von Zuschauern erleben wir teils eine verwirrende teils eine monströse Ungeheuerlichkeit, die von der wissenschaftlichen Sprache bis in die Labyrinth ideologischer Formen „postkommunistischer“ Alltagssprachlichkeit reicht.
2. Angeregt von dem Posthistoire, über das Umberto Eco freilich im Blick auf Friedrich Nietzsche (1844–1900) in dessen „Zweitem Stück“, dem „Nachteil der Historie für das Leben“, mit seinen intellektuell-raffinierten, chamäleonartigen Beiträgen reflektierte, verfügt er über doppelbödig-kompositionelle, „schwebende“ Mischelemente neuzeitlicher Wahrnehmungskraft – im Verlust der Sinnlichkeit herrscht Verstellung, Verzerrung, Theatralik, Maskerade, Manipulation, Listigkeit und Durchtriebenheit. Eco erinnerte besonders in seinem Beitrag „Postmodernismus, Ironie und Vergnügen“, seiner „Nachschrift“, medial eine Welt, die mit geschickter, nahezu „modernunschuldiger“, paradoxaler Wahrscheinlichkeit sowohl dem Totalitarismus der „historische[n] Avantgarde“ als auch – allerdings phänomenologisch unausgesprochen – dem bolschewistisch-avantgardistischen, zerstörerischen Abrechnungspreis proteusartiger „Transformationen“ entspricht: „Die Vergangenheit konditioniert, belastet, erpreßt uns“ (S. 77). Vatikan und der kommunistische „Block“ hätten mit heftiger Kritik gegen seine assoziativ-theatralischen, pauschal-anklagenden Praktiken reagiert.
3. Vergangenheit ist aber mehr als eine „aufschreckende“ Geschichte, denn „Ironie und Vergnügen“ würden die

Vergangenheit als Werte-Wahl gestifteter Sinnerfüllung entgegen absolut-weltverbessernder, monströser Entstellung in „freiheitsliebender“ synthetischer Norm durch anamnetische Umkehr entlasten. Denn christliche Zukunftsfähigkeit aktiviert alternativ das Weitergehende im aporetischen Geist einer Kontinuität. Als Wahrheit – insbesondere gegen den Fanatismus vernünftiger Anwendung – würde sie sowohl reichliche Möglichkeiten ontologisch, doktrinal, spirituell, humanistisch oder „kolonisiert“ für Menschen verbürgen als auch sie zur „vergesellschafteten“ Sinnhaftigkeit und subjektiven Übernahme ermutigen.

4. Aus den übersichtlich-gliedernden „Perioden“-Formationen der Revolution ergeben sich in sprachlicher Weitung Europas, exemplarisch vom Westen zum Osten, nicht nur die Schleifung essentieller „Stilwerte“, deren „Übersetzungsschwierigkeiten“ ohnehin kompliziert sind. Im Kern handelt es sich um wissenschaftliche Sprach- und Wortelemente europäischer Bewusstseinslandschaften, deren semantischen Differenzen selbst im Kulturaustausch erheblich-letztgültige, spezifisch-kulturelle Eigenständigkeiten und stilistische Besonderheiten bewahrt haben: Ihre Vielfalt, Variation und Kognition in Literatur und Medien sind insbesondere interdisziplinäre Problemfelder der Gegenwart.
5. Metasprachliche Termini wie „Transformation“ und „Identität“ vereinheitlichen europäische Zusammenhänge, „überbrücken“ Sprachprobleme und „übersetzen“ Passungsfähigkeiten durch digitale Simulation und systemische Modellierung: Eine ausufernde sprachliche Diversität im Wandel trifft auf koordinierende Gegenkräfte und solidarische Kooperation. Oder beginnt jetzt das „Posthistoire“ mit dem Triumph von Megamaschinen, die wie nivellierende Automatismen – trotz aller Skepsis – die „Subjektivität“ unauffällig in die Margina-

lität „verschieben“ würden? Diese weltweit-apparative, metasprachlich-angepasste Fortschrittsvision scheint eine selbstvergessene Präzisionskraft funktionssicheren Handelns zu pilotieren.

Fragen des Wirklichkeitsverständnisses obliegen nach Ansicht des Philosophen Ludger Heidbrink dem Menschen oder der Kompetenz des Historikers, seiner ethischen Wahl, der Solidarität mit den Opfern, der „Trauer als Hermeneutik des Daseins“ (S. 286) und der Begrifflichkeit oder Terminologie. Insbesondere der zitاتفähige Kommentar des Historikers Lothar Gall (geb. 1936) komplettiert eben diese widerspiegelnde Erfahrung einer Fakten-Relevanz, ohne rigide Vorgaben zu strapazieren: „Die Absicht des Historikers hängt von seiner Ansicht ab“ (S. 37).

Was gegen das allmächtige Fortschrittserbe der Moderne denkbar wäre, könnten tätige Einsichten sein, die statt der Resistenz einem projektionsschwächeren Willen zur Zukunftsantizipation mehr Raum gäben. Oder definiert das „Ende der Geschichte“ bereits die völlige Nivellierung der Wirklichkeit durch systemische bzw. digitale Modelle? Bedrückender werden die realen ökologischen Deformationen der Lebenswelt, die in der Klimatologie einer globalen Bedrohung gleichen. In diesem Problemfeld sind alle Subjekte gemäß ihrer Wirklichkeits- und Weltwahrnehmung zur eigenen Disziplinierung aufgerufen. Heidbrink zufolge wären thematische Klimaaspekte der subjektphilosophischen „Trauer“ einerseits „Verlusterfahrungen des Individuums im Prozeß der Modernisierung“ (S. 286) und andererseits eine „Diagnostik der eigenen Erlebniszustände, die zum Spiegel des allgemeinen Fortschritts werden“, weil sie der „singulären Erfahrung des Daseins entstammen“ (S. 287). Verlangt der Klimawandel jetzt nicht noch unter Zeitdruck reaktiv-schärfere Diagnosen?

Inzwischen hat sich in der literarischen und szientifischen Intelligenz bereits der utilitaristische Maßstab erheblich verschoben – zur technologischen Aversion gegen die geisteswissen-

schaftliche „Kultur“. Der kommunikative Akt der Verschiebung wurde mit ihren angeblich unspezifischen, pessimistischen Konsequenzen begründet. Insbesondere die professionelle Wissenschaftlichkeit, in deren Reihen das Fortschrittliche überwog und das traditionelle Bildungsethos progressistisch weniger gewürdigt wurde, traf gegen Ende des 20. Jahrhunderts zusammen mit speziell disharmonischen, sprachlichen Techniken der Manipulation, Umwertung, Umdeutung, Verformung, Verschiebung, Dekonstruktion und Inszenierung. Methoden des Retuschierens, Vertuschens, Weglassens, Umschreibens, Verschweigens oder die Akzeptanz vollzogener Tatsachen blieben nicht unwidersprochen: Die Sprachanalyse reicht von der Begriffsbildung über raumorientierte Zukunftsbegriffe mit „-ismus-Prägung“, erfahrungslose Termini oder die Demokratisierung der Sprache bis zu Schlagworten der Klischeebildung. In Russland hat die szientifische Intelligenz bereits zu dieser Zeit zweifellos durch neue Wortschöpfungen ein hohes wissenschaftliches Prestige erworben, das sich jedoch in seiner Fortschrittlichkeit vom „belasteten“ Sinnpotenzial des „kulturellen Erbes“ aus der Zeit vor dem Oktober 1917 längst entfremdet hat.

Wissenschaftlichkeit kann der intellektuellen Verantwortung nicht entfliehen, wenn sie die Vergangenheit problemlösend verstehen und die Zukunft ernsthaft gestalten will: Den ethischen „Fortschritt“ normieren notwendigerweise Zentralaspekte der Menschenwürde, Menschenrechte, Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und des Friedens. In Russland war das historische Ergebnis jedoch immer durchgängig „sozialistisch“ formbar, wenn es einen sowjetischen Historizismus absichern sollte: Ein allseits wissenschaftliches Symptom sozialistischer Inszenierung scheint dem korrigierenden Eingriff sichernden „Erfolgs“ zu entsprechen, der im 21. Jahrhundert den revolutionären „Transformationsprozess“ zugunsten eines zeitlich-nachträglichen, „langgezogenen“ Revolutionsverlaufs oder in einen andauernden bzw. „unvollendeten“ Prozess „übersetzen“ soll. Diese Entscheidung ist für den „durchschauenden“ Historiker nicht selten ein Kor-

rektiv-Politikum, wenn sein Schlüssel logischer Geschichte den Schlüssel des eigenen Erfolgs bewegt.

Zweifellos ist Osteuropahistorikern das bizarre Kontrast-Spektakel der sozialistischen „Morgenröte“ vertraut, das von Anfang an die bolschewistisch-„triumphierende“ Wirklichkeit mithilfe eines propagandistischen Zauberwerks zur „Großen Oktoberrevolution“ überhöht hat. Denn der Mythos von seiner Berge versetzenden revolutionären Kraft konfrontierte die Geschichte zugleich mit der sowjetischen, hybriden Wirklichkeit – mit den kriminellen „Nachtseiten“ schamloser Besessenheit, die ein großes Gebirge von Leichenbergen hinterließen. Wer sich als Denker der sozialistischen Weltrevolution zum Anbeter der Macht entwickelt hatte, schien ein Weltreich vor Augen zu haben, als hätte es ihn aus der eigenen Verantwortlichkeit entlassen. Hat sich wirklich keiner der sozialistischen Chefideologen, die mit ihrer kalten Intelligenz in die Speichen der Weltgeschichte greifen wollten, darüber den Kopf zerbrochen?

Um des Zieles willen determinierte die Hegel'sche „Durchgängigkeit“ im Marx'schen Historizismus die Absichten der Revolutionäre. Der Vielvölkerstaat Russland wandelte sich kurzfristig, dauerhaft und zugleich permanent krisengetrieben in eine schonungslos-dogmatische, sowjetische Industriemacht. Stalin wollte der angestrebten sowjetischen Hyperkultur alternativlos-zukunftsweisende Wege bahnen und das Land in ein angeblich „besseres“, sozialistisches Leben „katapultieren“, auch wenn er mit einer beklemmenden „Rückständigkeit“ des Landes zu kämpfen hatte. Das ändert jedoch nichts daran, dass seine maximierten Strategien weder die Garantie für den erfolgreichen Gewalteininsatz von Machtmitteln noch die zwiespältige Dominanz des Modernisierungsdogmas inhuman zu rechtfertigen vermochten. Ein weiterer Gesichtspunkt ist bemerkenswert: Unverhohlen dominiert seit dem 21. Jahrhundert eine progressive kongeniale Staat-Kirche-Mobilisierung gegen die scheinbar total „entmythologisierte“ Realität, um sie wegen der wachzuhaltenden dogmatischen Exzesse und ihrer ideologischen „Nachtseiten“ zumindest

alle weniger schuldigen, „postsozialistischen“ Nachfahren Russlands für die Zukunft zu vereinen und zu navigieren.

Der Originalgedanke „Klassenkampf“ sollte in einer brisanten sozialen Revolution gipfeln. Die von Karl Marx vorausgesagte Weltrevolution begann verspätet in Russland und endete vorzeitig auch dort, nachdem sie die ersten Hürden des sogenannten Kriegskommunismus überstanden hatte: Für Lenin, der das im Bürgerkrieg entfesselte Chaos mit seinen bolschewistischen Gefolgsleuten gemeistert hatte, wurde die Revolution primär zu einem elastisch-futurischen Zielbekenntnis, dessen „importierte“ Theorie-Translation für eine weiterführende Beurteilung vor Ort schwerlich ausreichte. Aber sie setzte auch ihn und seine bolschewistische Avantgarde, darunter die zweite Leitfigur Trotzki, strategisch und instrumental in die Lage, ihre durchgreifenden zerstörerischen Gewaltmechanismen gegen das sogenannte „hausgemachte“ Faktum spezifisch russischer-sowjetischer „Rückständigkeit“ rücksichtslos durchzudrücken: Binnen weniger Jahre „entwickelte“ ihre revolutionstreibende Apokalypse Schlüsselpotenziale empirisch-dogmatischer Entfesselungen – wie Widerspiegelungen einer terroristischen Rationalität, jetzt allerdings im grausamen Zerrspiegel eines monströsen Schreckbildes.

Die marxistisch-leninistische „Fortschrittstheorie“ dogmatisierte das „Aufbrechen“ verwahrloster-sozialer, „sprachloser“ Armutsverhältnisse, als wäre ihre kalkulierte Modernisierungsstrategie mithilfe der bolschewistischen Revolution das einzige erfolgreiche Steuerungsmittel gewesen, um die russisch-orthodoxe, nahezu phantasmagorisch-verbräunte Wirklichkeit durch kraftvolle-„prophetische“ Modernisierungserwartungen von Grund auf „übersetzen“ und „transformieren“ zu wollen. Als sich jedoch das traditionelle Weltbild aufzulösen begann, bewahrte die orthodoxe Kirche nicht nur unbeirrt die konservative Absolutheit ihrer Frömmigkeit, sondern sie stiftete auch weiterhin ein spirituelles Gemeinschaftsgefühl – möglicherweise wie ein Zufluchtsort gegen das Modernisierungsdogma zwangsläufig

figer Veränderungen, aber unbeirrt für die wahre Orthodoxie, die an ihrer rituellen Demut als „pravoslavie“ des Gotteslobs und am synästhetisch-mystischen, gläubigen Gemeinschaftserlebnis der Überlieferung festhielt. Das russische Christentum war in dem riesengroßen Flächen- und Vielvölkerstaat spirituell nicht ausgehöhlt, eher war es ein Bollwerk religiösen Lebens, so dass unter dem Deckmantel der freiheitlichen Sehnsucht des Volkes die Hoffnung auf ausgleichende Gerechtigkeit von Glaube, Kultur und Leben unvermindert tröstete.

Was jedoch die „kommende“ Wirklichkeit wie ein „Fascinosum“, allerdings kollektiviert durch ein neues Massenbewusstsein, verheißungsvoll vom alten Lebensstil „befreien“ wollte, „übersetzten“ und determinierten Lenin, Trotskij und Stalin mit ihrer Avantgarde stimmig und stimmungsgewaltig durch Zwang, Handeln, Wort und Sprache. Ihr gewissenloses, radikales Handeln, das von den Bolschewiki bis zur „Plage“ exekutiert wurde, hätte selbst eine adoptierte Assistenzfigur Lenins wie im geistigen Dissens einer „sprechenden Sphinx“ oder abbildhaft als „schicksalhafte Chimäre“ artikulieren, buchstabieren und normieren können. Die eigentümliche Zwiespältigkeit „vergessender“ Rationalität, inklusiv die Verbindung mit autoritären Zielen der Ideologie, Technik, Ökonomie, Gesellschaft und Wissenschaft, symbolisierte und definierte sowohl die Vorwärtsentwicklung als auch Vereinheitlichungszwänge des Modernisierungsdogmas bis zur progressiv-grauenerregenden Konvergenz: Diese panrationalistische operative Pilotage, die zudem biblische Wurzeln des mystischen Wunderglaubens und der russischen Spiritualität terroristisch total konterkarieren wollte, hatte auf der einen Seite zugleich mit den semantischen und kulturellen Tiefenschichten der russischen Kultur absolut gebrochen.

Das russische Sprichwort „Russland ist groß und der Zar ist weit“ war auf der anderen Seite ein Teil der sowjetischen Realität geblieben, wie im funktionalen Notfall das Reaktivieren russischer „Tugenden“. Die völlig verschiedene, situativ-passungsbereite „Revolution“ der sogenannten „zweiten Republik“ nach

1993, die jetzt mit der „Republik“, der Notstandsdemokratie von 1917, in einer nachträglich-begrifflichen, wissenschaftlichen „Passung“ schlichtweg übereinstimmen soll, wird zum missionarisch-geläuterten Wegweiser mit absoluter Zukunftsfähigkeit „vorgedacht“: Ein solcher historischer Geschichtsverlauf, deren „Durchgängigkeit“ die gesellschaftlich-ökonomische Fungibilität gewissermaßen wie eine fließend-operative Bricolage den republikanischen „Anfang“ mit dem republikanischen „Ende“ im wissenschaftlichen Zweckinteresse verbinden würde, wäre dann eine modernisierungstheoretisch-pilotierende, zurechtbiegende Wissensstrategie.

Der „Regime“-Wortschlüssel wäre für ein qualitatives „Zielkonstrukt“, das Stalins Zeit als modernistisch-dogmatische Disruption zeitlich markiert, methodisch nicht überzeugend: Im akademischen Wettbewerb deutungsoffener Historiker überbietet Manfred Hildermeier noch Dietmar Neutatz, dessen Revolutionsgeschichte in den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts „ausläuft“. Wahrscheinlich sollte Hildermeiers Revolutionsgeschichte der „abgerundeten“ hundert Jahre das Jubiläum programmatisch besser „rahmen“: Putins autoritäre und interventionistische Machtvertikale diszipliniert den Staat. Verspricht solch eine durchgehend-funktionale Mainstreamisierung mithilfe des „steuernden“ „Regime“-Wortschlüssels zukünftig mehr präsidiale Kompetenz oder will er die Geschichte eventuell auf die Digitalität eines sprachlich-inszenierten „Kultur-Sockels“ vorbereiten?

Resultiert die Neutatz'sche „Bilanz und Ausblick“ in dem „gemeinsamen Nenner aller Anfänge“, die in „Russland des langen 20. Jahrhunderts unternommen wurden“, in generell beschönigender Rede: „Alle hatten das Beste für Russland im Sinn“ (S. 584)? Modellierer revolutionärer „Rekonstruktionskultur“ überraschen zuweilen mit einer unbefangenen Pauschalität, so dass sondierende Fragen auch ein würderelevantes Selbstbild vom Menschen reflektieren müssen: Sind „Kultur-Ressourcen alternativer Zeitlichkeit“, die scheinbar wegen der „homogenisierten Übersetzung“ bolschewistischer Terrorherrschaft zur späten

Camouflage beitragen könnten, nicht auch inhuman-ideologische, absurde Transformationsprodukte einer verkehrten Welt?

Der französische Wirtschaftswissenschaftler Thomas Piketty (geb. 1971) will dem Leser mit seinem 2020 veröffentlichten Buch „Kapital und Ideologie“ ermöglichen, „seine eigenen Vorstellungen und seine Ideologie sozialer Gleichheit und Ungleichheit genauer zu erfassen“. Piketty selbst bekennt am Ende seiner Untersuchung, er wolle die Geschichte „umformulieren“ (S. 1273): „Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte des Kampfs der Ideologien und der Suche nach Gerechtigkeit. Es kommt, anders gesagt, in der Geschichte ganz entscheidend auf Ideen und Ideologien an.“ Der Autor bedauert den Mangel eines „neuen glaubhaften universalistischen Gleichheitshorizontes [!]“ (S. 15), weil im 21. Jahrhundert eine „identitäre und nationalistische Abschottung als große Ersatzerzählung [!]“ (S. 15) einspringen könnte.

Russland habe nach 1991 „neue Formen der Sakralisierung des Privateigentums“ (S. 726) entwickelt. Diese würden nun „weltweit mit seinen neuen Oligarchen und dem Offshore-Reichtum“ herausragen. Ihr Vermögen wäre in „undurchsichtigen Konstruktionen in Steuerparadiesen versteckt“ (S. 726). Darum hat Piketty eine „transnationale Perspektive“ gewählt, um die Schwachstellen dieses Narrativs besser verstehen und die Rekonstruktion einer alternativen ([!]) Erzählung ins Auge fassen zu können“ (S. 14). Zwei Schwerpunkte bestimmen seine Perspektiven teils „gekoppelter Wegverläufe“ teils „alternativer Zeitlichkeit“ und „alternativer Erzählung“, die weltweit einer „eigenen Geschichte entspringen“, aber zu „Beginn dieses 21. Jahrhunderts immer enger miteinander verbunden“ sind.

Piketty will Marx und Lenin nicht „anprangern“, sondern einfach feststellen, „dass weder sie noch jemand anderer vor der Machtübernahme 1917 präzise Lösungen für diese wesentlichen Fragen vorgeschlagen hatte“ (S. 727). Wenn im Wesentlichen so pauschal argumentiert wird, dann ist es wichtig, das „Gewebe“ der Geschichte gegen den Strich zu bürsten, um die Absichten

und Ziele der Personen in der Praxis freizulegen, damit Wissenschaftler davon absehen, die Vergangenheit nach ihrem Gutdünken zurechtzubiegen. Neutatzens Bilanz ist fern sowjetischer Realität, weil seine nirgends aneckende Konsens-Formel „Eingängigkeit-Harmonie-Verharmlosung“ um der Zukunft willen die differenzierende Kritik, Klärung und Distanz vermissen lässt.

Der Terminus „Modernisierung“ wird in der Wissenschaftssprache zum beliebigen Instrument. Wirkte der Erste Weltkrieg in Russland hauptsächlich als „Katalysator [!] von Problemen“ (S. 14), die „Moderne“ primär als „etwas Relationales“ (S. 15) oder geschah mit der Oktoberrevolution genau derjenige „Unglücksfall“ (S. 87), der die bolschewistische Avantgarde in den Führungsrang einer handlungstreibenden „Kulturrevolution“ (S. 165), „Mobilisierungsdiktatur“ (S. 247), „Revolution von oben“ (S. 223) oder eines „rücksichtslosen Modernisierungskonzepts“ (S. 588) beförderte? Eine durchgreifende „Modernisierungsdiktatur“ (S. 51) hätte Neutatz zufolge schon unter dem Unternehmer und Finanzminister Sergej Juľewič Witte (1849–1915) existiert, der von 1892 bis 1903 während der Zeit Zar Nikolaus II. (1868–1918; 1894–1917) das Ministeramt ausübte.

Erscheint dann nach Ansicht von Neutatz reformpolitisch die „Februarrevolution 1917“ als „konsequente [!] Fortführung des Strukturwandels mit der Perspektive auf eine demokratisch-industrielle Entwicklung im Sinne der westlichen Moderne“ (S. 87)? Spielte die unentschlossene Wankelmütigkeit eine Tatsache, dass die „Provisorische Regierung“ sowohl selbst im „rechtsfreien Raum“ (S. 146) agierte als auch dadurch für ihre Politik keine handlungstreibenden Mittel fand? Offensichtlich war die profitorientierte Mobilisierung expansiver Ressourcen, festgelegt im Entente-Geheimabkommen, wichtiger als die Beseitigung der abschreckenden sozialen Gegensätze. In undifferenziert-wertfreier, deskriptiver Reihenfolge erwähnt Neutatz die „reformorientierten zarischen Staatsmänner ebenso wie die konservativen Slawophilen, die liberalen Demokraten wie die revolutionäre Bewegung, diejenigen, die das Sowjetsystem aufbauten und vom Kommunis-

mus träumten, ebenso wie diejenigen, die es zugunsten von Demokratie und Marktwirtschaft wieder abschaffen“ (S. 584).

Historiker Neutatz gibt dem „Projekt der Modernisierung des Zarenreiches“ keine Chancen, da es „nach westlichen Vorbildern unausweichlich [!] zum Scheitern verurteilt war“. Damit spricht er im Brustton der Überzeugung den zarischen Reformversuchen jegliche „Erfolgschancen“ ab, um „historisch gewachsene Strukturen aufzubrechen und Neuerungen gegen Widerstände durchzusetzen“ (S. 586). Sicherlich war die russische Oberschicht mit ihrer neuen „Intelligenz“ zum einen weltanschaulich völlig uneinheitlich. Zum anderen begann es seit den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts unter den Bauern und den Industriearbeitern zu rumoren. Erfolgsorientiert käme für Georg W.F. Hegel (1770–1831) vielleicht der „Geschäftsführer eines Zwecks“ in Frage: Wer vertritt unter den Historikern die „rote“ Position, der mit der willentlichen Partikularität ihrer Interessenlage gleichermaßen Substanzielles von Recht und Gesetz im Blick haben könnte, als wäre sie entgegen der Praxis die alleinige, „wahrhafte Macht“ (S. 17)? Lothar Gall hatte auf seine Art über diese historischen „Umstände des Lebens“ reflektiert – kritisch-angemessen in politischer Analyse und im farbechten, „roten“ Kontrast zum Thema „Bismarck. Der weiße Revolutionär“ (S. 17). Als „Mitschöpfer dieser Welt“, auch wenn „weitgehend wider Willen“, haben sein Realitätssinn und seine Mittel den „historischen Prozess zeitweise enorm beschleunigt und in stürmischem Tempo das heraufgeführt, was wir abkürzend die moderne Welt nennen“. (S. 729) Konsequenter im Mittel-Zweck-Vergleich beurteilt war Bismarck ein „konservativer Revolutionär“ (S. 729).

Die kirchlich-orthodoxe Einstellung eines „altchristlichen Realismus“, der sich gegen die radikal-kompromisslose, umwälzende Modernisierung der Lebenswelt in Russland gerichtet hätte, wäre somit – angesichts der „umwertenden“ Rigorosität transzendenzloser Theorie-Profanität – ein entscheidender gesellschaftlicher Hemmschuh geworden: Das wäre theoretisch die Determination gewesen, die sich um der Kirche, Sakralität und

der „Russisten“ willen erstens gegen die gesellschaftliche Entfremdung eines total umwälzenden Industriezeitalter Russlands entschieden hätte. Zweitens hätte sie wahrscheinlich sowohl auf die kulturell umwälzenden „Revolutionsdiktate“ als auch auf das unterdrückende Nivellieren slawischer Wesensverschiedenheit im Sinne einer „revolutionären Homogenisierung“ – insbesondere in der modernistischen Rede eines bolschewistischen „Kadertyps“ – traditionsgemäß untertänig reagiert.

Drittens ist von ganz entscheidendem Stellenwert die Kirchenreform. Sie verfügte mit Peter I., dem Großen (1672; 1681–1721 Zar; 1721–1725 Kaiser), dass sich die Mitglieder der orthodoxen Kirchenleitung, die das „Kirchliche Reglement“ – bekannt als „Heiligster dirigierender Synod“ vom 25. Januar 1721 – per Kirchengesetz konstituieren mussten, mit ihrem Untertaneneid dem Staatsinteresse des Zaren unterzuordnen hatten: Reinhard Wittram beurteilt den neuen Kirchenbegriff als verbindliche Lösung, dass Peter der „Kirche ihre institutionelle Eigenständigkeit und ihren hierarchischen Charakter“ genommen habe (S. 110). Viertens verzögerte der von Zar Alexander III. (1845–1894; 1881–1894), der von dem streng konservativen Juristen und Staatsbeamten Konstantin Petrovič Pobedonescev (1827–1907) ausgebildet worden war, ausgeübte und erwartete reaktionäre Druck viele Reformansätze. Unmittelbar nach der Oktoberrevolution 1917 wurde am 23. Januar 1918 der „Heilige Synod“ abgeschafft.

Während seit dem Mittelalter das orthodoxe Ritual die anwesenden Gläubigen mehr teilhaben ließ, praktizierten die aufwendigen Kulthandlungen in mystischer Pracht nur klösterliche Mönche, die der Welt asketisch entsagt hatten. Die kanonischen Texte, vom Popen in frommer Regel und der „Reinheit“ gemäß leise murmelnd gesprochen, mussten die Gläubigen nicht unbedingt „verstehen“. Unterstellte lauter-tönende, „häretische“ Modernisierungsanliegen gegenüber der orthodoxen Liturgie, der Obrigkeitshörigkeit gegenüber weniger Erbötigkeit aufzubringen, wird von vielen Gläubigen heutzutage im nationalen Interesse nur wenig Reformfreudiges bemerkt. Was das moderne

Weltgeschehen Russlands kommunikativ lenkt, artikuliert sich kulturhistorisch als wirkungsvolle Mischsprache, die ohnehin von den Popen wegen ihrer unglaublichen Defizite an „Reinheit“ abgelehnt wird.

Moderne Thesen in der Wissenschaft sprengten den finalisierten, einlinigen und anscheinend disruptiven Revolutionsbegriff auf. Schon Marx schätzte die Revolution als „Lokomotive der Geschichte“ ein, als sei damit gewissermaßen die „permanente Revolution“ vorhersagbar geworden. Kündigt sich jetzt wieder ein revolutionärer Paradigmenwechsel an? Handelt es sich im Duktus permanenter Reformen nicht mehr um das Revolutionsjahr 1917, sondern um die Stadien-Realität einer „langgezogenen“, wechselhaften und „unvollendeten“ Revolution von 1917 bis 2017? Ihre politische, gesellschaftliche und finale Prozedur dokumentiert den revolutionären Wandel als operatives oder inhärentes Veränderungsprinzip zukünftiger Geschichte, das nicht nur „unaufhörlich“ ist, sondern beliebig „langgezogen“ bis „unvollendet“ zu werden scheint. Damit wäre sowohl die Grenze zur säkularen „Revolutionstheologie“ überschritten als auch eine neuzeitliche Nachhaltigkeit des „Posthistoire“ denkbar, da nunmehr mit der Option einer kohärenten Mythisierung durch eine digitalisierte Weltbewältigung zu rechnen ist. Da ideologische Zwangsvorgaben, von denen die UdSSR faktisch gezehrt hat, in der Gegenwart weder politische Garantien noch soziale Sinnvorgaben gewähren können, scheint hauptsächlich das „Staat-Kirche-Schema“ für spannungsvolle zukünftige Verheißungen in Frage zu kommen.

Das vorliegende Buch soll ein informationsreiches anregendes Sachbuch sein. Historiker denken, analysieren, gliedern und rekonstruieren gern Geschichte vom Ende her. Danach war der „Rote Oktober“ aus der Sicht der Bolschewiki angeblich die entscheidende erfolgreiche Revolution, so dass Lenin alle notwendig-gewaltsamen Maßnahmen letztlich zielgerichtet, „avantgardistisch-machbar“ verstand, indem er sie auch prinzipiell in monokausaler Planung strategisch determiniert hätte. Als vorwärtsdrängender Krisenprophet hatte er theoretisch im Kreis

seiner Avantgarde den „transformativ“-proletarischen Prozess mit praktischer Zielvorgabe finalisiert. Während sich Lenin und Trotzki zusammen mit ihren Gefolgsleuten möglichen Spielräumen der russischen Wirklichkeit beugen mussten, diktierten sie zwar die strategischen Spielregeln unbeirrbares Vorgehens, aber ihre Rigorosität fand dann „rumorende“ Grenzen, wenn das erfolgreiche Handeln des raschen Vollzugs der Realisierung nichts zu implementieren vermochte. Lenin wollte primär die Revolution durchaus im eigenen Land vollenden, dagegen standen Erwartungen, denen Trotzki offen durch die bevorstehende revolutionäre Internationalisierung den Vorzug geben wollte.

Professionell-Machbares charakterisiert Ecos literarische Geschichtsfiktion als konstruierte Bricolage, aber ebenso im Rückgriff als ästhetisches Kunstwerk mit spezifisch-literarischer Intention: Einerseits würde der „Wahrheitsbesitz“ die Beweglichkeit des Denkens hemmen, andererseits würde die Religiosität protestantischer Perspektiven und die der katholisch-nachtridentinischen Spiritualität desillusioniert. Während die Nachfahren mittelalterlicher Inquisition in der europäischen Gegenwart – in Anlehnung an George Orwells „Überwachungsstaat“ – immer noch die verdeckte „soziale“ Gesinnungskontrolle bevorzugten, würden Verfahren latent-überlieferter, effektiv-konformer Mittel der Repression und Intoleranz subtil ausgeübt. So wäre die biblische Sinnstiftung zwar noch lebendig, aber als Diskurs eines geordneten Kulturgedächtnisses, der desillusionierte Menschen hervorbringt.

Der kritische Leser ist die Überprüfungsfigur Eco'scher Strategien. Eco wollte nicht nur „aufschrecken“ (S. 82), sondern auch mit „versöhnlichen Bildern“ (S. 82) trösten. Ironisch startet er den Versuch, ein „breites Publikum zu erreichen“ (S. 82), das nach dem Beseitigen der Schranke zwischen „Kunst und Vergnügen“ (S. 82) auf facettenreiche Interpretationen wartet, weil „alle Probleme des modernen Europa, wie wir sie heute kennen, im Mittelalter entstanden“ (S. 86) seien. Ecos Fazit: „Wir“ sind immer die Schuldigen (S. 90). Doch wer will schon in mittelalterlicher Nachfolge von Orwells „Großem Bruder“ oder Staats-

präsident Putins Politik inhärent verdeckte „inquisitorische“ Methoden akzeptieren.

Um im „bergigen“ Ansatz gegenüber dieser Konzeption zu bestehen, sind erstens teilweise kritisch-kommentierte, ausführliche Quellennachweise und der Nachweis einer weiterführenden Bibliographie unerlässlich. Zweitens ist der avantgardistisch-experimentelle Eintritt der Bolschewiki in die Geschichte – vermutlich in Ecos Verständnis zu „Füßen des Berges“ (S. 49) – vergleichbar einem modernisierungstheoretischen „Aufbruch zu einer Bergtour“ (S. 49). Drittens hätte sich nach dem „Ausklingen“ der terroristischen Stalinzeit – scheinbar gemildert durch „falsche Unschuld“ (S. 79) – die einst bolschewistische Avantgarde bzw. „Nomenclatura“ im Bewusstsein metasprachlicher „Tradition“ (S. 49) vom „Kreml“, dem scheinbaren Jubiläumsberg „Roter Oktober“, ideologisch-„talabwärts“ und sukzessiv weniger reformresistent begonnen, darüber Rechenschaft abzugeben. Nicht nur die „Zeit der verlorenen Unschuld“ (S. 79) und der „ironischen Neureflexion“ (S. 80) hätte dann begonnen, sondern auch die „Herausforderung der Vergangenheit“ (S. 79) wäre ein Denkanstoß gewesen, „mit Vergnügen das Spiel der Ironie“ (S. 79) gegen das Bestehende energischer mit einem Veränderungswillen einzulösen.

Im 21. Jahrhundert, in Zeiten tiefgreifender Systemwechsel, die als „Synonym für Realitätsverlust“ zeugen könnten, wäre der „Gleichgewichtssinn“ nichts anderes als ein „Spieltrieb mit der Ordnung im Geiste der Freiheit, und mit der Freiheit im Namen der Ordnung“ (S. 200): Im Jahr 1981 hat Adolf Muschg über das Thema „Literatur als Therapie?“ mit dem Untertitel „Ein Exkurs über das Heilsame und das Unheilbare“ reflektiert. Seine Einsicht schöpft aus dem „Gleichgewichtssinn einer sich selbst bedrohenden Menschheit“ und der Befähigung zu einer mutmaßlichen Sorglosigkeit mit den Worten, „wenn wir leben gelernt haben“. Was folgt, soll den Leser mit heilsamen Worten beeindrucken – Literatur allein sei keine Therapie, „aber sie macht Mut dazu, den Weg zur Therapie im Ganzen weiterzugehen“ (S. 203).

Wäre dann die Therapie eine lebenskräftige Kunst-Form, die in dem „Posthistoire“ nicht nur sinnliche Deformationen der Wahrheit durch einen ordnenden Heilungswunsch offensichtlich irritieren könnte? Klugheit ist eine heilsame Chance für spätere Generationen, um in der „Ordnung die Bewegung zu lieben“ (S. 203). Doch in der industriell-zivilisierten Welt des „Posthistoire“, in dem sich die total entzauberte Sprache entfalten würde, ist manche Überzeugung antiquiert, andere Ideen wären wirksam wie ein Weckruf, „wenn man nur das bindende und lösende Wort zu treffen wisse“ (S. 187): „Wort-Kunst ist auf dieser Stufe von Heil-Kunst nicht zu trennen“ (S. 186). Was ist davon in der Wissenschaftssprache übriggeblieben?

Bewusst wende ich mich an ein interessiertes und neugieriges Leserpublikum, um es über die neuesten publizierten Erkenntnisse verständlich, überblicksweise, sachlich, wissenschaftstheoretisch und ideologiekritisch zu informieren: Von zentraler Perspektivität ist der wirkmächtige Kontrast, der das performative „Kollektivsubjekt“ durch den revolutionären Paradigmenwechsel des „Roten Oktober“ in eine temporale Raum- und Zeitdeutung „übersetzen“ will. Wie ist die zeitgemäß-augenfällige, praxisnahe Diskrepanz zwischen der russischen Wirklichkeit und dem bolschewistischen Fortschrittsoptimismus in der Zukunft zu „bewältigen“? Notwendigerweise „wandert“ die europäisch-diachronische Perspektive im Einzelfall vom antiken Vergangenheitsverständnis zu synchronisch-zeithistorischen Gegenwartsfragen, um russisch-sowjetische Ordnungsvorstellungen temporal zu profilieren. Um der Verständlichkeit willen resümiere und reflektiere ich stilistisch-historische und komplex-sprachliche Zuordnungsprobleme, Fragen gliedernder Einordnung und analytisch-erschwerende Kernbereiche ihrer ausschließlich labor-prognostischen Sprachfähigkeit. Eine lebendige Sprache, die sich den alltäglichen geistigen Veränderungen anpasst, weicht zwar im Allgemeinen puristisch-semantic ab vom Licht der geoffenbarten „Reinheit“, will aber nicht Fragen missachteter und geschundener Menschenwürde durch eine

seelenlos-schablonierte Sprache unbeantwortet lassen. Elementare sprachliche und gefühlvolle Formen, die den Umgang mit Wissen komplementieren, dürften Wissenschaftler und Leser in humanitären Fragen sprachlicher Generalisierung nicht unberührt lassen.

Leser sind zur Vorsicht aufgerufen, wenn sie ausschließlich auf kollektiv entlastende Signale sprachlichen „Scheins“, die überbordende Reduktion semiotischer Zeichen oder gar auf die zeitlose Vereinheitlichung digitalisierter Laborsprache treffen. Ihre papierene Stil-Leerheit bzw. ihre Qualität gedachter „Seifenblasen“, die nebenbei im luftigen Zusammenspiel das Altbewährte durch atemberaubende Maßlosigkeit „platzenlassen“ könnten, verdichten und „transformieren“ – wenn man es so will – diese Defizite zum Appell, der darauf dringt, gegenüber übertriebenen modernistischen Sprachspielen weder zu schweigen noch über Kernbereiche der Normativität zwischen Wissen und Glauben gedankenlos und sprachlos zu reagieren. Für eine ausgesprochen distanzierte, satirische Widerrede ist das Thema ohnehin nicht geeignet.

Aus vielen Gründen habe ich nicht versäumt, das Buch notwendigerweise mit einer möglichst vermittelbaren Perspektive zu versehen, die jedoch nicht gleich diese Akzeptanz in eine schlüssige „Konzeption“ verwandeln will: Erstens gilt im christlichen Europa das Faktum, dass Russland mit seinem Status quo orthodoxer Kirchlichkeit geopolitisch dem „Kap der alten Welt“ – wie der französische Lyriker, Philosoph und Essayist Paul Valéry (1871–1945) bemerkt hat – als dem „westlichen Ausläufer Asiens“ zugehörig ist: Europa ist nicht nur eine Idee, sondern auch eine Wertegemeinschaft. Auch wenn sich Russland zweitens aufgrund seiner großräumigen Verhältnisse und seiner überaus zahlreichen Ethnien und Religionen als sprachliches Phänomen eines Vielvölkerstaats weder für ein starres Integrationsformat noch für die naturvergessene Stringenz eines überzeugenden Interpretationsmusters eignet, versuche ich zumindest ohne übertriebene Zahlenmystik, Russlands revolu-

tionären Weg in die Komplexität seiner politischen, religiösen, rechtlichen, sozialen und kulturellen Konditionen einzubetten.

Drittens reflektiere ich ausführlich über die internationale Dimension der russischen Revolutionen im Jahr 1917 und erinnere die externe sozialistische Interdependenz, die Anlass gab zur anglofranzösischen, diplomatischen Intervention gegenüber der „Provisorischen Regierung“, um sie auf die Offensive an der Front im Osten festzulegen. Lenins Interventionsplan verfolgte im Unterschied zur anglofranzösischen Intervention den Frieden und die durchgreifende radikale Revolutionierung Russlands. Viertens berücksichtige ich die militärische Intervention im Bürgerkrieg von 1918 bis 1921, ihre ungeheuren Menschenverluste, die sogenannte „Große Säuberung“, den „Zweiten Weltkrieg“ und die sowjetisch-weltanschaulichen Maßstäbe der nachstalinistischen Sprachregler bis 1993. Ihre sukzessiv-„entstalinisierende“ Aufbruchsstimmung weckt, erhellt und problematisiert zugleich Differenzierungen gegen die sprachlich-„sinnglättende“, wissenschaftliche Sprachkultur der Homogenisierung und gegen die gliedernd-begreifende, aber widersprüchliche Einordnung sowie die verbindlich-regulierende, methodische Sprachlenkung instrumenteller Generalisierung. Fünftens wechseln sich um der Lesbarkeit, Verständlichkeit und Anschaulichkeit willen modernisierungstheoretische und methodisch-stilistische Auslegungsbeispiele sowie kommunikative Ausführungen mit der Gründlichkeit rhetorisch-semantischer Detailstudien ab: Zuweilen ist das unterfütterte philologische Angebot als „schwierigere Lesart“ nicht trockener, sondern hoffentlich aufschluss- und spannungsreicher, wie Bernd Wannenwetsch exemplarisch zum Psalmenkommentar des Aurelius Augustinus (354 n. Chr. – 430) und zur harmonischen Gestimmtheit der wohlklingenden Harfe (S. 307 ff.) ausgeführt hat.

Als der marxistisch orientierte Universalhistoriker Eric Hobsbawm 1998 sein deutschsprachiges Buch „Wieviel Geschichte braucht die Zukunft“ veröffentlichte, warf er im 19. Kapitel die Frage auf: „Können wir die Geschichte der Russischen Revolu-

tion schreiben?“ Angesichts der Komplexität des Landes und der Leitfiguren Lenin, Trotzki und Stalin widersprach er einem „verbindlichen Konsens“, da sich auch in „absehbarer Zukunft“ an dieser Frage die „Geister scheiden“ (S. 316) würden. Russlands „langgezogene“ Revolution zeigt im abgehandelten Verlauf und im offenen-„unvollendeten“ Schluss des vorliegenden Buches, auf welche Weise immerhin die denkbare Welt marxistisch-leninistisch-stalinistischer Ideologie in die Welt gewaltsamer Wirklichkeit von der Wissenschaft „übersetzt“ werden konnte. Das letzte lösende Wort ist noch nicht gesprochen. Was das derzeitige globale Status-quo-System erschüttert, ist etwas Unberechenbares maximierender Fragmentierung, sind die Muster religiös-verengter, unterprivilegierter Gewaltstrategien, die Reizbarkeit der Großmächte wegen knapper Ressourcen oder das Unfassbare der „Globalen Revolution“, die als Klimakatastrophe alles hinwegfegen könnte. Dagegen wären auch Donald Trump (geb. 1946), Vladimir Putin (geb. 1952) oder Xi Jinping (geb. 1953) und alle anderen Mächtigen im Zusammenspiel von Wissenschaft, Materialismus, Glaube und mythischer Diesseitigkeit nicht völlig gefeit.

Gegenüber der Offensive aus dem Osten, wie beispielsweise Chinas „Seidenstraße“ und Russlands „Militärpolitik“, kann ich angesichts des Themas einen latenten Vorbehalt gegenüber überzogener Ideologie, nationaler Willfähigkeit und allzu forschen Alleingängen nicht verhehlen: Das derzeitig titanisch-materielle Drama entfesselten „Ressourcen“-Fortschritts in Russland – und nicht nur dort – beschleunigt neue ungeahnte Perspektiven der Rationalität objektivistischer „Maschinen-Intelligenz“. Wäre der Zeitpunkt ihrer Anwendung bereits ein untrügliches Zeichen, dass die thematisch vorhergehenden, monströsen Perspektiven, wie die des Modernisierungsdogmas der Vergangenheit, als gewaltsam aufgezwungene Kulturleistungen dem erinnerungslosen Orkus der Vergessenheit anheimfallen würden?

Kultur als Ressource alternativer Zeitlichkeit und transitorischer Selbstskandalisierung

Wissenschaftliche Publikationen der letzten dreißig Jahre informieren über die vom Zarentum „befreiten“ Menschen Russlands. In thematischen Schwerpunkten stehen Personen im Zentrum, die nicht nur die aktivierte Verflochtenheit von Demokratie und Freiheit widerspiegeln, sondern die auch in einer „Rekonstruktionskultur“ das Thema „Verantwortung“ nicht ausgrenzen können. Im Beziehungsgeflecht des „Posthistoire“ repräsentiert jeder Historiker, Kulturwissenschaftler oder Informationswissenschaftler auch den Reichtum der Worte, ihre Oralität oder die Originalität ihrer Tradition, vor allem dann, wenn sich divergierendes Denken von der Provokation bis zur „gesetzwidrigen“ Schrankenlosigkeit zu „verschieben“ beginnt:

1. „Große Transformationen“ thematisieren Werte, die mit ihrer „Magie“ des Wandels Fragen nach der Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit in der Demokratie aufwerfen. Die begrifflich-wertfreie Problematik würde mit einer amorphen Perspektive korrespondieren, da nationale „Transformationsgesellschaften“ gegenüber Tendenzen der Entsolidarisierung nicht untätig bleiben.
2. Osteuropahistoriker Stefan Plaggenborg analysiert ausführlich in seiner Habilitationsschrift „Revolutionskultur. Menschenbilder und kulturelle Praxis in Sowjetrussland zwischen Oktoberrevolution und Stalinismus“ (Köln 1996) derartig wichtige Faktoren verschiedener kulturbolschewistischer Denkansätze. Gegenwartsbezogen untersucht Osteuropahistoriker Philipp Ther in seinem Buch „Das andere Ende der Geschichte. Über die Große Transformation“ (Berlin 2019) postkommun-

nistische Reformprozesse, die eine „Aktivierung durch Armut“ u. a. in den „Transformationsgesellschaften“ Russlands, Polens und Ungarns verursacht hätten.

3. Jede geopolitisch-staatliche Raumgröße veranschaulicht Ressourcen eines Spannungsverhältnisses, die Problembereiche zwischen Diversität und Gemeinschaft konfrontieren. Ansprüche „wertfreier Wissenschaft“ überschneiden sich im Methodenstreit – trotz des sprachlichen Reduktionsgebrauchs – mit Potenzialen empirischer Desiderate oder mit Postulaten soziologischer Anleihen in einer Rekonstruktionskultur.

Das hier stilistisch-auffallende, absichtlich ausgewählte „Muster“ ist symptomatisch für den intellektuellen Kompass und für das „gedachte“ Dilemma der „Rekonstruktionskultur [!]“, das „ideologische“ Kunstformen der präsentierten „Reduktionswelt“ innerer Widersprüche unbekümmert „überspielt“: Selbst für den Autor Plaggenborg ist nicht nachvollziehbar, „was bei den Kulturarchitekten gleichsam ‚schiefgegangen‘ ist, daß sie tradierte Lebenszusammenhänge ignorierten“ (S. 353). Seine Begründung erinnert an ein trojanisches Pferd, das Großartiges verhieß und einzig und allein der strategischen Täuschung diente: „Neu war die Elite, die wirtschaftliche Ordnung, die Art, wie der Marxismus auf den Kopf gestellt wurde, weil die proletarische Revolution ohne bürgerliches Zwischenspiel stattfand“ (S. 1). Stefan Plaggenborg analysiert und erörtert die „Revolutionskultur“ auf der Basis vieler komplexer „Denkkonstellationen“ (S. 3) mit einer zuweilen variablen Begrifflichkeit.

Damit thematisiert er zwar ein wichtiges Thema theoretisch-artifizieller, intentional-autonomer und gemeinschaftlich-auf-rüttelnder Signalisierung, aber das Angst erregende, permanent „erhitzte“ und unbeständige Wortpaar „Kultur und Revolution“ (S. 29) camoufliert, entwertet und verharmlost wie eine „Denkmaschine“ die existenziell-„gedachte“, zeitliche „Gegensätzlichkeit der Entwicklungsmodelle [!]“. Ihre jeweils konzept-

tualistische Modellierung neutralisiert in der „kognitiven (Neu-) Ordnung“ (S. 29/40/353) jedwede Empfindlichkeit, seien es „militante“ (S. 350) Gefährdungen oder variable Kontext-Aspekte ihrer Praxistauglichkeit. Vermitteln sie etwa den zwingenden Eindruck einer vorausschauenden Perspektivität? Sinnigerweise brachte Plaggenborg für ihre politische „Transformation [!] ein totales [!] Konzept“ (S. 1) in Anschlag und erwähnte zwar für die „menschliche [!] Transformation allumfassend [!]“ (S. 3) die „Spanne kulturellen Zugriffs [!]“, aber keine Maßstäbe der Ausführung, die Antworten „nach der beabsichtigten [!] Tiefenwirkung“ (S. 3) enthalten.

Die „Transformationsmaschine“ arbeitet wie eine Prägestanze: „Transformationen“ sind produktiv, weil sie resultativ-doktrinär einen diensttauglichen „Experimentiergeist“ oder schlichtweg in den Wortspiel-Kombinationen „Revolutionskultur“ und „Kulturrevolution“ (S. 21) ein verwirrend-forschendes Begriffsgepenst der „kognitiven Neuordnung“ (S. 29) entwerfen. Was sie scheinbar „qualitativ“ legitimiert, sind Methoden, die zur „Reorganisation [!] des Menschen“ (S. 21) beitragen würden. Was den „zukunftsorientierten Kulturplanern“ (S. 33) vorschwebte, waren autoritär-verbindliche „Produkte [!] neuer Einstellungen, Werte und sich daraus ableitender Tugenden und Verhaltensnormen“ (S. 62). Das bezog sich in gleicher zeichenhafter Weise theatralisch und plakativ auf die „Körperkultur“ (S. 89/91/95), die „Wahrnehmung“ und die kulturellen Antagonismen, jedoch gab es keinen „durchexerzierten Kulturfahrplan“ (S. 343), wohl aber „Theoretiker“ (S. 82/83) „Praktiker“ (S. 343/344), „Kulturarchitekten“ (S. 3), „Aufklärer“ (S. 344) und „Mythenbildner“ (S. 346), die in beschworener Totalität die „lichte Zukunft“ (S. 346) und die „Projektion der Zukunft“ (S. 346) mithilfe des Wunschdenkens irgendeiner sozialistischen „Durchsetzung“ determinieren wollten.

Die von Plaggenborg analysierten sinngebenden „Architektorentwürfe“ sind zweifellos Beispiele eines „gedanklichen Konstrukts“ (S. 34), die die Menschen theoretisch disziplinieren, aber existenziell „kolossal“ (S. 92) und radikal-autoritär „von oben“

(S. 349) prägen sollten: Volkskommissar für Volksaufklärung und Schriftsteller Anatolij Vasil'evič Lunačarskij (1875–1933), didaktisch der „Feinfühligere“ (S. 34) unter den bolschewistischen Planern und „Kulturdesignern“ (S. 265), verglich und differenzierte 1921 die französischen Revolutionsfeste mit denen der instrumentell-verkrampften, „gewollten Emotionalisierung“ (S. 287) der bolschewistischen „Festkultur“ (S. 278/285). Im Rahmen einer Stadientheorie war das sicher nicht praxisfremd, denn im Unterschied zum „revolutionären Pathos“ (S. 274) hatte Lunačarskij selbstkritisch erkannt, dass zwischen den Intellektuellen und Kommunisten einerseits und der Bevölkerung andererseits eine „Trennung [!]“ (S. 275/286) bestanden hätte: Nach seiner Ansicht hatte sich eine „Kluft“ (S. 275) aufgetan, so dass der Staat nur „scheinbar der Staat des Proletariats“ (S. 285) gewesen wäre.

Die Oktoberrevolution hatte nach Ansicht Plaggenborgs eine „frühsowjetische Kultur“ (S. 2), die „Ära der großen Transformationen ohne [!] Vorbilder“ (S. 1) und die „Umstellung“ (S. 2) der Menschen im „direkten Zugriff auf Geist und Körper“ (S. 1) determiniert. Was dann folgt, ist eine methodische Absicherung nach allen Seiten, um sich von einem Verdacht willentlich distanzieren zu können, schlichtweg „Gemeinsamkeit zu erzwingen“ (S. 20). Da Plaggenborg selbst eine „Transformation im Geistigen“ (S. 19) nicht beabsichtigt, bleibt folgende Frage offen: Welche Methode demonstriert das Hervorbringen des „neuen Menschen“, wenn mit seiner funktionalistischen „Reorganisation“ die „Revolutionierung der Köpfe“ (S. 22) gemeint ist? Das „literarisch“-erscheinende, inszenierte Problem erlöst sich argumentativ von selbst: Die „bisher unterdrückte Kultur“ (S. 26) wurde wie eine sportive „Wendemarke“ zur dominanten „aufbereitet“, denn die „Revolutionierung der Köpfe fand nicht statt“ (S. 23).

Die Begründungsweise ist methodisch enttäuschend, weil Plaggenborg offensiv die Ansicht vertritt, es dürfe nicht „kleinlich am Begriff der Kulturrevolution gedeutelt werden“, da Begriffe „hier wie sonst häufig Behelfslösungen“ (S. 23) seien. Wurde dann über die Assimilierung und die „Zusammenhänge von

Revolution, Revolutionären und Kultur“ (S. 33) überhaupt wissenschaftlich reflektiert? Welche Kräfte spiegeln eigentlich die „ganze“ Wirklichkeit wider, wenn es weder eine begriffliche Zuverlässigkeit noch einfache Antworten gibt? In der Demokratie können selbstverständlich Methoden insbesondere im genauen Blick auf die Faktizität kritisiert werden. Plaggenborg bemüht ein „Weltbild“ gedachter „Konstruktionskultur“, um die Phänomene neuer Lebensprinzipien – allerdings bisweilen fern des geschichtlichen Lebens – mustergültig vorzutragen:

Erstens hätte statt einer Analyse der „Automatismus zur Erhöhung [!] der Revolution“ ohne Widerspruch „geschnurrt [!]“ (S. 33). Zweitens ist der objektivierte „neue Mensch“ die zentrale Bezugsgröße: Er wurde als Gegenstand materialisiert und veranschaulicht dementsprechend die „neue Kultur“ wie ein synthetisches „Endprodukt mentaler Musterbildung“ (S. 37). Drittens würde hinter allen theoretischen Überlegungen des Erfolgs – sicherlich bolschewistisch optimistisch – ein „unverrückbarer Glaube [!] an die Erziehung“ (S. 349) wirken: Wichtig war der scheinheilig-wirkende „Plan zum Aufbau eines staatlichen Schulsystems, so daß die Ausschaltung [!] der kirchlichen Schulen einer Vereinheitlichung [!] diene“ (S. 317). Viertens hätte das sogenannte Trennungsdekret zwischen Staat und Kirche vom 23. Januar 1918 keine „Rückstufung [!] der Kirche“ (S. 317) bedeutet, weil es hauptsächlich darum gegangen wäre, die „ehemalige Staatskirche von ihrem hohen Roß [!] zu stoßen und Religion zur Privatsache [!] zu erklären“ (S. 317).

Da die Bolschewiki „all dies abrupt“ vollzogen, kann der „ideologische Hintergrund dieser Maßnahmen nicht geleugnet [!] werden“ (S. 317). Fünftens verkörperte die Kirche in den „Augen der Bolschewiki“ die „institutionalisierte Rückständigkeit und Verdummungsideologie [!]“ (S. 318). Dennoch könne – vielleicht aus taktischen Gründen – bis „etwa um die Zeit des zweiten Kongresses des „Verbandes der Gottlosen“ des Jahres 1929 von „planmäßigen, gradlinigen, gezielten, zielgruppen-gerechten und folglich wirksamen antireligiösen [!] Propaganda

keine Rede sein“ (S. 318). Sechstens hätte nicht nur in den „autoritären Kulturentwürfen“ (S. 350) eine „einheitliche Methode“ gefehlt, weil „Uneinheitlichkeit und Pfuscherei (*kustarničestvo*) in der Arbeit vor Ort“ – beispielsweise gegen Juden – wie im „öffentlichen antireligiösen Karneval [!]“ (S. 320) geherrscht hätten: Durchweg wurde entweder improvisiert und relativiert oder 1924/25 „die zu lasche Propaganda“ von der Sekretärin des Moskauer Parteikomitees, M.M. Kostelovskaja, energisch beklagt. Plaggenborg resümiert schließlich abschließend und pauschal über die Rollenvergabe: „Die gläubigen [!] Massen als Schüler, die organisierten Atheisten als Lehrer“ (S. 326).

Letztlich ging es erstaunlicherweise „um mehr als um Erziehung“ (S. 349), denn der „Zugriff“ wäre „total“ (S. 349) gewesen: Damit bestätigt Plaggenborg erstens die These seiner Einleitung. Zweitens wäre nach seinem Begründungsstil das Urteil gerechtfertigt, dass der „Stalinismus“ bereits vor seiner Zeit [!] vorformuliert“ (S. 352) gewesen wäre. Drittens wäre nach der Oktoberrevolution wertmäßig entscheidend gewesen, die „conditio humana [!] überhaupt zu reorganisieren, um gleichsam [!] die conditio sovietica zu schaffen“ (S. 349). Da Plaggenborg das „kulturelle ‚Gesicht‘ [!] des Stalinismus“ oder den „kulturelle[n] [!] Stalinismus“ (S. 351) – auf der Grundlage zweier Historiker – schließlich auf die Zeit von 1926 „vorverlegt“ (S. 352), fällt ihm jede Art überraschender Behauptung leicht: „Ja es läßt sich sogar sagen, daß der Stalinismus der dreißiger Jahre einen Rückschritt in der revolutionären Kultur gebracht hat, indem er von dem totalen Konzept der Reorganisation Abstand nahm und sich statt dessen auf social engineering [!] verließ“ (S. 352).

Was Plaggenborg preisgibt, ist nicht nur die Suche, das „Gemeinsame [!] im „Denken“ (S. 19) zu finden, sondern auch in der „Mentalität“ der Avantgarde die „kollektive[n] [!] Prädispositionen bei den Bolschewiki“ (S. 2) freizulegen. Wohlweislich vermeidet er zum einen machtkundige Festlegungen des praxisorientierten Kulturbegriffs für eine einführende Erklärung des Stalinismus (S. 6/15) und zum anderen Angaben für Fiktionen

in den Menschenbildern mit „anthropologischer Dimension“ (S. 7): Ein dezidiertes historisches Gesamturteil über menschliche Qualitäten kann heutzutage kaum noch gefällt werden – Ähnliches gilt für „soziale Kräfte“ (russ. „sotsial'nyye sily“), aber auch für herausragende Köpfe schöpferischer Neugestaltung. Bemerkenswerterweise gibt es sie immer noch mit verschiedener Denkungsart – primär unter den Geboten der Vernunft. Oder überzeugt in modernen Gesellschaftsanalysen bereits die situativ-stereotype Manieriertheit, auf eine vielversprechende unruhige und riskante „Isothymia“ und „Megalothymia“ zu „setzen“, die Francis Fukuyama im emotional-empfindlichen, teilweise fluchtartigen und würdelosen Anerkennungsgehebe „from Identity to Identities“ (S. 105) stets als flüchtige, endloswechselnde und identitätskritische Anerkennungsdiffusion der „Fahnenworte“ beurteilt hat:

1. „The dynamic of identity politics is to stimulate more of the same, as identity groups begin to see one another as threats“ (S. 122).
2. „Identity can be used to divide, but it can and has been used to integrate“ (S. 183).

Den inneren Gestaltwandel, den Plaggenborgs ungeklärter „Kulturbegriff“ (S. 12) orientieren soll, würde seiner Ansicht nach der Ordnungsvorstellung von Werten, Ritualen und Symbolen der „Historischen Anthropologie“ (S. 12) entsprechen, denn Plaggenborg hat auf der Folie der Revolution in Russland mit den Gesellschaftsbezügen „stets das Ganze [!] im Blick (S. 15). Er vermeidet jedoch methodologische Ausflüge, „Kultur in irgendwelchen luftigen Höhen zu suchen“ (S. 15). Seine sozialwissenschaftliche Methode ist letztlich das anspruchsvolle Theoriekonzept „vielfältiger“ Ausformungen und „vielschichtiger“ Bedeutungen – der Autor ist sich nun ganz sicher, weil mit ihm jetzt alles „vernetzt und autonom zugleich“ (S. 15) sei. Das modellierte Planziel ist realitätsfern und dennoch programmatisch, aber die-

se „Kultur“ würde weder einen „linearen Prozeß“ (S. 14/15) konturieren noch sollte der „Aufbau [!] des Buches [...] solch eine Deutung evozieren“ (S. 15).

Die argumentativ-geschmeidige, mit der Tendenz zur wenig-„wertneutralen“, selbstgemachten Perfektion suggeriert für Russland an die heute oft beklagte „Sinnentleerung“ sprachlicher Kultur: Ein kurzer Exkurs könnte vielleicht durch mehr „Licht“ das Verständnis von Plaggenborgs Position fördern. Unter der „interdisziplinären Perspektive“ von „Zeitlichkeit und Materialität“ haben Mareike Gebhardt und Kay Kirchmann „(De-)Konstruktionen von Zeitlichkeit“ unter den Aspekten von „Wahrnehmung – Optimierung – Erzählung“ (S. 19–26) behandelt. Optimierend beziehen sich die angekündigten „Interdisziplinären Perspektiven auf Theorien und Phänomene der Präsenz“.

In plakativer Plausibilität wäre der radikal-indikativische Modus „Kultur als Ressource“ im Anthropozän diejenige „Rekonstruktionskultur“, in der die Einflussgröße „Mensch“ kritisch auf das präsentische „Zeitlichkeitsmuster“ mit „alternativer Zeitlichkeit“ reagieren würde: „Zeittheorien brechen mit dem Regime des Chrono-Logischen, wenn in ihnen das teleologische Modell Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft kollabiert [!]“ (S. 20). Ist dann das Projekt „Entwurzeln“ zukunftsfähig, wenn alles Weitere ohne eine alttestamentliche Normativität als „theologische Anthropologie“ (Jürgen van Oorschot, S. 10) vorausgesetzt wird?

Die amorph gezimmerte „Selbst-)Optimierung“ (S. 22) ist im materialen Diskurs ein „interdisziplinäre[s] Bewährungsfeld“ (Jürgen van Oorschot, S. 14), weil behauptet wird, mithilfe „konstruktiver Zeitlichkeit“ (S. 22) würde operativ ein „schöpferischer Mittelpunkt“ (Gebhardt/Kirchmann, S. 20) vorhanden sein. Von ihm aus wird selbstgewiss die Zukunftspeilung „radikaler Neuanfang“ (S. 24) funktionalisiert: Die geopolitischen, biologischen, sozialen und klimatologischen „Fragmente“ – gleichsam ohne Performance des bestimmten Ganzen oder als Teile (Splitter“) ihrer narrativ-spekulativen, vorausgesetzten „Anthropolo-

gie“ – würden sich im „soziopolitischen Konstrukt“ (S. 20) so arrangieren, dass es nicht nur über die fiktive „Zusammensetzung [!]“ entscheiden, sondern auch ihre materielle „Kohäsion zu einer Gemeinschaft [!]“ erreichen würde. Diese „Transformation [!]“ (S. 25) entspräche in der „unentwegt“-entstehenden Geschichte (S. 20) beispielsweise einem Zivilisierungsprodukt - Narrative sind eben konventionelle Genres und keine Theoreme.

Das Gravitationszentrum der sozialrevolutionären Bewegungen verschob sich im 20. Jahrhundert in Europa auf ein peripheres „Rückständigkeitsproblem“ Russlands. Die sowjetische Anfangsperiode nach der sog. Oktoberrevolution ist die Zeit theoretisch-triumphierender und radikal-kämpferischer Ideologen, denn das Zeitalter der Revolution begann sich erst in seiner sowjetischen „Plastizität“ im Umfeld ständiger Bedrohung zu „entwickeln“. Ihre Etikettierung, das „Drama des Fortschritts“, wäre zunächst eine verharmlosende Beschreibung, weil es sowohl an eine titanische materielle „Hochleistung“ mit unausweichlich langen Fristen erinnert als auch für Historiker offenbar ein Problem wissenschaftlicher Objektivität ist. Denn die bolschewistische Dramatik entfesselte sowohl ein groteskes militantes Wechselspiel als auch eine ideologisch-praktische, sozialpolitische, sprachideologische, ökonomische und technische Komplexität der Aufholjagd, die durchweg äußerst radikal und final determiniert war:

1. Plaggenborg entwirft ein poststrukturalistisches „Post-histoire“-Modell alternativer Zeitlichkeit. Sein funktional-prognostischer Architekturstil entzieht sich der strategischen Evidenz chronologisch-detaillierter, historischer Einordnung, weil er eben diese aufwühlende Umwelt-„Einbettung“ in Bürgerkrieg, Widerstand und Terror vermeiden will.
2. Die alternative „Präsenz“-Zeitlichkeit vernachlässigt – vielleicht wie eine Versuchsreihe experimentierender Laborbedingungen – Prämissen revolutionärer Kon-

ditionalität, so dass ein zersplittertes Bild zusammenhangsloser „Kulturentwürfe“ übrigbleibt: Die Unvereinbarkeit zwischen dem marxistischen „Überbau“ und „Unterbau“ produzierte in Wirklichkeit Schreibtisch-Schemata präsentischer „Kulturentwürfe“.

3. Das „Posthistoire“-Modell präsentiert im Krisenmodus gemäß der Faktenlage eine Fülle von Konstruktionen, die sich durch einen lockeren Umgang mit unpräziser Begrifflichkeit zu einem vielfältigen argumentativen Schwundmuster entfalten: Das „Drama des Fortschritts“ ist zwar ein „Schlüsselwort“, aber kein metaphorischer Ausdruck, weil in der Sowjetunion schlichtweg eine völlig andere Zukunftswelt entstehen sollte.
4. Exemplarisch für den „radikal-methodischen Konstruktivismus“ wäre eine raumzeitliches („spatiotemporales“) und zugleich orientierendes Digitalisierungsmuster. Plaggenborg will abschließend die „alternativ-fiktive“ Gesamttendenz der bolschewistischen „Leitlinie“ durch eine „alternativ-approximative“, suggestive Lückenschließung für die Zeit Lenins und Stalins in Anschlag bringen.
5. „Brückenthesen“ sind dem metaphorisch-historischen Wahrnehmungsbereich phänomenologisch vorbehalten. Jetzt ist der Unterschied die ideologisch-suggestive Verringerung zwischen temporal-struktureller Performativität und alternativ-konstruktiver Zeitlichkeit: Im Namen des bolschewistischen Fortschritts erschließt Plaggenborg letztlich subjektiv-mögliche und kollektiv-spekulative Perspektiven, deren entwürdigende „Zwecksetzung“ sich allerdings zur brutalen Konvergenz verformte.

Plaggenborgs argumentativ-geschmeidige, mit der Tendenz zur wendig-„wertneutralen“, selbstgemachten Strategie suggeriert nicht nur das Beispiel, wie man der turbulent-bolschewistischen Übergangsphase ein wirklichkeitsfremdes Mäntelchen umhängen könnte, sondern auch für die UdSSR die Camouflage einer

strategischen Determinationslücke: Die „transitorische Selbstskandalisierung“ würde ausschließlich manipulativen Machenschaften einer bolschewistischen Retusche dienen, um Lenins und Stalins Zeitlichkeitsmuster wie durch ein ideologisches Transformationsaggregat zu kollektivieren.

Die heute oft beklagten sprachlich-defizitären Notstände erinnern kaum noch an die Anfänge des katastrophalen Analphabetentums sowjetischer Kultur: Ihre synthetische Sprachreglung überlagert sich mit der angeblich lichten Prägnanz einer pragmatisch unterstellten Transparenz des nicht nachweisbaren, integral-kognitiven „Sinnvollen“ – geradezu überdeterminiert, janusköpfig und funktionalistisch total, ähnlich einem Gedenken, das vom strukturellen Denken befruchtet wurde.

Dieser letzte thematische Schwerpunkt der „Einführung“ konzentriert überblicksweise vielschichtige Tendenzen einer methodisch-präsentischen Selbstskandalisierung, weil sich in der Funktionalisierung des Sprachgebrauchs auffallend-polyvalente und situativ-wechselnde Transformationsphänomene mit einer methodisch-instrumentalisierten oder strategisch-vereinfachten Aussagekraft bis zu koordinierenden Prestigewerten profilieren wollen. Im Posthistoire der „Rekonstruktionskultur“ sind die Worte des britischen Staatsmanns Winston Churchill (1874–1965) primär nachdrucksvoll: „Je weiter man zurückblicken kann, desto weiter wird man vorausschauen.“

1. Die Wirksamkeit wortgeschichtlicher Komplexitätsreduktion ist eine interdisziplinäre Kopplungsfähigkeit, die als „Transformation“ mit dem „*Modell des autistischen Diskurses*“ (Jürgen Osterhammel) korreliert: Philosoph Holm Tetens hat dafür in der Wissenschaftspraxis die Regelung vom „methodischen Atheismus“ geprägt.
2. Stefan Plaggenborg arbeitet „rote Fäden“ in den Varianten konzeptualisierter Planungen heraus, deren Determinanten bolschewistischer Umgestaltung durchweg weltanschaulich-praktische Schwierigkeiten fixieren: Ihr

abstrakter Totalitarismus lieferte wohl einschneidende Veränderungen und nur vielleicht eine neue Zukunft. Lenins zukunftsorientiertes Strategiemuster konditionierte anscheinend radikal-zukunftsorientiert die historische Wirklichkeit, die Stalin hypokritisch ausbaute.

3. Philipp Ther behandelt Gestaltungsprinzipien seiner Transformationsthese, wie postsozialistische Staaten zwar den Übergang zur Demokratie vollzogen, aber zugleich – so die kühne Aspektuierung seines politischen Kampfbegriffs – die „globale Hegemonie [!]“ durch einen heterogenen „Neoliberalismus [!]“ (S. 20 ff.) konsequent „übersetzt“ hätte.
4. Der Terminus „Transformation“ als hypothetischer, anscheinend metasprachlicher Problemlöser verwandelt sich in „rechtspopulistischer“ Schieflage zum handlungstreibenden Debatten- und Problemverstärker.
5. Verschärfte die „Große Transformation“ in Osteuropa wirklich eine wirtschaftspolitische Krise der „liberalen [!] Demokratie“, weil deren illiberalen Eigenschaften polarisierenden Verfremdungen eines ungleichen Wachstums geschuldet gewesen wären? Das bleibt zurzeit für Russland (S. 22, 23 f., 35, 133 f., 135 f., 148 ff., 157 u. 162 ff.), Polen (S. 21, 27, 37 f., 171 ff.) und Ungarn (S. 27, 39, 41 u. 178) eine „offene“ Frage, die im Prozess des Klimawandels einer anderen „Großen Transformation“ (S. 179) vorbehalten wäre.

Methodologische Prinzipien globaler Geschichtsthemen vermitteln unter reduktionssprachlichen Kulturtheoretikern ein räumlich-einheitliches Interesse, das durch eine übermäßige soziologische Verallgemeinerung als „Rekonstruktionskultur“ ausgewalzt wird: Thers Grundmodell ist das Werk des revisionistischen Marxisten Karl Polanyi „The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen“ (Frankfurt/M 1973, S. 16), das 1944 in New York erschien-

nen war. Termini wie die der „Großen Transformation“ betonen materialistisch eine kontextoffene „Große Identität“, da in deren ökonomischen Synthesen postkommunistisch-strukturierter Raumgebilde immer schon eine „systemimmanente [!] Menschenverachtung“ (S. 34) geherrscht hätte. Wenn auch umstritten, wäre sie der „Essenz des Neoliberalismus“ (S. 34) inhärent. Mit ziemlicher Sicherheit verursachten Anfänge marktfundamentalistischer Determinanten, die Ther durch keine detaillierte Analyse schlüssig verifiziert, anfangs die nicht überraschende, massenhafte Orientierungslosigkeit. Exemplarisch hätte sich für die Sprache als Medium der Kommunikation durchaus ein geistig-politisches Vakuum bemerkbar gemacht.

Auf dem Weg nationaler Erneuerung, deren Werte im Unterschied zum planwirtschaftlichen Zusammenleben nicht unumstritten waren, fehlten für einen Konsens nicht nur praktische Zukunftsentwürfe, sondern die Tendenz zur „Souveränisierung“ trug auch politisch zu Sicherheitsbedürfnissen der territorialen Integrität bei: Das waren Fragen der Grenzrevisionen und Probleme ethnischer Minderheiten. Mit notgedrungen inneren Schwächen, wie die der agglomerierten „Transformation der neunziger Jahre“ (S. 149), ergänzten sie die Staatskrise sowohl durch Kompetenzabgrenzungen im Prozess einer Föderalisierung als auch mit der Relevanz eines fokussierten Illiberalismus. Das wäre für die regierungstreue Moskauer Zentralität, ihren Mitgliedern der alten Nomenklatur, den orthodoxen Funktionären, Oligarchen, Wirtschaftsmanagern und Führungskräften, existenziell zuträglich gewesen.

Die zuvor erwähnte „Transformation“ stürzte jedoch einen „großen Teil der russischen Bevölkerung in Not und Elend“ (S. 149). Das integrale Kontrastschema in Thers Abwägung legt einen binär fremdgesteuerten Kausalnexus frei: Die „westlichen Berater, die Russland eine möglichst rasche Privatisierung und Liberalisierung“ empfohlen hatten, trugen nicht nur zum „Aufstieg der Oligarchen“ bei, sondern hätten auch in strategischer Perspektive einen hohen „Anteil an dieser sozialen und öko-

nomischen Katastrophe“ (S. 149) gehabt. Thers hypokritischer Denkansatz ist schlichtweg desaströs: „Daher sind die Topoi des Staatszerfalls und des hinterhältigen[!] Westens, der die Schwäche Russlands auszunutzen versteht [...], ebenso in die Tiefenschichten [!] der russischen Identität [!] eingeschrieben wie die Sehnsucht, eines Tages so geordnet und wohlhabend zu leben wie in Westeuropa“ (S. 150).

Spielt etwa Thers Transformationskonzept auf einen Trägheitstopos an, der die Mentalität russischer Menschen im verschwommenen Zustand des „Schlafwandlers“ durch einen westeuropäischen Weckruf hätte aufrütteln können? Würden dann wissenschaftliche Denkanstöße wie ein anregender Aktivitätsdrang angesichts eines „stand by“ wirken? Thers Argumentation ist ein Regulativ, das einerseits eingängig-automatisch und andererseits zwei monokausal-provokante, altbackende Vorstellungen pauschal insinuiert: 1. „Im Zeitalter [!] des Neoliberalismus wurden die soziale Destinktion und das Treten nach unten jedoch systemisch [!]“ (S. 33, 153). 2. Damit mithilfe des Drucks konsequenten Einsparens der Sozialausgaben aus dem „vermeintlich passiven Homo sovieticus ein Homo oeconomicus [!]“ (S. 34) geworden wäre, lautet Thers „aufscheuchende“ Devise: „Mobilisierung durch Armutsandrohung“ (S. 33).

Im retrospektiv historischen Situationswechsel, in dessen „anderes Ende [!]“ die Instabilität der neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts präsent ist, traf dagegen mit Beginn von Lenins Strategie nach 1917 auf die kontrastiv-heterogene, enorme Übermacht der „rückständigen“ Wirklichkeit: Ohne den Erfolg gesetzmäßiger „Passung“, der den Turbulenzen der revolutionären Krise eine zwingende Orientierung hätten geben müssen, besaß eine den Klassenantagonismus ausgleichende Identität keine Chance. Vielmehr musste problemgerecht-dogmatisch ein „zukunftsgerichteter“ qualitativer „Entwicklungswechsel“ die 1909 von Lenin negativ bewertete „Nachtrabepolitik“ (LW, 1955 ff., 9, S. 5) schärfer auf Trab bringen. Jedoch stieß nach dem „Oktober“ das doktrinäre Revolutionsprogramm mit vorwärtsgerichteter

Traber-Strategie auf gewaltige Widerstände, derentwegen die Alternative der Radikalisierung für die Bolschewisten zum Ratgeber „objektiver Notwendigkeit“ wurde.

Damit schien im „Trabrennen“ ein „revolutionärer“ Durchbruch oder ein theoretisch-methodischer „Sprung“ mehr zu gewährleisten. Selbst die systematisch-theoretische, generalisierbar-materialisierte „Formation“ (LW, 1955 ff., 9. S. 45 f.) sollte ihre Systemfaktoren „qualitativ“ mit der Revolution verbinden, um „Entwicklungen“ durch Totalitäts-Aggressivität in der Heterogenität rücksichtslos-finalisiert zu usurpieren, zu kombinieren, zu synthetisieren oder zu „homogenisieren“. In der Vorausschau schien die operationalisierte, steigerungslogische „Formationslehre“, ein Herzstück des Historischen Materialismus, die „funktionstüchtige“ Finalität linearer Gewissheit zu garantieren: Lenins Übernahme der Marx'schen Formationstheorie und deren Anwendungspraxis auf das rückständige Russland bleiben allerdings diffus – dafür bürgt das gesetzmäßig-methodologisch, „gerichtete“ Lehrdogma, das sowohl eine unzureichende historische Konkretisierung von Ross und Reiter als auch die handlungstreibende, redegesteuerte Schlüssigkeit in objektiver Verifizierung bezeugt.

Beispielhaft demonstrieren zum einen Lenins bolschewistische Theorie-Strategie und Plaggenborgs kulturbolschewistisches Denkmuster ein äußerst kompliziertes, methodisches Zeitmaß von vorgedachter-unilinear und praktisch-multilinearer Komplexität als „Rekonstruktionskultur“ in der historischen Wirklichkeit. Zum anderen konterkariert diese buntscheckige Realität ein undurchdringlich-konkretes Gewirr von eklektizistischer Bedingtheit, ideologischer Stileinheit und irrationalen Denken, die den Gegensatz zur historisch-kritischen, nicht-marxistischen Methode veranschaulichen. Global-ideologische Konzeptionen der Weltgeschichte sind und bleiben kompliziert, partial, selektiv, widersprüchlich, fragmentarisch und besonders im „permanenten Machtkampf“ (Ther, S. 153 f., 155, 156 f.) von 1917 antidogmatisch durchaus revolutionär. Dagegen provozieren populärhistorische rassistische Pseudatheorien durchweg

Leser mit konsequenten antirationalistischen und kontraproduktiven Forschungsmethoden.

Gegenwärtig versammeln sich überall in Europa Populisten „flacher“, teilweise „gefakter“ Selbstinszenierungen, deren partiell-nationalistischen Bühnenauftritte durch Kulissenschieberei und proteusartige Handlungsweisen auffallen. Gemeinsam ist ihnen eine Haltung theatralischen Streitpotenzials, um als Sprachregler gegen die Rationalität wissenschaftlichen Verhaltens, die Positionen ökologischer Technikfeindlichkeit, die überbordenden Experimente unbeschränkter Selbstbestimmung, die Tendenzen auflösender Solidarisierung oder die Maximierung des grassierenden „Kulturpessimismus“ alle derzeitigen Krisenprobleme durch politische Demonstrationen oder Abgrenzung beherrschen zu können. Wenn theologische und philosophische Tiefenschichten historisch-kultureller Wirklichkeit dann noch ihr semantisches Potenzial des humanen bzw. „anthropologischen“ Wurzelgrundes verlieren, dann ist die neugierige Frage erlaubt, wann das Transparenz-Experiment „herangereift“ ist, das nur noch von politisch-verlockenden Parolen seiner geheimnislosen Bestimmbarkeit lebt.

Philosophen, Seher und Dichter der Antike praktizierten ihr Wahrnehmungsverhältnis zur Wirklichkeit wie Wissenschaftler, Schriftsteller und Philosophen es heute in der Moderne auf ihre Weise ausüben. Dass die Digitalität heute in den Geisteswissenschaften vieles nicht nur infrage zu stellen scheint, sondern auch deren Fachbestände „prozessbedingt“ und „prozesssimuliert“ völlig aussortieren könnte, wächst sich langsam aus zur Binsenweisheit: Nach Internet-Ausführungen des Frankfurter Direktors vom „Max-Planck-Institut für Hirnforschung“, Moritz Helmstaedter (geb. 1978), hat die Kartierung und „Vermessung des Hirns“ forschersich allerhöchste Priorität erreicht. Zum einen handelt es sich um technikfixierte Künstliche-Intelligenz-Algorithmen, zum anderen um ein Netzwerk von „digitalen“ und „analogen“ Wirklichkeiten. Die Differenz zwischen künstlicher und biologischer Intelligenz verschiebt sich inzwischen

zum gemischten Erinnerungsvermögen, da Maschinen bis jetzt weder ein eigenes Gefühlsleben noch eine moralische Ambiguität besitzen. Die Chance heutigen Maschinenlernens „übersetzt“ bisher keine verbesserte Lernmethodik, sondern vornehmlich die stets gleiche, „verdichtete“ oder „trainierte“ Bereitstellung von vielen Daten bzw. deren Bildern mit Benennung, den sogenannten „Labels“.

Beispielsweise zwei Erwartungskulturen, deren schriftliche Materialität einerseits traditionell Dauer und Unsterblichkeit verbürgt, andererseits eine grenzenlos umfassende, didaktische Verfügbarkeit verspricht, scheinen Sprachregeln entweder für eine „Konvergenz“ oder für eine „Transformation“ zu taugen. Vermag ein gelehrter Vermittler, der sowohl in seiner Person Autorität und Eigenheit vereint als auch die vitale Bereitschaft des Wissenschaftlers, Experimentators und Schriftstellers durchlässig professionalisiert, zukünftig – im Blick auf die neuronale Komplexität und wahrscheinliche Entschlüsselung des biologischen Forschungsproblems „Konnektomik“ (engl. „Connectomics“) – primär das Gedächtnis geistiger, geistlicher und poetischer Erbauung zu beflügeln? Die Logik der Erwartung mobilisiert stets die Logik der Aporetik: Eine dritte Erwartungskultur, eine bevorstehende „fantastische“, zweite Technologie-Revolution für die Gesellschaft und Wirtschaft, würde als sogenannte „Quantenmechanik“ nicht nur neue Simulationsfelder erobern, sondern auch reichlich beschleunigte Lösungen „Künstlicher Intelligenz“ bereitstellen.

Ideologen, „Stabilisatoren“ und „Stadientheoretiker“: „Transformacija“, Nationalismus und Erinnerungspolitik

Die „Weltgeschichte der Russischen Revolution“, in der nur „eine“ Revolution dominierte, wird seit hundert Jahren auf die bolschewistische „Große Sozialistische Oktoberrevolution“ zurückgeführt. Anlässlich dieses Jubiläums erschienen u.a. die Veröffentlichungen „Hundert Jahre Roter Oktober“¹ und „Lenins Zug. Eine Reise in die Revolution“². In Zürich erinnert eine Ausstellung im Landesmuseum an die Schweizer Rolle im Zusammenhang mit der bolschewistischen Revolution von 1917³. Die Universitätsstadt Tübingen versammelte Ende Mai 2017 am Osteuropa-Institut der Universität ein Symposium zu dem ernstzunehmenden Thema „Faszinosum Revolution. Verheißung oder Bedrohung? Osteuropäische und globale Perspektiven“.

Worte bekräftigen eindeutige Ansprüche und können dennoch uneinige Reaktionen auslösen: Wechselt etwa das „Faszinosum Revolution“ in die perfekt-entzauberte, kommunikative Brisanz einer hybrid-neurokognitiven, objektivistischen Lesart „Sprache aktiviert Frames“?^{3a} Nachhaltig gepriesene „Transformationsarbeit“, eine oft politisch fabulierende „Verwandlungskompetenz“, die nur noch bloße „Entwicklungspotenziale“, „Deutungsrahmen“, „Strukturraster“, „Lernmuster“ und „Netzwerke“ kennt, wird zum administrativen Vollzug einer mechanistischen Auftragsarbeit: Diese glatte, angeblich „rein“-informierende Kommunikation zwischen Sprecher und Adressaten neutralisiert die wechselseitige Beziehung, weil ihre Professionalität modularisierte und seelenlose Handlungsprodukte bevorzugt.

Revolutionen wollten seit der Französischen Revolution mit Herrschaftsverhältnissen, politischen Strukturen, Gegensätzen und Erfahrungen der Vergangenheit brechen. Der Begriff „Revolution“ gleicht in der Moderne eher einem technologischen „Veränderungsprodukt“: Es entwickelt sich oft unauffällig, manchmal kommt es wie auf leisen Sohlen, um mit seiner „Superposition“ den Alltag, das Kulturleben und die Wissenschaften zukünftig durch Künstliche-Intelligenz-Technologie, operative Quantenlabor-Simulation und Quanten-Revolutionierung schlichtweg neu auszurichten. Was immer die „Superposition“ logisch zu „durchdringen“ scheint, wäre nach lexikalischer Kenntnis der Prozessor einer Quantenphysik, der wie eine Maschine oder wie ein Schaltkreis nicht nur alle Bereiche der Phänomene und Effekte, sondern auch alle Theorien, Modelle und Konzepte „realisieren“ würde: In der Programmiersprache wäre das „Mainframe-Betriebssystem“ vergleichbar einem gedachten System der Natur.

In der Quantenwelt ist diese Simulationstechnik zwar eine ferntönende Zukunftsmusik, aber ob sie revolutionär-futuristisch auch praxistauglich wird, ist die Frage, um quantenkonforme Denkvorgänge, Hypothesen, Erinnerungen, Erfahrungen und Erwartungen quantengerecht im Gedächtnis „speichern“ zu können. Alte Denkansätze halten demnach ihre Positionen, weil die Soft- bzw. Hardware der Quantenprozessoren bisher den entscheidenden „Durchbruch“ nicht geschafft hat. Bis dahin ermöglicht jedoch die Sprachlogik in der Interdisziplinarität von Kunst und Wissenschaft nicht nur eine darauf aufbauende Rationalität, sondern auch durch ästhetisch-kreative Nachahmung eine Ikonisierung, genauer gesagt, zeichentheoretisch einen diskursiven Erkenntnisgewinn über die Verknüpfung von wirklichkeitsnaher Metaphorik und ästhetischer Bildtheorie.

In der Zeit der Renaissance vereinigte der Universalgelehrte, Kunstmaler und Ingenieur Leonardo da Vinci (1452–1519), als einzigartiges Ausnahmetalent bekannt, das Ästhetische mit dem Rationalen: Er maß dem Sehen einen hohen Wert bei. Was er in seiner Wirklichkeit sah, verdankte er seiner Wahrnehmung und

stellte sie zeichnerisch dar: Die Differenz zwischen Fakten und Fiktionen – wie zwischen Kunst und Wissenschaft oder Literatur und Geschichtswissenschaft – wäre methodologisch damit nicht aufgehoben: Mit dem Dissens entsteht auch keine Glaubensfrage, weil statt eines „dekonstruktiven Panfiktionalismus“^{3b} poststrukturalistisch eher ein wissenschaftlicher Panrationalismus zur Debatte stünde, dem vornehmlich Tendenzen zu einer inhaltsarmen Nivellierung der Sprache vorzuhalten wären.

Eine „wiedererzeugte Wirklichkeit“ wäre im anthropologischen Sinn „nur“ die kreative Funktionalität einer methodisch-gewagten, abbildähnlichen Approximation, mit der die Rationalität verschiedener Symbolsysteme mit der mimetisch-künstlerischen Theorie-Rationalität „übersetzt“ würde: Reflexive Ähnlichkeit überträgt dem Auge allerdings keine Vorschrift der Repräsentation.^{3c} Unabhängig von den vielen sprachlichen Mischformen gründet die Tradition eher auf einer – allerdings zunehmend verblassenden – etymologisch-rekonstruierten Sinnstiftung, einem sprachkundigen „Sockel“, der bis zur semantisch-überlieferten, biblisch-pansakralen „Machtfülle“ des Wortes zurückreicht, zu einer Semantik und Achtsamkeit der Menschlichkeit, wenn das heilighaltende Wort noch „retten“ soll.

Von einer schnöden Nostalgie ist in dieser Abhandlung keine Rede, vielmehr bedrücken im gesellschaftlichen Miteinander des Debattenstils verbale Produkte einer nivellierten Sprachhaltung. Im Gebrauch endloser transformativer Wortgefechte genügen sie offenbar der wuchernden, multiplen „Buntheit“ seelenloser Machart, der „verobjektivierenden“ Tendenz zur Reglementierung und dem Hang zum Design, eben zur oberflächlichen Hybridisierung und Utopisierung innerhalb der Vielfalt inspirierender Literatur. Im eilfertigen Geschäftsbetrieb dominieren Profite, Zwecke, Alltagswissen und Organisation, dagegen erreichen selbst ungeahnte Wahlverwandtschaften religiöser Botschaften und überkommener Lektionen eher den Distanzstatus einer umstrittenen Sache. Wichtig ist stets das Streben nach Erkenntnisuche der Wahrheit, auch wenn im hermeneutischen Verges-

sen des jüdisch-christlichen Erbes Grundmauern zerklüften und gesellschaftliche Bruchstücke eventuell noch archäologisches Interesse erregen: Ohne „Erinnerung“ werden Selbstverliebtheit, Gleichgültigkeit, Bequemlichkeit, Selbstzerstörung und Partikularisierung übermächtig – Gottes Gesetz und Bund sind nicht nur allgemein menschlich, sondern auch auf dem Hintergrund von Golgota und Auschwitz unauslöschliche Symbole: Für die Christen ist die Kreuzigung ein „Schandmal“, für die Juden ist Auschwitz ein „Tumor im Gedächtnis“ (Émmanuel Lévinas) oder selbst ein „Monster“ (Yisrai Sarid): Im gleichnamigen Buch schlägt ein fiktiver Erzähler den fiktiv-narrativen Spannungsbogen vom Holocaust zu Problemen israelischer Erinnerungskultur.^{3d}

Das behandelte Revolutionsthema, das kein hybrides Denkmuster zwischen methodischen Kausalitäten und ideologischen Verblendungssynthesen beschwört, ist wissenschaftlich-perspektiv im „Großen Testfall“ des Ersten Weltkriegs prinzipiell von entschiedener Komplexität: „Entente-Sozialisten“, deren ministeriellen Regierungsverantwortungen beachtlich waren, verantworteten mit ihrer Unterstützung und ihren Einflussmöglichkeiten eine nahezu orchestrale Entente-Strategie, als handle es sich im Fall der Stockholmer Konferenz von 1917 um ein sozialistisch-lenkbares, „internationales Instrumentarium“. Flexibel priorisierten sie wegen der militärischen Ziel- und Erfolgsintention die vertraglich-vereinbarte Entente-Stabilität, die sie ohne Beachtung existenzieller Rücksichten – wie die katastrophalen Vorgänge der inneren Destabilisierung Russlands – dennoch als ihre gemeinsame Matrix einforderten. Ihre Exploration ist die paradigmatische Leitlinie: Die militante „Durchmusterung“ der Theorien, die in der Wissenschaft das periodisierte „Fascinosum Revolution“ gliedert, erhellt in seiner revolutionsbegrifflichen Vielfalt oder ihrer Unschärfe der Verhaltensmuster sowohl eine periodisierte Variationsbreite als auch einen Interpretationsbereich „deltaförmiger“ Problemlösungen.

Da beispielsweise den Bolschewiki stets daran gelegen war, „die Geschichte ‚ihrer‘ Revolution in ein angemessenes Gewand

zu kleiden“⁴, drängt sich die Frage auf, warum in der west- und osteuropäischen Geschichtswissenschaft, die dieser marxistisch-theoretischen, bolschewistisch-„ausgeprägten Geschichtsversessenheit“⁵ von Anfang an kritisch begegnete, frühe wissenschaftliche Beiträge der Revolutionsforschung aus den 70er Jahren zu den menschewistischen, sozialrevolutionären, konservativen und liberalen „Verlierern“⁶ der „Notstandsdemokratie“ von 1917 kaum eine Berücksichtigung finden: Wurde der teilweise elitär-idealisierte Freiheitsenthusiasmus traditioneller Russen von der marxistisch-bolschewistischen Dogmatik, die der brennenden Frage „Rückständigkeit“ ein hartes Joch auferlegen wollte, nicht konsequent – somit ohne „normative Kategorien“ – mithilfe eines „staatsozialistischen Durchbruchs“ zwangsläufig „modernisiert“?^{6a} Nach hundert Jahren wurde ein Jubiläum gefeiert, dessen „Gedenkcharakter“ ein wachhaltender Impuls zur kritischen Reflexion über die breit gestreuten Forschungsergebnisse sein soll:

1. Waren nicht die kriegsbedingten Ziele und Zwecke der Entente, deren Kausalnexus auch definitiv wie effektiv zum Scheitern der „Provisorischen Regierung“ beitrug, eine tragfähige wissenschaftliche Perspektive? Unentschlossenheit und Multinationalität erschwerten ihre innenpolitische schwierige Position, so dass sich alle inneren Spannungen, ihre Rückschläge und ihre Verflochtenheit mit der Krisendiplomatie der Entente wie in einem Brennpunkt vereinigten.
2. Die russische Ständeordnung und die noch 1897 nachzuweisende Standeszugehörigkeit sowie das demographische Wachstum kennzeichnete noch um 1900 im geopolitisch-großen, multireligiösen Raum sowohl ein störendes Potenzial als auch eine Hypothek: Das widersprüchliche Zusammenspiel von Modernisierung und Autokratie erzeugte zum einen unsichere Kräfteverhältnisse. Zum anderen unterminierten sie die Basis

der Autokratie. Gegen die geistige Zersplitterung der Weißrussen sollte der 100. Geburtstag, der mit Feiern zu Ehren von Alexander Puschkin (Aleksandr Puškin: 1799–1837) 1899 erinnert wurde, die nationale Besinnung und die Idee einer gemeinsamen Nationalkultur festigen.

3. Begünstigte dagegen der Lenin-Mythos in der amerikanischen und westeuropäischen Wissenschaft der Nachkriegszeit alle unbedachten Versuche, die bis in die 80er Jahre hineinreichten, um den Wert der wissenschaftlich-faktischen Bandbreite der Modernisierung, mit der abweichende Thesen beansprucht wurden, wissenschaftlich-geschmeidig zu kommentieren?
4. Der Eindruck einer anhaltenden antideutschen Einstellung nach Kriegsschluss – vor allem in Russland, Frankreich und Belgien – regulierte lange ein feindseliges Verhalten, da die internationale Anklage bewusster deutscher Rechtsbrüche auf der Grundlage der normativ argumentierenden, zivilisatorischen Rechtsgemeinschaft dominierte.
5. Lenins anfänglich bühnenreife Staats-Okkupation, sein gewaltsames Durchgreifen und Stalins spätere perfide Monstrosität im nationalen sowie internationalen Ordnungsgefüge wurde scheinbar durch Erfahrungen marxistisch-futurischer „Übersetzungen“ resilient „verarbeitet“ oder durch mythische, abstrahierende bzw. szientistische Deutungen „ummantelt“.
6. Wer wollte schon mit dem „Versailler Friedensvertrag“ der völkerrechtlichen Gültigkeit, Akzeptanz und den überaus harten Reparationen deutscher Wiedergutmachungen – auf dem Hintergrund einer national-verzerrten, verbitterten Wahrnehmung zur Demütigung – den Siegermächten moralische und überzogene Widerrechtlichkeiten vorwerfen, Hitlers Revancheabsichten unterschätzen oder schließlich die militärische Allianz

der Anti-Hitler-Koalition dem Vorwurf aussetzen, sie durch machtpolitische Spannungen gefährdet zu haben? In den aufgewühlten inneren und äußeren Verhältnissen Europas, für die sich Amerika schon sehr früh nicht zuständig fühlte, war nicht immer das ordnende Recht die alleinige unbedenkliche Resistenz und Richtschnur gegenwartsnaher Versöhnung und des Friedens.

Nicht nur dramatisch erscheint das zugespitzte „krisenhafte“ Scheitern des demokratischen „Weimar“, das der Nachwelt gegenüber die historisch-kritische, methodische Analyse als sprachliche Alternative im Mischungs-Wagnis methodologischer Approximation nahezubringen versuchte, sondern auch die komplexe Widersprüchlichkeit einer sprachlich-abstrakten Wirklichkeits-erkenntnis abbilden wollte. Während sich darin eine „panfktionalistische Verwirrung“, die „Schein“ und „Erscheinung“ erfasste hätte, widerspiegelte, verdichtete sie zudem latente Wechselbeziehungen zwischen fortschrittlichen Technologien, industriellem Aufstieg und „verschleierte“ Rüstungsbemühungen, die seit den Erfahrungen des Ersten Weltkriegs multifunktionale „Sprachvernutzungen“^{6b} markierten. Sie haben sich ebenso in einer expressiv-formalen, sprachlich-zerrütteten Simultaneität, Eruption, Assoziation und Willkürlichkeit von „Fiktionalität mit Literarizität und Narrativität“^{6c} niedergeschlagen.

Bolschewistische „Autokraten“ wie Lenin, Stalin und die folgenden stalinistischen Dogmatiker während der Militarisierung und des „Kalten Kriegs“ funktionalisierten ihre Art der Modernisierung rigoros-eigenmächtig, zukunftsicher und „theorie-lastig-praxisnah“ Marxens Doktrin, indem sie selbstkritische Modifikationen seiner Gesellschaftsanalyse, die möglicherweise ihrer eigenlogischen Überzeugungskraft geschadet hätten, weder einer permanenten Überprüfung unterzogen noch an ihren eigenen Zielen und Methoden zwingende Zweifel aufkommen ließen. Die zentrale Frage konzentrierte sich auf den eigenen evolutionär-entwickelnden, politischen Erfolg, aber nicht auf

„zwangsläufig“-revolutionäre Bedingungen des theoretisch-sakrosankten Marxismus. Eine hintergründige Frage ist erlaubt: War Marx selbst ein Marxist, Doktrinär oder „Ressourcennutzer“, dessen theoretisches Weltbild zu ursächlich-kulturpraktischen, konditionierten Experimenten aufforderte?

Welcher ernsthafte Kritiker will heute noch aufgeklärte Leser mit Varianten des Revisionismus oder des Eurokommunismus verschonen, wenn diese auch politisch den tatsächlichen Missbrauch übten, indem sie die marxistische Theorie mit dem Postulat der Phraseologie oder mit der resilienten Absicht brutaler Funktionalität „ausbeuteten“? Der Rückblick, insbesondere mithilfe der zuvor angegebenen Jubiläumsbeiträge, in deren Erinnerung der Hinweis an den zweihundertsten Geburtstag von Karl Marx (1818–2018) nicht fehlen darf, komplementiert weitere kritische Hinweise. Insgesamt sollen sie kurz skizzierte, zugleich einführende Thesen, die aufdringlich „vernetzte“ Revolutions-Rezeption und adaptierte „Zurückhaltung“ gegenüber methodologischen Einwänden, indikativischen Inhalten, historisch-metaphorischer Latenzzeit und metaphorologischen Versprachlichungen problematisieren bzw. überwinden.

Vornehmlich leserorientiert, verständlich und zurückhaltend beschreibt Dietmar Neutatz die seit Anfang des 20. Jahrhunderts international diskutierte Gestaltungsvision der „Neuen Ordnung“ und der „körperliche[n] Neugestaltung ‚neuer Mensch‘“^{6d}, besonders als ideologische Formation, um auf die religiösen Quellen der Vergangenheit bewusst zu verzichten. Das geschah in Russland nach der Oktoberrevolution, so dass dort in der Theatralik des organisierten Maschinenzeitalters der ambitionierte und automatisierte Mensch in den Jahren 1921 bis 1928 einer „rational funktionierenden Maschine [!] immer ähnlicher“ geworden sei.^{6d} Abgesehen von diesem propagandistischen Wunschenken, aus „rein“ bolschewistischer Einschätzung die Rückständigkeit „traditioneller“ Lebensweisen rasch zu dynamisieren, war das Ringen um ein progressives Selbstverständnis nach den beiden Weltkriegen in Europa ein ständiges Bemühen, die Vergangenheit so zu erklären,

dass ihre wissenschaftlichen Erkenntnisse, religiösen Institutionen und didaktischen Leitlinien für die Gegenwart relevant wurden.

Das Band zwischen Vergangenheit und Gegenwart ist der Zukunft gemäß zu festigen, dafür sorgen schon in den „Social Media“ die „Maschinengeister“: Handlungsorientiertes Lernen mit dem formativen Ziel, individuelle Handlungsfähigkeit frei ausüben zu können, ist in der modernen Pädagogik weder ein empirisches Passepartout noch eine faktische Deformation des Menschen. Gibt es jetzt in sprachfertiger Kompetenz nur noch Experten? Gegenwärtig gilt diese Auszeichnung Wissenschaftlern, Skeptikern und Zweiflern auf der einen Seite für das anthropogene Thema „Klimawandel“ und auf der anderen Seite für diejenigen anthropozänen „Klimaexperten“, die im „emissionsfreien“ Wettbewerb zweifelsohne ihre Autorität ins Spiel bringen – energiegeladen und medial gleichbehandelt tummelt sich eine bunte europäische Prominenz in dem unruhigen kommunikativen „Mainstream“: Widersprüchlicher Erkenntnisgewinn des Bekannten für anwendungsbezogene Theoriemaschinen durch Jungspunde, Wichtigtuer, Alleskönner, Planer, Strategen, Taktiker und Quer- bzw. Klardenker?

Wer an Geistesgrößen verschiedener umstrittener Positionen, an Gestaltungen metaphorischer Polyvalenzen und an Revisionen mangelhafter Differenzwahrnehmungen erinnert, hat auch das Interesse auf Differenzsetzungen des Revolutionsdiskurses, der abstrakten Begrifflichkeit und der sprachkritischen Rezeption wissenschaftlichen „Vorgänger“-Denkens zu richten: Die Wechselseitigkeit von Sprache und Denken konstituiert kulturgeschichtlich paradigmatische Funktionen des Menschlichen. Nach dem „Mythischen“ und „Urschriftlichen“ bildete sich seit der Renaissance die „Anthropologie“ heraus, die wie eine latent-überkommene, metaphorische Wissensressource zukünftige Wege der Wissenschaft mitbestimmte. Auf deren Grundlage verstehen sich heutzutage interdisziplinäre Forschungsansätze der Geistes- und Naturwissenschaften, die sich vornehmlich als Laborbeispiele epistemologischen und metaphorologischen Ex-

perimentierens zu einem „wissenschaftlichen Paradigma“ überlagern bzw. vermischen.

Laborsprachliches Experimentieren verstößt in der Regel gegen eine historisch-latente Lebenswelt, wenn sie deren zeitgenössisch-menschlichen, überdeterminierten Leidens-Verformungen durch objektivistische Verfahren verdrängt oder modernistisch-oberflächlich nivelliert. In Jubiläums-Dekaden differenzierte Aufsätze in der Publikation „100 Jahre Roter Oktober“ betonen die auf den Oktober zugeschnittene „Epochenzäsur“ von 1917, dass sie als praktisch „gesetzter“ Begriff keiner integrierenden „Epochennomenklatur“ gerecht werden kann. Vieles ist stattdessen im Gleiten, Neues entdeckend und selbst – im Unterschied zur vorgegebenen Werthaltigkeit normativer Bezüge und standardisierter Konsensrelationen – dem Kritiker für eine revolutionär einteilende „Epochendiagnostik“ der folgenden Jahre vorbehalten: Das ist sowohl auf das krampfartig verzerrte „Gesicht der Epoche“ als auch auf disharmonische, resistente, inhärente oder korrekturbedürftige Werte bezogen⁷: Die Termini „Nomenklatur“ und „Diagnostik“, die im umstrittenen Terminus „Epoche“ methodologisch miteinander verschränkt sind, bekommen weder einen hybrid-willkürlichen Anschauungscharakter noch vermögen sie eine aneignende Vorwegnahme des Urteils „epochenbedingt“ zu steuern.

Vielmehr erhält insbesondere ein naturalistisch-sprachliches Schlüsselwort, wie der elastisch-mechanische, psychologische Begriff „Resilienz“ (lat. „resilire“: „zurückspringen“) signalisiert, eine unabhängige Differenzierung, wenn er über das eventuell epochal-gestörte, kulturelle Gedächtnis hinaus, interdisziplinär-eigenständige Urteile ermöglicht und dadurch Sinnhorizonte um die der Naturwissenschaften und Medizin erweitert. Als sozialwissenschaftlicher Gegenbegriff von „Resilienz“ erlebt neuerdings das Krisen-Phänomen des destruktiven Umbruchs, die „Disruption“, eine Konjunktur. In Russland, das mit dem Ende der Sowjetunion den navigatorischen „Demokraten“ und Kommunisten eine postsowjetische Rolle beilegte, hat sich die

„Erinnerung an den Ausnahmezustand [!], der das Land vor 100 Jahren erfasste“⁸, überhaupt nicht erledigt: Seit der „zwitterhaft“ wirkenden Schlüsselwörter „Offenheit“ (russ. „Glasnost“) und „Umgestaltung“ (russ. „Perestroika“) nach 1985 und seit der formalen Auflösung der Sowjetunion nach 1991 ebte die selbstkritische „Aufarbeitung der Vergangenheit“⁹ langsam ab.

Nach allgemeiner Auffassung schwindet die Intensität, die zur Langfristigkeit und Langzeitstabilität von Epochenkonstruktionen oder des allgemeinen Wissens beiträgt, nicht nur im Gefährdungsprozess des Vergessens: „Revolutionsstadien“ eines längeren Zeitraums sind stattdessen transitorisch-politische Formationen der Militarisierung, in denen sich existenzielle, machtbessene und präventive Ressourcen, die die Kritik an der Gegenwart wachhalten und mittelbar einander durchdringen. Der Erinnerungsbeitrag erscheint im Wesentlichen gering. Was angesichts publizistischer „Entlarvungen“ Lenins bzw. in dem Prozess der „Entleninisierung“ einerseits sowie der Sorgen für seinen „Denkmalsschutz“ andererseits problematisch bleibt, ist eine für Russland erschreckende Erkenntnis.

Seit den 1990er Jahren gibt es keine „Kristallisationen und domestizierter Erinnerung“ oder – einfach in der Sprache der Experten ausgedrückt – „keine konsistente Geschichts- sowie Erinnerungspolitik“, die mit gestaltender Modernisierungsreife zur Verfügung stünde¹⁰. Ist das „Risiko Freiheit“ mehr ein dringlicher Geltungsbereich gesellschaftlicher Kooperationsmöglichkeiten oder vielmehr wichtiger als die ehemals etymologisch-naheliegende Methode „moralischer Imperative“?^{10a} Alternativen, die Gegensätze zwischen Erinnern und Vergessen im Status des Vielfältigen und im Modus uranfänglicher Latenz aufbieten, sind möglicherweise im kollektiven Gedächtnis vorhanden – allerdings ohne im semantischen Wortfeld zeitgenössische Gedanken sozialer Wertschätzung des Rhetorischen mit dem des Kommunikativen wissenschaftstheoretisch zu strapazieren.

Wer will kurzweilig-restituierte, „fragile“ Phänomene einer „religiösen Renaissance“ verschweigen, in denen sich erstaunlich

cherweise eine lebendige soziale Tradition und eine „neue Geborgenheit im Mysterium des Glaubens“, das die Erinnerung an die Märtyrer von 1917 und die Erschießung der engeren Zarenfamilie von 1918 wachhält, widerspiegelt?“¹¹ Die russisch-orthodoxe Kirche belebte und erweiterte seit Ende des 20. Jahrhunderts ihre orthodoxe Restauration: Mystische Erbauung weckte in der Öffentlichkeit das Verlangen ungestillter seelischer Bereitschaft, indem sie die Neugier nach dem sogenannten „vorrevolutionären“ Russland von Neuem weckte. Vom Wiederaufbau zerstörter Kirchen und Kathedralen aus der Zarenzeit erwarteten Sowjetbürger 1987/88 eine Wiederbelebung der verlorenen Erinnerung, um das leidenschaftliche Verlangen nach Gott und Wahrheit über das Erlittene und Durchgemachte zu stillen. Die unter Stalin gesprengte Kasaner Kathedrale am Roten Platz wurde 1993 wieder originaltreu errichtet, ebenso folgte 1996 in Moskau nach dem Wiederaufbau an alter Stelle die Weihe der Christi-Erlöser-Kathedrale. Kirchen und Klöster im ganzen Land wurden renoviert.

In den letzten Jahren seit der Jahrtausendwende fallen in Russland beachtliche geschichtsbezogene Wiederbelebungen gegen den kulturellen Gedächtnisschwund auf, gegen den sowohl der „Große Vaterländische Krieg“ als auch die Erinnerung nostalgischer Stalin- und Kriegsmythen, die zu kulturellen Kräften revitalisiert werden sollen: Der Staatspräsident ist erster Dirigent, er interpretiert, koordiniert und moduliert den Klang des Staatsorchesters nach eigenem Ermessen, das am Klangbild musikalischer Prozesse das Erinnern und Vergessen thematisiert, selektiert und simuliert. Disziplinierte Erinnerungsarbeit wäre das Vordringen zu ganz frühen Worten und Gedanken, etymologisch der Übergang vom Bild zum Wort oder vom Logos zum Mythos – poetische Spurensuche nach mythen gläubigen Bildern oder denen im Buch der Natur des Menschen von „Wurzel“ und „Wachstum“. Das wäre die elementare Erkenntnissuche nach Urbildern, die sich zur Schriftkultur auswuchsen und weiterbildeten: Sie finden exemplarisch zusammen im sinnlichen Selbstausdruck des überlieferten „Topenschatzes“ (lat. „loci communes“)

und in der „Findekunst“ (lat. „ars inveniendi“) des Lehrsystems von Philologie, Rhetorik und Musik.^{11a}

Was die antike Wiederaufnahme, Abwandlung und Neubearbeitung mit typischen Themen, Formeln und Wendungen charakterisierte, verdichtete der Gedanke, dass derjenige, der den harmonischen Stil der Musik erlernen wolle, alle anderen Wissenschaften kennen und die Philosophie zur Lehrmeisterin erwählen müsste. Der zeitraffende Wechsel von der Antike zur Moderne russischer Weltverhältnisse wäre auf dem Schauplatz der Erinnerungen dann der Inbegriff einer Disruption oder – am Beispiel „Petersburgs“, seit 1914 russifiziert zu Petrograd – ein zeitverwirklichender Ort als Szenenwechsel der Vergesslichkeit, der schon nach hundert Jahren zugleich das Vergehen der Zeit im politischen Selbstverständnis anschaulich macht.

So sollen beispielsweise Stalin-Büsten „väterliche“ bzw. nationalistische Erinnerungen stiften, um bewusst resistant-professionalisierte Zusammenhänge wachzuhalten. Beeinflussen sie etwa historische, mentale oder resiliente Lernprozesse, die teils im staatlichen Interesse teils zwischen kollidierenden Gedächtnissen moralische Imperative wie von unsichtbaren Mächten gelenkt „transformieren“ könnten? Oder wären Menschen in (neuro-)kognitiver „Klarheit und Vorstellungskraft“ überfordert, wenn äußere „Stadien“ forschersich-stabilisierender Festsetzung ontologisch etwas anderes wären als die selbstbestimmte Rede von einer inneren „Stufe der Transformation“?^{11b} Die „Allgemeine Sprachwissenschaft“ mit ihrem hohen Abstraktionsgrad hatte nach Stalins Tod in der Partei an Wichtigkeit verloren. Dem Systemzwang widerfuhr weltweit in der Wissenschaft die kommunikative Stadien-Konjunktur eines funktional „handlungsorientierten“ Auftriebs.

Die Wissenschaftssprache profiliert „Stadien“ disziplinär bzw. interdisziplinär. „Sprache“ entspricht in ihrer metasprachlichen Diachronie und Synchronie kulturellen Austauschprozessen für eine individuelle und kollektive Bereitschaft, beispielsweise „übersetzte“ Worte aus dem Französischen, Englischen und Deutschen im russischen Sprachgebrauch anzuwenden. Die

Sprache der gehobenen Schichten wurde im 19. Jahrhundert zum distinkten Merkmal der Gebildeten, das sich von den unteren Volksschichten kontrastiv abhob. Übersetzungen marxistischer Begrifflichkeiten waren davon betroffen: Besonders die bolschewistische Theoriesprache, die mit dem „wissenschaftlichen Marxismus“ vom 19. in das 20. Jahrhundert in Russland durch eine „vergesellschaftete Vernunft“ wiederkehrende „Wort-Wege“ im Geist einer besseren Welt versprachlichte, wurde zum Resistenz-Vehikel antitraditioneller Kritik, agiler Umdeutung bzw. Umwandlung. Das realsozialistische Experiment musste um der Zukunft willen nicht nur die Handlungswirklichkeit determinieren, sondern auch die Integration und wirtschaftlichen Abläufe seinen ideologischen Zwecken unterordnen.

Zwei marxistische Aspekte aus dem 18. Brumaire sind von prinzipieller und im Leninismus von agil-konsequenter Tragweite auf ein „verheerendes ‚Ende in Politik‘ gebogen“.

1. „Die Revolution kann sich nur aus der Zukunft legitimieren“. Darum gäbe es keine Vorbildlichkeit wie die einer Autorität sowie die vergangener Ereignisse, der Weltgeschichte oder irgendeiner Tradition.
2. „Die Revolution ist für Marx eine politische Unangemessenheit, eine Übersetzung ohne Übersetzung, paradoxal und hyperbolisch“. Aus dem Grunde spreche die Revolution eine „unerhörte Sprache“, relativiere die Resilienz der „Vergessenheit“, die „allein das Handeln“ ermöglichen würde.^{11c}
3. Während die Utopie einerseits ein ahistorisch erwünschtes Denkprodukt von Literarizität und Programmatik vorstellt, die Zukunft antizipieren will, entwarf sie andererseits eine Mischung von Anspruch und Fiktion, Sinn und Unsinn oder Irrtum und Gewalt.
4. Jede theoretische Zukunftsfiktion basiert auf atheistischen Mustern, so wie die historische Wissenschaft Möglichkeiten einer Welt rekonstruiert, in denen Wech-

selwirkungen zwischen Gegenwart und Zukunft in Erkenntnis übergehen könnten.

Zwischen Wissenschaft und Wirklichkeit ist der Wissenschaftler zwar methodisch ein Regulativ, das er aufgrund dieser Wechsellseitigkeit auch individuell und sprachlich orientiert. Im Verlauf des 18./19. und 20. Jahrhunderts verursachte in Westeuropa die vorbereitende Literarisierung im raschen Industrialisierungsprozess abstrakt-differenziertere Sprachphänomene bis hin zu mannigfaltigen Derivaten. In diesem latenten ahistorischen „Plastifizierungsprozess“, der dem exklusiv-bolschewistischen und marxistisch-leninistischen Internationalismus enormen theoretischen Auftrieb verleihen sollte, breitete sich das ideologische Denken und Handeln, die naturwissenschaftlich-industriellen Veränderungszielen ihren Stempel aufdrückten, richtungsweisend von Westeuropa nach Osten aus: Kriegsbedingt aktualisierte in Russland der staatssozialistische Aspekt „Revolution als Ressource“ nicht nur eine „elementare“ Transformation: Wie ein „staatssozialistischer Modernisierungsversuch [!]“ habe die „erste Transformationswelle [!]“nd von 1917 bis Mitte der 1930er Jahre entsprechende Erschütterungen verursacht – in der historischen Wirklichkeit geschah das revolutionäre Beben „langgezogen“ und in mehrgliedrigen Perioden mit anhaltenden schrecklichen Wirkungen.

Schon im Jahr 1921 schien sich der „Transformationsakteur“ Lenin – so im Allgemeinton der „Handbuch-Terminologie“ – von seinem „Transformationstraum“ einer schnellen „Weltrevolution“ verabschiedet zu haben. Verzichtete auch das „Handbuch“ aus „staatssozialistisch-transformativen“ Gründen auf Hintergrundmetaphern einer philologischen Feinarbeit? Nun wird in globalwissenschaftlicher Perspektive methodisch vieles möglich: Der Terminus „Transformation“ (russ. „transformacija“) – die Konstruktionseuphorie einer perfekt-generalisierenden, globalen Konnektivität oder einfach der Transformationsfokus eines „wissenschaftlichen Allerweltsworts“^{ne} – hätte dann in Russland

im hyperzentralisierten Grobraster „staatssozialistischer Transformationen“ von 1944 bis 1960, darunter der „Zweite Weltkrieg“ und der Beginn des „Kalten Krieges“ als sowjetische „Aggregate“ wichtiger Transformationsbedingungen, eine „zweite [Transformations-]Welle[!]“ hervorgebracht. Welchen seriösen Stellenwert definiert dann die „Transformationsforschung“, wenn sie sich selbst als transformative Ganzheit versteht oder im eigenen System das Subjekt ist? Komplettierend ermöglicht sie wahlweise, beliebige und entpolitisierende Konturierungen scheinbar substanzieller und akzidentieller Umwälzungen, neutralisiert klare Subjekt- und Objektbestimmungen oder dynamisiert zukunftsicher gesteuerte bzw. ungesteuerte, langfristige bzw. innovative versus imitative Transformationen: Politik und Wissenschaft „transformieren“ ihre eigenen Machtsysteme.

In euphemistischer Beurteilung Osteuropas – im „Handbuch der Transformationsforschung“ mehr als „nur ein Sonderweg der Modernisierung“ ausgewiesen – würde Stalins Staatssozialismus sowohl eine partielle Modernisierung kennzeichnen als auch die „Realisierung eines eigenen Modernisierungspfads[!]“ sein, während dagegen die „Deutung des Staatssozialismus als reines [!] Herrschaftsgebilde dagegen einen blinden Fleck“^{11f} darstellen würde: Nicht selten hilft die Wissenschaftssprache dem urteilenden Analytiker durch gleichmachende Wortstanzen einer „Wortschmiede“. Was sie in Wirklichkeit wie lebenserhaltende Relationen „überbrückbar“ materialisieren, erschafft in homologer Weise fortwirkende Verbindungen, als könnten sie die menschliche Panik des Aufbruchs, einer schreckerfüllt durchlebten Existenzkrise, mithilfe metasprachlicher Kompensationen unverdächtig erscheinender Worte verhüllen.

Diese repressive Art einer scheinbar visionären Egalisierung, historisch eine „Privilegierung der Nomenklatura“, die der sich am „sowjetischen Menschen“ vollziehenden „Gleichmacherei“ (russ. „uravnilovka“) einen radikalen Stempel aufgedrückt hat, gehört approximativ in Bereiche der Begrifflichkeit soziologischer „Homogenisierung“ und „Synthetisierung“. Kategorial

konvergieren sie größtenteils mit den sprachlich-beweglichen Fixierungen wie die der „Transformation“ oder „Identität“ zu verfügbaren „Allerweltsworten.“^{11g} Wertneutrale Begriffe, die Unterschiede im Einsatz von Gewaltsamkeit gedankenlos angleichen, geraten aufgrund der wissenschaftlichen Nivellierung in den Sog einer eigentümlich- generalisierenden Sprache, einer massiv-kontextuellen, soziologischen „Passung“ oder im ideologischen Real-Extremismus in die zeitnah unauffällige Camouflage einer virtuellen Modalität. Mit Beginn der „Umgestaltung“ Ende der 80er Jahre des 20. Jahrhunderts wurde die „Gleichmacherei“ negativ bewertet: In der Wissenschaft fehlt offensichtlich eine kritische Auseinandersetzung oder sie sensibilisiert kein Desiderat. Bewahrt vielmehr das russische Recht – im Vergleich mit dem kontinentaleuropäischen System – auch nach der „Umgestaltung“, schlichtweg in „vielfacher Hinsicht seine Eigenart“?^{11h}

Derartige methodisch-begriffliche „Modell-Vereinfachungen“ produzieren, intellektualisieren, neutralisieren bzw. objektivieren individuelle „Seelenbilder“ oder ersetzen das Ungeheuerliche durch ethisch-inexistente, scheinbar autorisierte Adaptionsleistungen von Abstraktionen. Die rationale Distanzierung gegenüber einer ganzheitlich wertenden Geschichtswissenschaft, die für das Mittelalter, die Reformation und die „Aufklärung“ (russ. „Proveščenie“) bis in die Moderne galt, „übersetzte“ und modellierte noch im 20. Jahrhundert semantisch-bewahrende Sprachformen der Aneignung, Anverwandlung, Umformung und Anerkennung. Methodische Rationalität, die den „extremen Personenkult“ bolschewistisch-transformativer „Gewaltstrategen“ analysierte, entfaltete einen theoretisch-latenten bis offenen Machtkampf, dessen revolutionärer Erfolg den „staatssozialistischen Durchbruch“ zugunsten militant-metallischer „Transformationsstrategien“ entschieden. Aufgrund ihrer Bevorzugung würde in der Literatur die Hypothese zweier großer „Transformationswellen“ Zuspruch erfahren: „Transformation“ und „Welle“ würden demnach im vereinigten farblosen Kunstwort die Komplexität resultativ-amorpher Vernetzungs-

phasen „vortäuschen“, mit der scheinbar garantiert wäre, dass bis 1939 die „Investition in Kultur und Bildung“ zu „kulturellen Leistungen“ - genauer zur Militarisierung und „Kulturrevolution“ - befähigt hätte.¹¹¹ „Transformationswellen“ produzieren die Monstrosität von „Kunstwelten“, deren Relevanz sowohl ahistorisch ist als auch gegenüber Gewalt anästhetisiert – „Transformationswellen“ schaffen höchste Not und Unruhen, sie ebbten ab oder formieren sich neu.

Zunächst regte sich auf dem Kriegsschauplatz von 1917 eine Friedensbereitschaft, da nach den Worten des russischen Kriegsministers von Dezember 1912 bis Juni 1915, des Kadeten Nikolaj Aleksandrovič Maklakov (1875–1918), dieser Krieg in den Reihen der Volksmassen von Anfang an nicht populär gewesen wäre, wohl aber Signale zugunsten einer siegreichen Revolution gezeigt hätte. Das hört sich gut an, aber lenkt nur ab: Die Termini „Transformation“ und „Modernisierung“ werden methodisch zum Vehikel der System-Funktionalität „Militarisierung“ in „rückständigen, peripheren Gesellschaften“: Allein deswegen wäre die „Russische Revolution von 1917“ in „staatssozialistischer Transformation“ der „praktische Geburtsort [!] dieses spezifischen Gesellschafts- und Machttyps“ gewesen.¹¹² Generell mag das stimmen, denn es wurde für die Arbeiter aller Länder prototypisch ein neues Kapitel im Buch der Revolution des 20. Jahrhunderts aufgeschlagen. Galt fortan diese sozialistische Geschichte der russischen Arbeiterschaft als emphatisch-verheißungsvolle Programmatik proletarischer „Weltentzeitlichung“?

Im Überschwang konkurrierender „Weltpolitik“ standen sich nach dem Ausbruch des Weltkriegs hochgerüstete Bündnissysteme gegenüber – darunter imperialistisch-kapitalistische Machtansprüche, die auf nachhaltig Unruhe sorgende, sozialistische Klasseninteressen trafen: Sozialisten fügten sich zunächst kritisch-beobachtend den Gegebenheiten der nationalen Solidarität. Sprachlich-philosophische Fundamentaltendenz finden sich wieder in Motiven politischer, gesellschaftlicher, ästhetischer und metaphorischer „Versöhnung“ und Wortverwendungen

metaphorologischer Kolonisierung. Beispielsweise betrifft das mithilfe metasprachlicher Aneignung vielseitige „Ressourcen“-Worte wie „Referenz“, „Kommunikation“, „Stabilität“, „Struktur“, „Bourgeoisie“, „Identität“, „System“, „Modell“, „Transformation“, „Fortschritt“, „Entwicklung“ oder „Zukunft“. Wissenschaftlich an der Gegenwart Kritik zu üben, ist beispielsweise flexibel übertragbar auf moderne Institutionen und Forschungsansätze. Wenn sie geschichts- oder kulturwissenschaftlich zum einen die „Kritik als Ressource“ politisch, eigenlogisch, eigenmächtig oder profitabel handhaben, dann ist zum anderen ihre naturalistische oder wirtschaftspolitische Egalität nicht nur eine „Fortschrittlichkeit“, sondern auch ein öffentlich-logisches, kompetentes Argument, um den gefährdeten Erhalt von Arbeitsplätzen in der ehemals kollektiven Konsensgesellschaft gewerkschaftlich aufrecht zu halten.

Gegen systemisch-dominante Bauelemente des selbstverständlichen „Wohlstands“ mobilisiert das „Ressourcen-Argument“, das an den „Ressourcenfluch“ (engl. „resource curse“) und an das „Anthropozän-Zeitalter“ oder an die in Amerika bisweilen aufrüttelnden Thesen der „Dritten Kultur“ erinnert, ökologisch-sinnstiftende Einwände. Sie problematisieren jedwede stabilisierende Verfung modellierter Wirklichkeit oder sprachlich-resilienter „Transformationen“, weil sie Fassaden angeblich professionalisierter Zusammenhänge bekämpfen: Für zielbewusste Akteursgruppen gestalten sie zwar widersprüchliche Bedürfnisse und Wirklichkeiten, aber sie sind auch handlungsorientierten Denkleistungen bühnereifer Regieanweisungen vergleichbar, die im sprachlichen Netzwerk systemischer Wortstanzen letztlich kohärente „Modelle“ aufwerten.

Ihre Fachausdrücke „positionierten“ gleichsam die Theorieformation dogmatischer „Stabilisatoren“ und „inspirierten“ mit ihrer „Richtigkeit“ diejenigen, die sich in aller Hilfs- und Hoffnungslosigkeit mit Möglichkeiten ihrer „Transformation“ und „Umbildung“ bzw. „Umschulung“ (russ. „peretasovka“ bzw. „preobrazovanija“) für eine kommunikativ-verbindliche Aneignung abfinden.

Terminologische Sprachregler haben offenbar die schnell gelingende Einheitlichkeit „begriffen“, allerdings im Grundton diffuser bis hausbackener Anerkennung: „Im Sommer 1917 hatte Russland bereits eine tiefgreifende [!] Transformation durchlaufen.“^{1k} Realistischer dagegen ist der Abschied vom überholten europäisierten Transformationsmodell zugunsten globalisierter „Pfadfinder“: Der „Eurozentrismus“ hat nicht nur abgedankt, sondern insbesondere die „spezifische Modernisierung“ als „deterministische Fortschrittsgläubigkeit“ scheint in unerschöpflicher Weise „Akteure, Entscheidungen und Kontingenz“ zur Offenheit und „Vielfalt von Transformationspfaden [!]“ aufzufordern.^{1l}

So wird dem nach der Oktoberrevolution ausgebrochenen Bürgerkrieg (Oktober 1917–Oktober 1922) auf der Krim nun in „modellierter“ artifizieller Zweckdienlichkeit ein „Versöhnungsdenkmal“ im Herbst 2017 krönen, das – vielmehr im patriotischen Sinne von Putin'scher Staatsräson und mobilisierter nationaler „Einheitlichkeit“ – die „transformative“ Umarmung eines Rotarmisten mit einem Weißgardisten wie aus einem antiquarischen Lehrbuch für alte Parteikader kaum besser „repräsentieren“ könnte. Dagegen ist Lenins Forderung an das Politbüro vom März 1922 nicht in Vergessenheit geraten, die „entscheidende und unerbitterlichste Schlacht“ gegen die orthodoxe Kirche einzuleiten, um der hungernden Bevölkerung mit der Beschlagnahme und dem Verkauf von Kirchenschätzen zu helfen. Lenin dachte nicht nur an einige Milliarden Rubel zugunsten des Staatshaushalts, sondern auch an eine jahrhundertelange Schwächung der orthodoxen Kirche.

Erbarmungsloser Terror sollte die traditionsreiche Kirche mit ihrem „reaktionär“-volksnahen Klerus vernichten. Anlässlich des hundertsten Jahrestags der Oktoberrevolution forderte die orthodoxe Auslandskirche im März 2017, endgültig einen Schlussstrich unter den kommunistischen Totenkult am „Roten Platz“ zu ziehen. Sucht der Kremlherrscher zur Gesichtswahrung einen heimlichen „Transformationspfad“, der das Schauspiel um Lenins Totenkult beendet? Mit Putins Präsidentschaft begann

ein eigentümlich-unberechenbarer „Putinism“, den Russland in unauffällig inszenierter, ja plastifizierter „Entwicklungs-Variation“ mit der Rehabilitierung Stalins fortzusetzen scheint.

Im Hof des Moskauer „Museums für Militäruniformen“ wurde 2017 in einer Gruppe von russischen „Herrschern“ die Büste des Massenmörders und Diktators Stalin enthüllt. Es geht um ästhetisch-sinnfällige, politisch-wechselseitige Ausdruckszwecke, als würden deren „Transformationen[!]“ zwischen kulturellen Differenzen oder gesellschaftlichen Disparitäten alles „ausgleichen“, „vereinheitlichen“ oder „einschmelzen“. Ob fundamentale „Umgestaltungen“, die große Teile der russischen Gesellschaft einbeziehen, den harmonisierenden sozialen Charakter des „Heiligen“, der Person und des „Versöhnlichen“ überzeugend in Rezeptionsprozessen zu „beeinflussen“ vermögen, bleibt im „umwandelnden“ und stilbahnenden Medium gleichmachender Transformationslogik fraglich. Was aufgrund von „Transformationen“ einer traditionsbrechenden, geistigen Revolution allerdings kontrapräsentisch „frei von inneren Widersprüchen und Doppeldeutungen[!]“¹² entstehen könnte, würde langfristig die Debatte über die Tragfähigkeit von „Reformen“ und über den „Stellenwert“ des Menschen entscheiden, wie sich in Zukunft die russische Gesellschaft gegenüber fortwirkenden „Einflüssen“ einer obsoleten Geistesgeschichte verhalten wird. Entgegen der Erfahrung von Katastrophen in Europa erscheint es völlig unverständlich, dass große Teile der russischen Gesellschaft heutzutage nicht nur eine monströse Identität zu feiern bereit wären, sondern auch in der Erfahrung blutigen Gedenkens „Stalin mit Heimat“ im Verlauf der Modernisierungsdiktatur durch ein resilient-antizipiertes Zusammengehörigkeits- oder Gemeinschaftsgefühl absegnen würden.

Zuweilen drängt sich der Eindruck auf, dass die Schriftsteller den Historikern noch immer voraus sind, wenn es um Initiativen geht, nicht nur zuvor verbotenes Gelände zu betreten, sondern auch dem traditionellen Gedächtnisverlust und der erschreckenden Unkenntnis über die sowjetische Geschichte mit-

hilfe von detaillierten Rekonstruktionen energisch zu begegnen. Während der Nobelpreisträger für Literatur, Alexander Issajewitsch Solschenizyn (Aleksandr Isajewič Solženicyn, 1918–2008), schonungslos gegen die Hölle der stalinistischen Homogenitätsfixierung zu Felde gezogen war, wurde der kirgisische Schriftsteller und Reformkommunist Tschingis Aitmatov (1928–2008) mit seinem Roman „Der Tag zieht den Jahrhundertweg“ (1980) bekannt, in dem er über die Legende von einem erinnerungslosen Sklaven berichtete.

Der rücksichtslose Gedächtnisverlust macht aus Menschen entwurzelte Opfer staatlich-willfähriger Entzauberungsprozesse. Benötigen die Menschen Russlands um ihrer Selbstfindung willen eine sozial ausgleichende Alternative gegenüber alten Denkschablonen und Lebensvorstellungen? Gegen Positionen nachahmender Entzauberung helfen Anstöße zu realitätstüchtigen Erfahrungen neuer Reflexivität und Transzendenz: Vielleicht wird Russland im sozialverträglichen Kulturleben zwischen Gesellschaft und Individuum, Recht und Gesetz, Religiosität und Glaube oder Wissenschaft und Rationalität von profilierten Möglichkeiten zukunftsweisender Narrative unterstützt, die zu modernen Konzeptionen von Sensibilität und Macht ermutigen.

Scherbakowas Hinweise auf die „regellose Marktwirtschaft“, die resistiven, manipulierten und aufgeweichten Werte sowie die bis ins Kleine fragmentierten Bereiche der Geschichts- und Erinnerungspolitik können weder mit Anregungen zu neuen „Lebensformen“ noch aufgrund von Hoffnungen auf demokratische Veränderungen überzeugen. Revolutionäre Erinnerungen an das Jahr 1917, dazu die gleichsam beliebig „gepfropften“ Transformationen, behaupten sich in der russischen Gesellschaft – wenn sie überhaupt im „nostalgischen Kitsch innerhalb der Massenkultur“ eine Rolle spielen – vielleicht „wie ein Menetekel: Seht nur her, schien es den Leuten zuzuraunen, seht nur her, wohin einen diese Revolutionen führen können“.^{12a}

Das Jahr 1917 während des Krieges war keine Antwort auf die technisch-industrielle und politisch-emanzipatorische Diversität

im Westen gewesen, sondern hätte – wie manche Historiker behaupten – das Zarenreich durch die Kriegsentwicklung geradezu herausgefordert. Aber Schwächen wurden offenkundig. Die Chance des zäsuralen, präzedenzlosen Geschehens in Russland wurde als Impuls für zwingende Initiativen mithilfe außergesellschaftlicher Normen unterschätzt, nicht aber von den Bolschewisten: Als Friedenssignal hätte die Februarrevolution in einer Akutsituation internationale Auswirkungen gehabt, da Zar Nikolaus II. nicht nur das „Bündnis mit den Entente-Mächten“ gefährdet, sondern auch „inmitten des Weltkriegs“ abgedankt hätte¹³.

Die „Provisorische Regierung“, die „kein Rezept [!] zur Lösung der schweren Krise“ gefunden hätte, konnte nichts anderes tun, als notgedrungen an dem Entente-Bündnis festzuhalten¹⁴. So schien es – leichthin als absolute Setzung formuliert – an Varianten für ein Konzept von Modernität zu fehlen, weil es für Alternativen keine großen relationalen Spielräume gab. Was wäre denn im wahrnehmenden Rundblick einer politischen Angemessenheit von der „Provisorischen Regierung“ zu erwarten gewesen? Die tiefgreifende „Krisis der Staatsgewalt“ (russ. „krisis vlasti“), von der Landwirtschaftsminister Victor Michajlovič Černov (1873–1952) in Petrograd, Mitglied im ersten und zweiten Kabinetts von Georgij Evgeněvič L'vov (1861–1925), im April 1917 gesprochen hat, wirft viele Fragen auf. Inwiefern ist die Interessenlage einer sozialistischen Friedenspolitik – nach dem aufrüttelnden Aufruf des Petrograder Sowjets vom 14./27. März 1917 „An die Völker der ganzen Welt“¹⁵ – realpolitisch als ein verbindlich dringender, außenpolitisch kritischer Richtwert Russlands, final als ein „demokratischer“ Kreuzzug Amerikas und kohärent mit der Entente sowohl problemlösend als auch für das internationale Organisationsmodell „Stockholm“ zukünftiger Konflikte einzuschätzen?

An der offensichtlichen Verflechtung mit Europa, die teilweise auf prowestlichen Bindungsfähigkeiten beruhte, bestand kein Zweifel, aber im sozialrevolutionären Rahmen der am schwersten wiegenden, ungelösten Staats- und Gesellschaftsprobleme

ist kaum von einer alles auflösenden energischen Eigendynamik der Friedensfrage in Russland auszugehen. Erfolgversprechende gute Phasenlösungen, wie beim Erklimmen eines Berggipfels, gleichen zuweilen mehr einer wahren Passion und weniger einem friedenspolitischen Weiterkommen mit entlastendem Druck. Das elementare Gesamtbild, begleitet von Gedanken-Kaskaden der Worte, regulierte in der Sprache der Ideologien den Aufstieg zielbewusst, aber blieb in der Praxis wirklichkeitsnah und progressiv dennoch unberechenbar, divergent und komplex. Befreiend sollte der Aufruf an die Arbeiter aller Länder eine propagandistische Wirkung erzielen, dem Kriege – vermeintlich unabhängig von den Regierungen – durch eine solidarische sozialistische Konferenzaktion ein Ende setzen zu wollen. Das hätte nach innen und nach außen die Diversität ungestörter handlungstreibender Entscheidungen in der Akutsituation von 1917 bedurft.

Russland, nicht nur diplomatisch herausgefordert zur Aufrechterhaltung der Vertragstreue gegenüber der Entente, wollte – wie Bernd Bonwetsch etwas verkürzt, scheinbar auktorial und einseitig-pilotiert erklärt – möglichst seine „Kräfte auf den Krieg gegen die Mittelmächte konzentrieren“.¹⁶ Ohne die Akzeptanz eines übereinstimmenden kulturellen Raumes, ohne ein sicheres Fundament zivilgesellschaftlicher Möglichkeiten und ohne zwingende Normen einer gemeinsamen Sprache überschätzte sich die „Provisorische Regierung“ im Verlauf weniger Monate und durchlitt ein schwerfälliges Stadium der Unentschlossenheit und inneren Gefährdung. Ohne eine kurzfristige Konzeptionierung verhielt sich die Notstandsregierung bis zur rasch gescheiterten militärischen Juli-Offensive abwartend und verschärfte dadurch das gemeinsame Debakel.

Dem Land, in dem sich ca. hundert Ethnien mit ebenso vielen verschiedenen Sprachen und Kulturen artikulierten, wurde von der Notstandsregierung – so scheint es – im extremen politischen Spannungsfeld, dem sozialräumlich das Paradigma einer widersprüchlichen bis dissoziierenden Zeitlichkeit entsprach,

selbstschädigend eine schwerwiegende Entente-Pflicht abverlangt. Dieser Eindruck drängte sich auf, als wäre Russland sowohl vor sich selbst als auch den gemeinsamen Entente-Zielen – angesichts der nationalen Ansprüche der bekannt gewordenen Geheimabkommen und als Beweis seiner Stabilität – regelrecht zur Selbstaufopferung verpflichtet gewesen: Regulierte die „befreiende“ Ankündigung der sozialistischen Friedenspolitik beschleunigte Übergangswege einer „Improvisation“ oder die Initiative einer konzertierten Aktion mit Chancen der „Entlastung“ für die Provisorische Regierung?

Wissen und Deutung sind zeitabhängig, verschieden gewichtet und kontrovers auslegbar. Historiker Fritz Fischer hat in seinem bis heute Kontroversen auslösenden Buch „Griff nach der Weltmacht“ die „Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914/18“ aus seiner sowohl distanzierten Retrospektive, zu der hauptsächlich die Kenntnis der Geheimverträge des Ersten Weltkriegs nach 1919 und „Versailles“ gehörte, als auch die Erfahrung der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs von 1945 in den fünfziger Jahren analysiert, bearbeitet und im Jahr 1961 veröffentlicht. Die Offenlegung und Deutungsmacht der Geheimverträge hatte schon 1917 in den sozialistischen Konsultationen zwischen Russen und Franzosen andere Vorbehalte, Argumentationen und Zwänge ausgelöst als die 1919 in der internationalen Konferenz von „Versailles“: Das „Zarenmanifest“ von 1898, das der Idee des Weltfriedens einen Weg bahnen wollte, begleitete zwar den rechtsförmig-regulativen Auftakt zu den Haager Konferenzen von 1899 und 1907, aber die russische Initiative, in der Zar Nikolaus II. eine europäisch ausufernde Rüstungspolitik kritisiert hatte, löste Reaktionen einer unterschiedlichen Stimmungslage aus. Das Zarenmanifest bestätigte vielmehr Zielsetzungen und organisatorische Absichten der aufkommenden bürgerlichen Friedensbewegung.

Die zwischenstaatlichen Konflikte hatten die „Erwartung einer fortschreitenden Verrechtlichung der internationalen Beziehungen“ mobilisiert. Diese Impulse für ein internationales

Regelsystem des Rechts lösten eine „starke Resonanz in den westlichen Gesellschaften“ aus. Auch wenn der „Erste Weltkrieg als Konflikt um das Völkerrecht rationalisiert wurde“, belastete Deutschland die wachhaltende Verachtung als „Kriegstreiber“ und die vorsätzliche Verletzung der belgischen Neutralität: Der Einmarsch in Belgien und Luxemburg, dazu bei aller Skepsis der Vorwurf „unvorstellbarer Gewaltverbrechen“ an der Zivilbevölkerung, prangerte Deutschland nicht nur der „Ruchlosigkeit und Wortbrüchigkeit“ an, sondern auch als machttaktischer Rechtsbrecher und „Verächter des Völkerrechts“. Das übertrug sich auf „normative Ansichten“ des Pariser Friedensschlusses von 1919/20. Der in „Versailles“ bestimmende kooperative Normierungsprozess der Siegermächte, eine Rechtsphase innerhalb der „Verrechtlichung“, regulierte und formalisierte humane Rechtsgrundsätze der Institutionalisierung, auf die sich dann die Siegermächte als Hüter einer internationalen Friedensordnung beriefen.^{16a}

In Marcus M. Payks kohärent-zwingenden Ergebnissen findet die Sozialistenkonferenz in „Stockholm“ – was nicht überrascht – mit keinem Wort eine Erwähnung in der völkerrechtlichen „Fortschrittserzählung“, nicht einmal als eine von Sozialisten versuchte „Einrichtung einer internationalen Schiedsbarkeit“: Schiedsverfahren hätten während des Krieges kaum mehr zur friedlichen Regulierung beitragen können. Legitimierte das „guerre du droit“ die Antwort auf das „Recht“ der Gewalt oder destabilisierte der Versailler Vertrag vom Januar 1920, dessen Entwurf der deutschen Delegation seit Mai 1919 vorgelegen hatte, bereits eine verantwortungsbewusste und handlungsbereite Wirksamkeit der demokratischen Gesellschaft auf der Basis der Weimarer Verfassung vom August 1919?

Payk konterkariert die Eigengesetzlichkeit des „Versailler Diktats“ als Demütigung Deutschlands, denn der Friedensschluss wäre in seiner Eindringlichkeit ein „originärer Rechts- und Vertragsfrieden“ gewesen. Bewusst vermittelnde Vorgaben des amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson (1856–1924) vom

Dezember 1916, als er die kriegsführenden Mächte und Neutralen zu einem „friedensbewegten“ Meinungsaustausch über Friedensbedingungen und Kriegszielforderungen aufforderte, scheiterten an der im Januar 1917 von der Reichsregierung beschlossenen Wiedereröffnung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges. Seit der Jahrtausendwende werden viele alte überkommene Positionen revidiert, erschüttert oder in Frage gestellt.

Da der vermeintlich „sozialistische Internationalismus“ 1917 in Stockholm – wegen der kriegsbedingt-heterogenen, inneren Konfliktverhältnisse – noch keine kohärenten völkerrechtlichen Rechtsmuster in Anschlag zu bringen vermochte, musste der einzelstaatlich orientierte Internationalismus in „Versailles“ 1919 siegesbewusste Grundlagen für unerlässlich exakte, normen- wie rechtslogische Stabilisierungen schaffen. Nach den Erfahrungen des Krieges hatten nicht nur internationale Vorstellungen der Vertrags- und Rechtstreue im Vordergrund gestanden. Im Unterschied dazu wurden die Prozesse vor dem Nürnberger Militärgerichtshof von 1945/46 gegen Hauptkriegsverbrecher, die sich wie „Götter“ aufgespielt hätten, einem harten alliierten Bestrafungsprogramm unterworfen.

Der in Großbritannien lebende australische Historiker Christopher Clark versuchte – anlässlich der hundert Jahre nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs – 2012 in seinem Buch „The Sleepwalkers. How Europe Went to War in 1914“ einige der „dynamischen ‚Entscheidungspositionen‘“ neu auszulegen. Die übersetzte Fassung wurde 2013 der deutschen Öffentlichkeit vorgestellt. Das Thema „Die Schlafwandler“ belegt eine verspätete Wirkungsgeschichte – von Auguste Comte Kopernikus' Buch „De revolutionibus orbium caelestium“ von 1543 bis zu Arthur Koestler (1905–1983) mit seinem Werk „The Sleepwalkers“ aus dem Jahr 1959. Nach Koestlers Aussage hätte keiner Kopernikus' Buch gelesen: Das war in früheren Zeiten nicht selten ein Kriterium wissenschaftlicher Wahrheiten – Wahrheit braucht Zeit. Vor allem Thomas Kuhn (1922–1996) und Hans Blumenberg (1920–1996), deren Interpretationen im Einzelnen nicht kongru-

ent waren, erinnerten und analysierten „Die Kopernikanische Revolution“ (1957/1967; 1965) als ein kulturelles Problem, das nach Koestler die welterkennende Spaltung zwischen Glaube und Wissenschaft eingeleitet habe. Die verspätete Rezeption genauer zu erklären, gelang erst dem Astronomiehistoriker Owen Gingerich in seinem Buch „An Annotated Census of Copernicus' *De Revolutionibus*. Nuremberg 1543 and Basel 1566“, Leiden 2002.

Die Überprüfung der heliozentrischen Thesen wurde in ihrer Rezeption erst nach 1610 überzeugend als Phänomen der Frühaufklärung möglich. Kopernikus' Buch löste nicht gleich eine Revolution aus, weil Historiker wissen, dass selbst der längere Zeitabstand Philosophen und Historiker immer wieder zu neuen Stellungnahmen herausfordert, denn Geschichtswissenschaft ist temporär ein ständig sich veränderbarer Prozess. Auch der Ausbruch des „Ersten Weltkriegs“ führte in der Wissenschaft bis heute zu kontroversen geschichtswissenschaftlichen und ebenso kulturellen Positionen. Clark wollte Fischers These von der Hauptschuld des Deutschen Reiches am Ausbruch des Ersten Weltkriegs nicht nur relativieren, sondern auch im eigenen methodischen Interesse durch selegierende Sondierungen abschwächen, allerdings thematisch-nützlich unter der hundertjährigen Prämisse, 1914 würde das „komplexeste Ereignis der heutigen Zeit, womöglich bislang aller Zeiten“ komprimieren. Auch wenn dann „politische Akteure“ zu „reinen ausführenden Organen der Kräfte“ werden, die „sich längst etabliert haben und ihrer Kontrolle entziehen“, startet er den Versuch, statt eines wissenschaftlich etablierten „Generalnenners“ insbesondere Urteile zielsicherer Schuldzuweisung aufgrund unbeachteter Quellen zu entschärfen.

Um die „Komplexität auf Verhaltensmuster zurückzuführen, die heute noch auf der politischen Bühne anzutreffen sind“, werden erstens die „Akteure von 1914“ in allegorisch-krisenbedingter Dramaturgie einsichtig beurteilt und in der „Suasorie“ (lat. „suasoria“: „Deklamationsübung“) individueller Relevanz als „unsere Zeitgenossen“ bewertet: „In dieser Geschichte gibt

es keine Tatwaffe als unwiderlegbaren Beweis, oder genauer: Es gibt sie in der Hand jedes einzelnen wichtigen Akteurs. So gesehen war der Kriegausbruch eine Tragödie, kein Verbrechen[!]. Zweitens objektiviert Clark die in den elementaren europäischen Krisenfaktoren vorhandenen, bildlich-habituellen Ausdrucksmittel: „Die Krise, die im Jahr 1914 zum Krieg führte, war die Frucht einer gemeinsamen politischen Kultur [!]. Aber sie war darüber hinaus multipolar und wahrhaft interaktiv [!]. Krisenanfällig konnte drittens der scheinbar „kurzfristig“ entstandene „großräumige“ Zweifrontenkrieg, den militärtaktische Vorplanungen mit einem Erfolg absichern wollten, auch national-wesenhaft kein „kurzer Krieg“ werden. Viertens zerstreuten verantwortliche deutsche „Sprachträger“ in der kompetenten Rolle krisenresistenter „Hauptentscheidungsträger“ nicht nur Befürchtungen gegenüber Schwächen des strategisch-operativen Schließen-Plans, sondern auch alle die in den Menschen aufbrechenden, politischen Selbstzweifel.

Clark will seine Leser nicht „hypnotisieren“, wenn er eine „Gruppe von Nationalstaaten“ bewertet, die man sich wie „kompakte, autonome, eigenständige Einheiten vorstellen“ müsse, eben – etymologisch etwa „berghoch“ („Hügel“) – wie „Billardkugeln auf einem Tisch“: „Billard“ (franz. bille: „Kugel“, „Ball“) hatte sich vermutlich von Kastilien und dem Baskenland aus im 16. Jahrhundert verbreitet und war am französischen Königshof des 16. Jahrhunderts nachweisbar, dann vom 17. bzw. 18. Jahrhundert bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts an europäischen Fürstenhöfen oder im Gesellschaftsleben der vornehmen Welt etabliert. Aus dem „Spiel“ wurde im „Ersten Weltkrieg“ ein dämonischer Freund-Feind-Kontrast – nämlich eine „Urkatastrophe“: Sie radikalisierte die Gegner, indem sie Ausbrüche des Machtstrebens und der Überlegenheit vom hysterischen bis zum barbarischen Siegeswillen stimulierten. Aber wer war wirklich der erste „Spieler“, der die Spielkugel mit seinem Queue angestoßen hatte?

In der Geschichte gibt es keine Sequenzialität der Geradlinigkeit. Clarks Spieltisch erweckt mit seiner kalkulierbar erschei-

nenden Spielweise von Objektkugeln ungewollt den Eindruck einer formal-experimentellen Sprachregelung, denn er hätte den Leser nicht nur in eine zeitbedingte Scheinwelt versetzen, sondern er hätte ihm auch dort die Verhältnisse so präsentieren können, wie sie der Autor mit seinem psychodiagnostisch wirkenden Titel ausgedrückt hat: „So gesehen waren die Protagonisten von 1914 Schlafwandler – wachsam, aber blind, von Albträumen geplagt, aber unfähig, die Realität der Gräuel zu erkennen, die sie in Kürze in die Welt setzten sollten“.

Der terminologisch-theriomorphe, äußerst gewalttätige Leidensdruck im Westen und Osten, der eingebettet war in eine komplexe Diversität sozialer Herkunft, wirkte einfach ungeheuerlich, denn er entstammte vielen alten Ursachen zwischen Tat und Folge genauso wie ihre Symptomatik in lebenswirklicher Fülle viele Gesichter prägte. Akute individuelle und kollektive Leidenserfahrungen schürten Problemdimensionen und Hoffnungen auf Veränderungen. Drei personifizierte Fragenbereiche, die wie menschliche Entlastungsnarrative stets allen Geisteshaltungen der beteiligten Personen gerecht werden sollen, relativieren nach Clarks Einschätzung die Souveränität subjektiver Abwägungen:

1. Erkannten die Entscheidungsträger aus ihrer eigenen Sicht nicht die mannigfaltige „Realität“ der „internationalen Lage“?
2. „Durchschauten“ sie wirklich die Komplexität der „externen Bedrohungen“ und
3. Was erwarteten die „Hauptentscheidungsträger“ der Kriegsmaschinerie, als sie „ihre eigenen Ängste und Wünsche auf ihre Widersacher [!]“ projizierten?^{16b}

Die „Projektion“ (lat. „proicere“: „hinauswerfen“; „hinwerfen“) ist ein tiefenpsychologisches Konzept, das sich als Abwehrmechanismus zur „Transition“, zum „Übertragen“ oder „Verschieben“ bzw. „Verlagern“ („Verwandeln“) geradezu zum kognitiven oder emotionalen Regulativ interaktioneller Unterstellung anbietet:

Das Wort „Projektion“ ist für introspektive „Umwertungen“ ein funktionaler „Transformationspfad“. Unreflektiert und distanzlos kann der Projektionsmechanismus nicht nur verunsichern und Stimmungen erregen, sondern auch die Handlungsfähigkeit erheblich beeinträchtigen. Deswegen ist es äußerst schwierig, die personale Zuweisung von Handlungen zu beantworten und im Einzelnen zu unterscheiden, denn es sind stets auch wahrnehmungspsychologische Aspekte, die darüber im Wesentlichen realitätsnahe Umstände widerspiegeln würden – etwa komplexe Auswüchse allerblutigster Feindseligkeit, die Brutalität sinnloser Vernichtung und die Dumpfheit des Ausgeliefertseins?

Objektive Analysen obliegen der Historikerkunft, wenn sie wahrhaft, kritisch und aktiv bereit ist, die „Tatsachen“ der Vergangenheit unparteiisch, zeitbezogen und vorbehaltlos zu analysieren sowie von möglichen Tarnkappen schonungslos zu befreien. Vergangenheit und Gegenwart, deren temporale Ontologie spezifische Differenzen vermischen bzw. verwischen würde, verlören ihre wertende Eigenmacht im Trugbild einer Chimäre. Konstruktionswörter der wirklichkeitsfernen Metasprache sind antizipierende wie systemische Kolonisatoren des Kontextes, Regulatoren sprachlicher Zeichen oder „Hersteller“ von Kontexten des verkürzten binären Sprachgebrauchs: Dieses System eines kulturellen Imperativs substituiert den Rang historischer Akteure mit Appellcharakter, aber pilotiert ihn auch durch säkulare Entzauberung mobilisierender, diskontinuierlicher Modernisierungsschübe.

Wenn Fakten repräsentativer Diversität die Diskursformen erschweren, dann helfen auch kontextabhängige Phänomene, Worte und Begriffe, die leicht den Gedankengang durch Bauelemente der „Plastikwörter“ korrumpieren oder manipulieren. Mit der Plastizität von „Brückenwörtern“, die Bilder bzw. Referenzpunkte der Inhalte „überbrücken“, „übersetzen“, verkoppeln, manipulieren oder fingieren, vermitteln Themafragen methodische Einsichten in Lebens- und Sozialverhältnisse sowie in Sachen: Können Wirklichkeitszugriffe mit ihren „konstruierten“ Generalisierungen überzeugend einen Nenner definieren? „Jede Frage

ist letztlich eine Frage an den Experten“, ob es zulässig ist, die den Kunst- oder Plastikwörtern übertragene oberflächliche „Passungslogik“ schriftlicher Zusammenhänge als selbstverständliche und fraglose Verbund-Phänomene zu akzeptieren. Die Leistung dieser Schlüsselwörter des Alltags, die Geschichte zweckmäßig invertieren und auf die Kultur und Wissenschaft übertragen, ist aus dem Blickwinkel des Experten jedenfalls gelungen: Der „geschichtliche Bereich ist für ihn ‚wertfrei‘ geworden: wie die Wissenschaft, aus der diese Umdeutung stammt. Mehr noch: die Geschichte scheint für ihn aufgehört zu haben“. Pörksen bezeichnet auch derartig „isolierte Komplexe“ als internationale „Nenner“, deren „Kunstworte“ das „Visiotyp“ standardisieren – der koordinierende „Generalnenner“ ist ein metasprachlicher politisierter „Denkstil und ein global wirksames Zeichen“.^{16c}

Moderne Historiker wollen nicht nur aufdecken, sondern auch die Rede der Diversität „übersetzen“, verstehen und um der Wahrheit willen aufklären. Modern-konstruierte, linear-teleologische Koordinierungen – wie beispielsweise das „vornizäische[!]“ Exemplum in der Antike oder das „vorrevolutionäre[!]“ Diktum in der wissenschaftlichen Moderne – stacheln an zum methodischen Zweifel, weil sie zum einen strategische Inszenierungen pilotieren oder zum anderen komplexe Denkmuster schlichtweg determinieren können: Intentionen des Geschichtsschreibers scheinen – als gäbe es insgeheim wirklich einen gedanklichen Übertragungsimpuls – das Auge des Lesers zudem lenkend beeinflussen.

Das erwähnte Phänomen verändert sich aber in diesem Punkt, wenn die Einsicht überwiegt, dass religiöse Ursprünge der Menschenrechte, der Beginn der „europäischen Rechtskultur“, von der „ersten Hälfte des 2. vorchristlichen Jahrhunderts“ an in langdauernder Perspektive sukzessiv in diesem Regulativ konvergierten: Das wäre nach dem Ägyptologen und Kulturwissenschaftler Jan Assmann (geb. 1938) eine erstaunlich selbstgewisse wie progressive Projektion, nämlich eine umwertende „Verschiebung“, eine in der „Antike beginnende europäische

Aufklärung“. Retrospektiv seien sich dann im metaphysisch-humanen Ziel erstaunlicherweise „Religion und Aufklärung einig: Frieden und Gerechtigkeit auf unserem gefährdeten Planeten“^{16d}:

1. Offen ist stets eine beunruhigende introspektive Frage: Unter welchen Umständen kann dann Sprache zugleich ein verbaler „Schrittmacher“ für Gewalt sein? Fragen sind nicht selten komplex: Die aufgeklärte überzeitliche, christologische und gleichsam – seit der „Renaissance“ im 15. Jahrhundert – radikale anthropologische Originalität ist ein zentraler Kerninhalt sowohl im pluralistischen Verständnis als auch in seiner menschlich-wesenhaften Eigenheit. Ihr Potenzial ist in ihrer sprachlich-kontextuellen, vieldiskutierten Wahrheit kein diachronisches „Feigenblatt“, auch wenn die interdisziplinäre Forschung mit historisch-kritischen Methoden, Fragestellungen, Begrifflichkeiten, Archivmaterialien, Konstruktionen, Abstraktionen und Verfahren zu neuen Erkenntnissen vordringen will. Kulturwissenschaftler und Historiker untersuchen Gesellschaftsprobleme sowohl mit interdisziplinären als auch mit disziplinären Konzepten: Im Kreis der Wissenschaftler, deren Zusammenarbeit im Austausch der sozialen Welt gegenüber kollegial, kritisch und hilfreich verläuft, ist die Gottes- und Wahrheitsfrage in metaphysischer, transzendentaler und existenzieller Reflexion die Rede einer glaubwürdig-klärenden Antwort: Der Mensch ist vom Gottesverständnis her die paulinische Präferenz oder normativ das „Individuum“.
2. Eine Sprache, die das Denken wortbildnerisch, historisch-latent präzisiert und sozial-konkret parat in Spannung hält, ist in ihren vielen rhetorischen Erscheinungsformen die originäre Stiftung einer Kultursprache, wenn in ihr im philologischen Prozess des Verstehens Herz und Verstand nicht zu kurz gekommen sind.

Was die abendländische Kultur transkategorial verbindet, vermittelt die Erkenntnis, dass Kulturphänomene zum einen keine Grenzen kennen. Die literarische Kluft zwischen „res“ und „verba“ hat zum anderen seit dem 18. Jahrhundert das Objekt dem Transformationswillen des Schriftstellers überlassen.

3. Die Verschriftlichung im europäischen Überlieferungsstrom ist als vorübergehender Zustand immer ein Wertmesser für den semantischen Tiefgang einer jeden Sprache. Im Niedergang ihres semantischen Reichtums bei gleichzeitig scheinbarer Zunahme an Ein- und Gleichförmigkeit wird Sprache für interkommunikative Vorgänge vordergründig, denn semantisch-„gebleichte“ Wörter schwächen Sinnmöglichkeiten des Erneuerbaren. Maschinelles „Übersetzen“ ist – entgegen modernpraktischer Beschleunigung – der endgültige Einstieg in die Kulturindustrie.
4. Die wissenschaftliche Mainstreamisierung ist keine final digitalisierte Zukunftsmaschine modernistischer kommunikativer Effektivität: Im didaktischen Dreieck von Mensch, Kultur und Weltgestaltung ist die kulturelle Mischdimension „Sprache“ oder die systemtheoretische Reduktion „Metasprache“ keine klar voneinander abgegrenzte, zweidimensionale Reproduktion von Sinngehalt: Die geschichtstheoretische Verlaufsfigur „Modernisierung“ leistet und erfüllt in ihrer Zwiespältigkeit verschiedene „erlösende“ Grenzüberschreitungen resp. gleitende Übergänge – in der Reflexion von Sprache und Gewalt ungewiss-artikulierte Konsequenzen einer „prometheisch-faustischen“ Strategie oder begriffliche Theoreme ideologisch-radikaler Macht-„Sprünge“.
5. Sprache und Kultur sind zwar gemeinsam „spielwertig“, humanisierend und übersetzbar, aber bisweilen eine unter heutigem Zeitdruck allgemein eine „geldgierig“-verengte, absolut-ausbeuterische „Res-

source“: Diachronische Wort- und Bildfelder zwischen Herkunfts- und Ankunftssphäre sind teils modernistisch-problematisch teils evolutionär-weiterführend, als göttliches Handeln metaphorisch-überbrückend, bildhaft-historisch und disharmonisch-kolonisierend. Gegenwartsnahe wissenschaftliche Begriffe bzw. Wortdeutungen modellieren historisch-faktische Rekonstruktionen, mit denen Gott sowohl natürlich-strategisch „akkommodiert“ als auch zeitraffend-synchronisch, religionspolitisch „pilotiert“ wird.

6. Gebleichte, amorph-interdisziplinär, geschaffene „Plastik“-Wörter, insbesondere der Begriffs- und Bildsprache, sind semantisch verflachte, nicht zuletzt wegen der ursprünglich-schöpferischen „Logosmetaphysik“ nunmehr für moderne Menschen entwöhnte semantische Bereiche einer reduzierten, paradoxalen „Metaphysikphobie“: Der „genialste Theologe der vornizänischen [!] Kirche“, Kirchenvater Origines von Alexandrien (185 n. Chr.–253), muss historisch als „Vordenker [!] des späteren kirchenamtlichen Trinitätsglaubens angesehen werden“. Sein „Atem holender“ lebenserhaltender Grundakkord der christlichen Kulturgeschichte legitimiert das menschliche Paradigma des Gedenkens sowohl durch ein systematisches Denken der trinitarischen Gotteslehre als auch durch das „Gesetz“, das trinitarische Dogma im Sinne eines erst konfliktreich-entstehenden, „christologischen Universalismus [!]“. Damit verschärfen sich makrologische Fragen nach dem Sinn und der Reichweite transkategorialer Begriffe, die sich aus der mikroteleologischen Mischung von Historie und Fiktion ergeben.
7. Wer von trinitätstheologischer historischer Klarheit spricht, der ist in seiner exploratorischen Erwartungshaltung gegenüber einer hermeneutischen Methodologie nicht abgeneigt, deren sinnreiche Christologie sich in einer modernistisch worterschließenden Triade von exe-

getischer „Über-**setzung**“, theologischer „**Über**“-setzung und wissenschaftlicher Originalität anzuerkennen: Die mosaische „Übersetzung“ ist sowohl die hypostasierte „Berg“-Exzellenz des „Dekalogs“ als auch das ontologisch „Gesetzte“ des „Heiligen Geistes“, eben metaphysisch-religiös das „heilige Gesetz“.^{16e} Sprachgeschichtlich entstand später eine antitypische Sinngebung, die in ihrer Raum-Zeit-Modalität von der Antike bis in die Gegenwart auch eine Gesamtschau von sukzessiv-anpassenden, relativierenden, abschwächenden oder entwertenden Begleitaspekten der „Mischwörter“ daseinsbe gründend vermittelte. Heftige Kontroversen begleiteten von Anfang an diesen „unerklärbaren“ Klärungsprozess, denn gute „Übersetzer“, die wie friedliche und gerechte Schlüsselfiguren der Welt gegenüber handelten, galten als gute „Regulatoren“ und verlässliche „Stabilisatoren“.^{16f}

8. Ihre nicht immer diachronische Klarheit aufweisende Funktionalität von Übersetzung und Entsprechung ist die der bildhaft-schleichenden, verfremdenden Kolonisierung, die in den letzten hundertfünfzig Jahren beschleunigt semantisch-amorphe Wörter wie „Universalschlüssel“ ausgeformt hat. Expansiv dynamisierten, vernetzten, verzerrten und entfremdeten sie die von Beamten scheinbar „übersetzte“ Wirklichkeit: Rechtliche Uniformierung strapazierte den Tiefstand rechtsfähiger Einsichten oder unterschätzte abgestumpfte Reaktionen der bäuerlich verarmten Menschen, so dass die zu ihrem Gelingen von außen „aufgeklärten“ Zielsetzungen, Intentionen und Initiativen eher viele ungezügelt-karikaturistischen Entscheidungen Ergebnisse pervertierten bzw. provozierten: Der Formenreichtum des Metabolismus und der rechtlichen Vitalisierung modellierte administrative Wissenssysteme, deren Ausführung vor Ort im konkreten Handeln auch scheinbar unbedenkliche Katachresen „harmonisierte“.

Intentionen, Ziele und Methoden der zarischen Justizgeschichte bündelten, professionalisierten und monopolisierten sich beispielsweise in den Händen der Ministerialbeamten; sie vermochten jedoch nicht den ihnen unterstellten, nur funktional-aufgeklärten Bürokraten auf den unteren Ebenen wirksame reformerische „Übersetzungsoptionen“ in den Geschworenengerichten zu übertragen. Denn die Anstellung junger eifriger Juristen konfrontierte sie zwar mit Dringlichkeiten der russischen Justizreform, aber bot ihnen keine Handhabe gegen die soziokulturellen, repressiv-sozialen Ordnungsdefizite der Menschen im haltlos-verarmten Lebensbereich der Laienjustiz. Immerhin schien jedoch zugleich in den Begleiterscheinungen die hierarchisch-disziplinierte Durchführung nicht nur erheblich „dilettantisch“ gestört, sondern auch die Einwirkung autokratischer Herrschergewalt außerordentlich gemindert zu sein.

Erwartungen russischer Justizreformer konzentrierten sich auf die Geschworenengerichte. Sie spiegelten allerdings graduelle Formen der Rückständigkeit insofern wider, weil sie sowohl die Unabhängigkeit der Rechtsprechung vertraten als auch Geschworene aus der Bevölkerung großzügig-prozedural beteiligten: Nach den Analysen Jörg Baberowskis wurden im Geschworenengericht des südrussischen Gerichtsbezirks Odessa ethnische, soziale und disproportionale „Verschiebungen“ in den Geschworenenlisten auffällig nachweisbar. In den Bezirksgerichten Cherson, Simferopol, Elizavetgrad und Ekaterinoslav überschritt der jüdische Bevölkerungsanteil nicht 10 Prozent, wuchs jedoch im Zeitraum 1879–1982. Im Kreis Melitopol verdoppelte sich die Zahl der Juden unter den Laienrichtern, im Kreis Simferopol stieg sie von 19 auf 25 Prozent. Jüdische Angeklagte trafen in den genannten Bezirksgerichten auffällig auf die Nachsicht jüdischer Geschworener. Die nachweisbar-graduelle, als mildtätig begründete Demoralisierung rief öffentliche und administrative Kritik gegen den jüdischen Einfluss hervor, traf aber nicht selten auf Widerspruch, Geschworene nach Ethnien und Religionen zu differenzieren. Antisemitische Vorurteile unter den Juristen be-

grenzten schließlich 1884 den jüdischen Anteil der Geschworenen im Gerichtsbezirk Odessa. Dieses exemplarisch-„verformelte“ Einzelproblem zeigt nicht nur die realen Schwierigkeiten der Justizreform, sondern demonstriert auch freiheitliche Ansätze eines konstitutionellen Verfassungsorgans „in statu nascendi“.^{16g}

Defizitäre Sprachkultur, defektive Justizreform und Exempel „Kaninchen“: Kalkuliertes „Verformeln“, „Verbrechensgeschichte“ und „Orchestrierung“

Kulturelle, geistige und materielle Prädispositionen in der Sprachgeschichte sind selten wirklichkeitsnah mithilfe etymologischer, semantischer oder „logosmetaphysischer“ Erkenntnisse zugleich auf sichere apriorische Wirklichkeitskriterien einer wissenschaftlichen Orientierung zu übertragen, gewissermaßen fundiert durch den Schöpfungsakt des Wissenschaftlers. Fachhistoriker und im Besonderen Rechtshistoriker wissen aufgrund komparatistischen Experimentierens, dass historische Rechtsprobleme, insbesondere die der zarischen Ordnung und Praxis, im Verlauf des 19. Jahrhunderts zwar sprachtheoretisch übertragbar, aber im individuellen Anwendungsbereich dennoch generell kompliziert, schwierig, missverständlich oder indifferent waren. Kein Optimismus vermag darüber hinwegtäuschen, dass selbst – unter den fragwürdigen Voraussetzungen auf sogenannter „gleicher Augenhöhe“ – Ordnungsprinzipien westlicher Rechtsstaatlichkeit in Russland sehr schwierig umsetzbar, vergleichbar und realisierbar waren. In der Weite des russischen Raumes, in der Recht und Ordnung wenig auszurichten vermochten, wurde selbst jeder strategische Gedanke an eine „Rechtsstaatlichkeit zur Farce“.^{16h}

Ein moderner Interpretationsansatz – wie ihn Jörn Baberowski kritisch durchgeführt hat – operationalisierte Russland nicht

uneingeschränkt im Problemfeld Europa, sondern berücksichtigte stattdessen die Justizreform von 1864 unter einem approximativ-soziokulturellen Blickwinkel: Eingebettet in methodische Erkenntnisse einer vorurteilsfreien Spezifik russischer Gesellschaftsgeschichte, die zudem lokale Rechtsprobleme in Fülle darbietet, wird indes die Komplexität einer Justizreform ersichtlich, mit welchen Widerständen und Konflikten überhaupt staatlich-inhärente, prinzipielle Modernisierungsintentionen angesichts multiethnischer, religiöser, sozialer, rechts- und bildungsferner Heterogenität, analphabetischer Defizite und terminologischer Übersetzungsdefekte stets zu rechnen haben.

Die komplizierte Weitläufigkeit Russlands, die Historiker Baberowski für den Zeitraum von 1864 bis 1914 anhand archivalischer Materialien genauer untersucht hat, konnte weder mit den Geschworenengerichten und der Advokatur theoretisch-emanzipierte Gestaltungsprinzipien eine sozial-gedachte Einheit organisieren noch mit der „Geburtsstunde des freien Wortes“ ein Ganzes idealtypisch bzw. synthetisch-„verformelt“ präsentieren: Enorme Schwierigkeiten bereitete schon im Ansatz die Übertragbarkeit westeuropäischer Justizvorstellungen und -modelle auf institutionell-rückständige Adaptionen- bzw. Organisationschancen der russischen Wirklichkeit, die Widerstände in verarmten, sozial deprimierten Verhältnissen mit einem äußerst schwachen Alphabetisierungsgrad zu verkraften hatten. Was in Angriff genommen werden sollte, bereitete das notwendig-orientierende „Werden eines Juristenstandes“ vor, dessen Prozess stets mit der erschreckenden Unausgewogenheit zwischen „Stadt und Land“ sowie „Dorf und Staat“ konfrontiert wurde. Infrage kamen ebenfalls eine durchgreifende „Disziplinierung der Richter“ und insgesamt inkohärent-„verformelte“ Defizite einer „fehlgeleiteten Modernisierungsstrategie“ mit der bedenklichen resultativen Folgerung: „Modernisierung und Revolution stehen also [!] in einem Kausalnexus“, weil das „rechtlich-institutionelle Gefüge des kaiserlichen Rußland und sein kultureller Gehalt keine Verankerung in der Vormoderne [!] fand“.¹⁶¹

Zielgerichtet, prozessual und verallgemeinernd steuern die scheinbar linear-rationalistischen Termini „Modernisierung“ und „Revolution“, die allerdings ohne modernisierungstheoretische Disparitäten für eine zwingend nationale Nabelschau mehr als geschwächt erscheinen, schleichende Mutationen einführender, wirklichkeitsnaher und weitverbreiteter „Dilemmata autokratischer Modernisierung“. Stehen sie etwa im interdisziplinierenden Zusammenhang einer Zukunftsperspektive gesamtgesellschaftlich-kumulativer Konfliktentfaltung, deren Denkvorgänge entweder eine Penetrationskrise hervorriefen oder sich durch formal-materielle „Umwertungen“ bzw. gedacht-„wuchernde“ Transitionen zu einer rational-hybriden, anthropologischen „Transformation“ à la Thomas S. Kuhn wandelten?

Andere „kontinuierliche“ Wertaspekte der Demokratisierung, an deren scheinbar rechtsprechender Translation die Provisorische Regierung wie an einem „Irrglauben des russischen Liberalismus“ festgehalten hätte, schwächen jedoch zum einen Baberowskis Stringenz forschungsstrategischer Erkenntnisse und überdehnen zum anderen Verlaufserwartungen empirisch-fundamentaler „Modernisierung“, weil ihre nahezu chimärische Makroebene der Justizreform mit dem über die „Revolution des Jahres 1917 hinausreichenden Konflikt zwischen Anspruch und Wirklichkeit“ nur in einseitig-wunschgemäßer Verbindung stehen würde. Operationalisiert und forschungsparzelliert hätte sie dann dort zugleich wegen des Analphabetentums – allerdings auf analog-prototypischer Mikroebene – mit ihren systemtheoretisch-„umgedeuteten“ Sollwerten vager „Modernisierung“ ihren „vorläufigen Kulminationspunkt [!]“ gefunden:

1. Das Urteil wird zum inhärenten Bestandteil modernistischer „Verlaufserwartungen“: „Die Revolution des Jahres 1917 bereitete dem vielversprechenden [!] Modernisierungsprozeß ein jähes Ende [!] und ließ eine [!] wichtige Traditionslinie russischer Geschichte der Vergessenheit anheimfallen“.

2. Krieg und Revolution hätten in Russland nicht die „oft zitierte Rückständigkeit“ vertieft, sondern hätten „vielmehr eine enorme ökonomische Mobilisierung [!] und Neuorganisation [!]“ zustande gebracht.
3. Prinzipiell ist die handlungsorientierte Pilotage „Modernisierung“ in ihrem Scheitern nicht ausschlaggebend, nicht eine „Suche nach neuen Identifikationsmustern“, sondern das disruptive Gegenteil, denn erst der „Rote Terror“ und dessen Brutalität entfesselten eine gewaltsame inhumane Hybridisierung.
4. In marxistisch-leninistischer „Übersetzung“ wollte das abschreckende bolschewistische Modernisierungsdogma schlichtweg die „institutionelle Rückständigkeit und den traditionellen Kulturdualismus“ barbarisch überwinden.^{16k}

Ein synchronisch-erinnernder, kurzer Zwischenstand bietet eine didaktisch-aufklärende Objektebene, die zum einen über „Theorieansätze“, Termini, Denkfiguren, Methodologien und Prozeduren informiert, zum anderen den gesellschaftlichen Diversifikationsprozess übersichtlich zu orientieren versucht: Worte, insbesondere klärende Worte, akzentuieren sicherlich den Stil, die Sinnhaftigkeit und die Erwartungen durch Sprache, weil sie – im unbeschwerten Einsatz – nicht nur natürlich, metaphysisch, poetisch, wissenschaftlich und experimentell, sondern auch gemischt, synthetisch, systemisch, funktional und modellhaft-brauchbar sind. Das bewusst-konstruierte, gemischt Gemachte des Wortgeschehens, ist einerseits „mischsprachlich“ ein Modellbau – beispielsweise sinnbildlich eine „Modelleisenbahn“ mit modern-vielversprechender Authentizität. Ihr demokratisch-vernetzter Gebrauch als stereotyper panrationalistischer „Dienstleister“ andererseits muss um der Sprache willen anerkannt, aber zugleich relativiert, „entzaubert“ und perfektionistisch wie ein technologisch-„neomythisches“ Artefakt infrage gestellt werden.

Die geschichtswissenschaftlich-soziologische Kombination, sowohl eine begrifflich-strategische als auch forschersch-konzertierte, vermittelbare Aktions-Kompetenz, methodisiert und pädagogisiert die neue Reichweite einer interdisziplinären Leitdisziplin. Dann wäre die metasprachliche „Orchestrierung“ indes die vereinheitlichende stimmige Kompetenz, die eine verknüpfende und harmonisierende Vermittlung gewährleistet: In der deutschen Sprachgeschichte des Mittelalters ist beispielsweise der Einfluss französischer Fremdwörter – als „gestreiftes“ (mhd. „gestrîfêltes“) oder „gemischtes“ Deutsch des erfahrenen „feinen“ Mannes – wohl bekannt. „Zweifel“ (mhd. „zwîvel“) und „Gemischtes“ (mhd. „strîfeln“) verursachten wegen der ausländischen Kultureinflüsse Bedenken und Unsicherheit: Der bemerkte bzw. unterstellte Gesinnungswandel charakterisierte im sozialen Miteinander Unterlegenheit oder Beunruhigung.

Während im 17. und 18. Jahrhundert in der Sprachgeschichte das Fremd- und Lehnwortproblem sowie der Konflikt zwischen Schriftsprache und Mundart den barocken Purismus mit ihren Sprachgesellschaften beschäftigte, begann im 18. Jahrhundert der Aufstieg der Fremdsprachen und Ende des 19. Jahrhunderts die von der Industrialisierung soziologisch beeinflusste Zeitkultur als zwingende, verstandeshafte Deutlichkeit der Sprache. Kriegseinwirkungen, Wissenschaft und insbesondere die Sozialwissenschaften des 20. Jahrhunderts beschleunigten stilistische Eigenarten der Rationalisierung und die materiale Theoretisierung des Lebens: Die sprachliche Hybridität der Laborwelt, der medialen Kommunikation und kulturellen Theorie-Bricolage haben im Sprachverständnis moderner Merkmale zunehmend funktionale Reduktionen der „Rationalisierung“, „Generalisierung“, „Theoretisierung“ und „Mainstreamisierung“ akkumuliert. Ihren Labor-Termini gemeinsam wäre theoretisch das Resultat einer evaluiert-kooperativen Rationalität des Autors, gegen die insbesondere Leser, überzeugt vom Egoismus der „bewussten“ Besonderheit einer eigenwertigen Rechtsperson, keinen weltklugen Widerspruch hätten anstrengen können. Denn

sie wären kein Opfer vereinheitlicht-rationaler Pilotage geworden, vielmehr hätten sie – im kommunikativen Idealfall – nur ein orchestriertes Feedback zu leisten vermocht.

Modernisierte Konstruktionszugänge sind skalierte Normhierarchien bzw. Abstraktionen der Sprachfassaden, die mit ihren wie aus Bausteinen entworfenen, ahistorischen „Plastikworten“ nicht nur in Gesprächen das Denken und Handeln beeinflussen, sondern auch „Alltagsdiktichen“¹⁶¹ ähnlich populäre systemtheoretische „Aufrüstungen“ mithilfe von „konsistenzstiftenden“ Orientierungsvektoren „beruhigen“, „lenken“, „steuern“, „verwalten“, „finalisieren“ oder „ästhetisieren“ bzw. „anästhetisieren“: Ihre einseitig-„vernetzte“ Diktion würde die Dominanz von Wissenschaft und Technik fundamentieren und naturalisieren. Verstehende Philologie, die „Liebe zur Sprache“, wetteifert gegen die extreme Existenz einer systemisch-modellierten Metasprache. Diese „Sprache über Sprache“ bewahrt nicht nur Reste ihrer metaphysisch-philosophischen Eigenheiten, sondern auch ihre gemeinsame, skalierend-alltagssprachliche Vereinbarkeit postuliert progressive Mischungsverhältnisse: Diese geisteswissenschaftliche Baustelle wäre sowohl eine Aufgabe für eine perfektionierende Weltbemächtigung als auch ein naturgegebener Brennpunkt für eine anthropologische Debattenkultur.

Das Überdenken differenzieller Erkenntnismöglichkeiten der philologischen „Lektüre“ ist mehr als nur eine genuine, selbstkritische „Re-Philologisierung“. Statt eines hermeneutischen Denkmalschutzes, dessen Recht keinesfalls literarische Kulturgüter im homogenen Zugriff gegenwärtiger Positionen absichern will, ist sie im hoffnungsvollen Vergegenwärtigen wie der Gegenwärtigkeit des Wissens eine freie-dynamische Denkleistung nach dem metaphysisch rechten Wort, das erst der Leser aus dem eigentlichen Zweikampf mit der „Ganzschrift“ bzw. mit dem „Text“ versteht: Philologische Analysen liefern komplexe Erkenntnisse, die das Wesenhafte der Sprache als Übersetzung erfassen, beschreiben und interpretieren. Aufgrund der Überlagerung durchdringen sich in der Regel Lektüre-Theorie und Lektüre-Praxis.

Im Sinnkreis theoretischen „Umdenkens“ bzw. „Umwertens“ veranschaulicht im vorliegenden Beitrag das „Kaninchen-Exempel“ keinen metaphorischen, sondern einen metasprachlichen Gestaltwandel, als würde er durch einen „Transformationsträger“ einander „identitär-bindende“ Eigenschaften der symbolischen Tier-Mensch-Beziehung in Wirklichkeit vereinbaren. In scheinbar produktiv-„gelebter“, interanimalischer Mensch-Tier-Strukturierung determiniert sowohl ein epistemologisch-operativer als auch ein regulativer Gestaltungswillen, der in den Mensch-Tier-Beziehungen die Modalitäten des Denkens, Wissens und Verstehens steuern würde – als auf Gemeinsamkeit gründende „konsubstanzielle“ Verschiebungen des heterogenen Zeit- und „Grenzregimes“ zwischen Natur und Kultur. Darin würden sich aufgrund materieller Körperlichkeit didaktisch-entgrenzende „Übersetzungen“ revitalisierender „Transformationen von Mensch und Tier“ vollziehen.^{16m}

Folglich würde die Kulturtechnik des „Codierens“, die einen Programmcode der „Algorithmen“ in seiner Theorie kritisch überprüft, (de-)konstruiert oder umschreibt, ohne Lobhudelei verheißungsvolle „Transformationshoffnungen“ zu wecken, die der Zukunft unter dem gelehrten Einheitsthema der „Digital Humanities“ neue erweiterte Chancen einer universellen „Bricolage“ bzw. einer „Patchwork-Religiosität“ ermöglichen: Primär handelt es sich für „User“ auch um geisteswissenschaftliche Maßstäbe, mit denen sie künftig auch kritisch zwischen weitgehend natürlicher Sprache und maschineller „Übersetzer“-sprache zu differenzieren hätten. Oder noch präziser gesagt: Sprachliche Eigenwerte des Kulturwissens zwingen im Wesentlichen zur selbstbewussten kritischen Reflexion über das „Codieren“, um insbesondere die kritiklose Exklusivität der Algorithmen mit ihrer atemberaubenden Modernität vielleicht interdisziplinär, disziplinär und methodisch zu „entzaubern“, aber nicht nur aus Beckmesserei infrage zu stellen:

1. Diese eingeforderte Priorität durchkreuzt keinen medialen Kult der Dramatisierung, weil es inzwischen bekannt ist, dass es selbst in theoretischer Anwendung keinen hybrid-neutralen Algorithmus gibt: Eine praktisch-perfekte Gleichmacherei wäre im Ergebnis unerträglich.
2. Wissenschaftliche Mitglieder verschiedener Kulturgemeinschaften sind keine (neo-)mythologisierenden Streiter am Reißbrett oder selbstgewisse neurokognitive Kulturstrategen im Laborstatus.
3. Noch immer sind Geisteswissenschaftler ontologisch-normative Verfechter dessen, was die Natur kultureller Innovation in Wirklichkeit ist oder vielleicht sein sollte.
4. Natürlich wäre jeder Versuch ihrer zwingenden Einhegung völlig instabil und überflüssig. Auch wenn eine wissenschaftlich-systemische, fortschrittliche „Übersetzung“ keine absolute Freiheit des pragmatisch-theoretischen Modells weder „rein“ noch doktrinär fordert, heißt das noch lange nicht, dass jetzt nur „wahre“ Übersetzer der Gelehrsamkeit angesprochen wären.

Möglichkeiten gradweise-verschiedener, „wurzelschwacher“ Wortwechsel sind alltagstauglich. Die philologische Interpretation der literarisch-anthropomorphen „Wildkaninchen“, deren sogenannte „Lapine“-Sprache – allerdings ein reduzierter „Wortschatz“ von dreißig Worten und Redewendungen – sowohl eine „Wildkaninchenkultur“ als auch einen „Wildkaninchenglauben“ charakterisieren würde, wäre zumindest ein sprachlich-einfaches, aber schlichtweg ein literarisch-fabelhaftes, reduziertes Unternehmen: Erstaunlicherweise hätte das die Jugend in Großbritannien im Lesen und Verstehen methodologisch auf die Probe gestellt. In Amerika vollzog sich dagegen ein Wandel, als der Verkauf des Buches „Watership down“ (London 1972) von Erwachsenen bevorzugt gelesen wurde. Als Bestseller wurde es weltweit in über 50 Millionen Exemplaren verkauft. Im Jahr 1978 folgte in den Kinos die erfolgreiche fikti-

ve Theorie-Adaption vom Roman zum Zeichentrickfilm: Ist die vorbereitende Plausibilität sprechender Tiere – medial-exemplarisch ein prägnanter rhetorischer Topos von der Antike bis in die Frühneuzeit – nunmehr die modernistische Einführung in eine evolutionär-naturalisierte, skalierende „Künstliche Intelligenz“? Wenn kein Meinungsstreit herrscht, dann scheinen beliebige Sichtweisen und das Aneignen von Prozeduren zu überwiegen. Sollen neurokognitive, informations- und biotechnologische Transformationsszenarien von Mensch und Tier zukünftig auf neue hybride Lebensformen und Prozesse vorbereiten?

Richard Adams (1920–2016) ist der Autor dieses erwähnten abenteuerlichen Romans, dessen Erzähl- und Sprecher-situationen er wie ein allwissender Erzähler souverän gestaltet hat. Die gefühlsbetonte, spekulative Handlungsperspektive, die sprechende Kaninchen erfüllen, dient wohl in der literarischen Kaninchenwelt einer naturkundlichen Überlebensstrategie, um beispielsweise im Gehege Gefahren von Giftgasangriffen, die anscheinend das geplante Bauvorhaben durch eine Zerstörung beschleunigen sollte, rhetorisch lebensrettend abzuwehren. Unterschiedliche funktionale Versprachlichungen kombinieren hierarchische Strategien, die von führenden Kaninchen auf der Suche nach einer neuen Heimat kontrovers erlebt und erzählt werden. Die fiktionale Unmittelbarkeit bemüht Risiken scheinbar-vielschichtiger, „erlebter“ Strukturen.

Der allwissende Erzähler „vermenschlicht“ die literarische Kaninchenwelt, die sich allerdings von einer wissenschaftlich-rekonstruierten, historischen Wirklichkeit mit überprüfbaren Ergebnissen markant unterscheidet: Während sich die evolutionäre Welt der Wildkaninchen zur domestizierten Welt der Hauskaninchen entwickelt hat, wäre die narrative „Über-setzungsthe-se“ eines evolutionär-„glaubhaften“ Gestaltwechsels, einer suasorisch-moralischen, indoktrinierten „Transformationen“ von Mensch und Tier: Erwartungstheoretische Wahrnehmungen beeinflussen im Umkehrschluss antizipierte Erwartungen,

so dass im „glaubwürdigen“ Modellieren kognitiver Konnotationen in Wahrheit ein Skandalon aufbricht.

Universalgelehrter Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) legte 1716 dafür einen undogmatischen Grundstein, auch wenn er dem Sprachgebrauch mathematisch-„funktional“ testierte, die Sprache sei ein „Spiegel des Verstandes“, ohne schöpferisches Gotteswort bzw. ohne Rückbindung an den Ursprung eine naturalistisch perfekte Maschine. Umgangs-, Literatur- und Wissenschaftssprache dokumentieren Wortschatz-Ebenen, deren „vernutzenden“ Liquidationsversuche scheinbarer „Gleichwertigkeit“ zwar ablenken vom Subjekt, aber ihm zugleich als Verursacher im Richtungskasus „Gleichsetzungsakkusativ“ Vorteile verschafft: Kasus-Orientierungen, Modalitätsfunktionen und semantische Reduktionen sowie verdeckte kognitive Entschärfungen sind Spezifika grammatischer, kognitiver und funktionaler Unbestimmtheiten, die als Valorisation, Okkupation oder Verkläusulierung dem kritiklosen Leser unverdächtig vorkommen.

Gestaltungsprobleme innerer Sprache, Bildgebrauch und Bildsprache oder Zerfallsphänomene syntaktischer, kunstvoller, wissenschaftlich-zergliedernder und weltanschaulicher Sprache implizieren Verdachtsmomente, ob die Aussage das enthalte, was der Satz ausdrücken wolle. Rationale Analysen stellen alles auf den Prüfstand, darunter die Negation des zarischen Vielvölkerstaats, die sich konkretisiert hätte in der chimärischen Hoffnung, mit einem sozialistischen „Modellierer“ sowohl die kriminalisierte kulturelle „Homogenisierung“ der Ordnung als auch die Inszenierung des staatsloyal-revolutionären „Neuen Menschen“ instrumentalisieren zu lassen.

Eine Tübinger Konferenz osteuropäischer Historiker diskutierte Standpunkte, kategorisierte Details und wollte Perspektiven ausweiten. Sheila Fitzpatrick aus Australien bzw. Amerika betonte die latent vorhandene Unruhe, die sich in der elementar-eruptiven Volkserhebung entlud und überschätzte die taktische Revolte „Oktober“, die nach 1917 die Geschichte der Gewalt mit Misserfolgen in eine dysfunktionale Sowjetwirtschaft

geführt habe. Gerd Koenen modellierte in seiner perspektivischen Aneignung daraus atlantische Revolutionen, die zudem die Revolutionen Asiens einbezogen. Beispielsweise würde die „ideologische Fassade“ Chinas mit den Begriffen „Sozialismus“, „Kommunismus“ oder „Sozialistische Marktwirtschaft“ die Steuerungskapazitäten von Restauration und Fortschritt im Sinne der Wiederherstellung einer scheinbar politisch-natürlichen Ordnung konkretisieren¹⁷. Russland bot für Berufsrevolutionäre sowohl die Wirklichkeit mit „rückständigen“ Voraussetzungen als auch Antriebe für Hoffnungen einer fortschrittlichen „Weltverbesserung“ – die Exklusivität selbsterlösender Wege postulierte nicht nur bevorstehende Experimente, sondern auch explorative, ideologisch-proteusartige Realisierungen durch Versuche einheitlicher Militarisierung.

Das räumlich-riesengroße Russland war 1917 kein industriell hochentwickelter, kein weithin „vernetzter“ Staat, sondern noch überwiegend ein agrarisches Land. In bissigen Kommentaren wurde der ungebildeten bäuerlichen Bevölkerungsmehrheit von den Bolschewiken eventuell der Gestaltungswille eines kleinbürgerlichen Bewusstseins nachgesagt. Als avantgardistische „Intelligenz“ (russ. „Intelligencija“), die als radikale Parteiformation ihr Machtmonopol rasch gewaltsam errichten wollte, unterjochten die Bolschewiki Russland nach der sogenannten Oktoberrevolution von 1917 und proklamierten dann rücksichtslos und mit aller Brutalität im September 1918 den „Roten Terror“. In den folgenden Jahren errichteten sie den Sowjetstaat, indem sie Ziele ihrer Sozialutopie mit allen Mitteln der Militarisierung, der staatlich sanktionierten Brutalität und der willkürlichen Übergriffe unheilvoll gegen „Klassenfeinde“ praktizierten – im „beliebigen“ Leitrahmen einer notwendigen Modernisierung gegen die industrielle Rückständigkeit, gegen den Analphabetismus und gegen eine untätig-erschütternde Armut: Im Allgemeinen schien die angestrebte gesellschaftliche „Transformation“ nur im Besonderen das bolschewistische Heilsziel des „Neuen Menschen“ zu sein. In der rigorosen Praxis der Kommandogewalt

bolschewistischer Revolutionäre stimulierte es eine Bedenkenlosigkeit, die Menschen in ihren äußeren Umständen für alle Ziele bolschewistischer Konditionierung brutal instrumentalisierten.

Das Landesmuseum Zürich dokumentierte die Schweizer Rolle, die in das Geschehen um die bolschewistische Revolution seit dem Oktober 1917 eingebettet war: Beispielsweise das Schicksal, das dem Kommunisten Fritz Platten (1883–1942) dann in der UdSSR widerfahren ist, veranschaulicht die „Glaubens“-Problematik an eine europäische Revolution, die der Ausstellung konkrete Modell-Schwerpunkte zu selegieren half. Vornehmlich Plattens Person profiliert die Begeisterung über den Aufbruch in eine bessere Zukunft, die auf diesem Wege an das tragische Scheitern der Ideale und den Tod vieler Idealisten erinnert. Platten verkörpert sowohl ihre ideologische Verbohrtheit, die sie weltfremd begeistert hatte, als auch dafür den Preis, den sie meistens mit ihrem Leben bezahlten.

Die englische Historikerin Catherine Merridale (geb. 1959) thematisierte 2017 ihr Buch – wie eine ideologisch-geordnete Drehbuch-Vorlage – mit „Lenins Zug. Eine Reise in die Revolution“. Zweifellos ist es eine unterhaltsame „Reise“-Geschichte mit vielen Einzelheiten, die schon häufig in verschiedenen Publikationen dargestellt worden sind.^{17a} Dass Vladimir Il’ič Ul’janov, genannt Lenin (1870–1924), mit seiner Entourage nicht in einem plombierten Eisenbahnwagen reiste, ist schon lange bekannt. Eine kritische Reflexivität, die zur methodischen Profilierung der Themafrage beigetragen hätte, scheint vernachlässigt worden zu sein. Viel wichtiger wäre eine Erkenntnis gewesen, die Lenin seit seiner Ankunft in Russland eben nicht nur in der Aura eines „eisenharten“ Personenkults wahrgenommen oder bewertet hätte. Entsprechendes gilt für Unterstellungen durch gefälschte Dokumente – wie die der späteren „Sisson Documents“ – und für die angebliche Kooperation Lenins mit dem deutschen Generalstab.

Die Behauptung, Lenin habe bis Oktober 1917 deutsche Finanzmittel angeblich in der Höhe von fünf Millionen Reichsmark erhalten, ist eine zwar später stets behauptete, aber bisher

historisch in Frage gestellte bzw. archivalisch nicht nachgewiesene Behauptung. Politisches „Spielgeld“ war allerdings immer eine wichtige Voraussetzung des Erfolgs. Insbesondere der russische Revolutionär Alexander Helphand (1867–1924) alias Alexander Parvus, ein Pseudonym für Izrail' Lasarerevič Gel'fand, spielte in den angeblichen finanziellen Transaktionen als subversive Figur eine mehr als zwielichtige Rolle. Der Politikwissenschaftler Paul Noack (1925–2003), die Historiker Oleh Fedyshyn (1928–2006), Robert Service (geb. 1947) und Orlando Figes (geb. 1959) dramatisierten die Behauptung und die Richtigkeit der Angaben, indem sie die Höhe der Geldmittel eigennützig um der politischen Wertsteigerung willen mit ihren Recherchen verknüpften. Dagegen ist zumindest eine Kooperation zwischen der französischen Zeitung „Le Temps“ und dem russischen Finanzministerium nachweisbar, die eindeutig auf „kleinteilige“ Geldgeschäfte zwischen Paris und Petrograd schließen lässt.¹⁸ Im Übrigen sollte dem „Schmiermittel“ Geld weder ein latent-erkundungsfreudiger Stellenwert noch ein Richtwert als beschleunigender „Universalfaktor“ zugestanden werden, da vielmehr die klassische Relevanz für problemlösende Kompetenzen beeinträchtigt würde.

Lenin hatte sich in vielen europäischen Ländern aufgehalten und ist noch heute in Russland in wegweisender Haltung auf seinem „Denkmal“ überall sichtbar. Nach Lenins Reise durch Deutschland mobilisierten militärische Überlegungen deutsche Zielsetzungen mit situativ-konkreten „Übersetzungen“, die einem prototypischen „travelling concept“ nahe kamen: General Erich Ludendorff (1865–1937), Erster Generalquartiermeister und Stellvertreter des Generalfeldmarschalls Paul von Hindenburg (1847–1934), hatte aus Gründen einer absichtlich beschleunigten Destabilisierung in Russland am 25. April 1917 erwogen, die vielen russischen „Heimkehrer“, die bisher über Stockholm geleitet worden waren, nun direkt durch die deutsch-russischen Frontlinien schleusen zu lassen, damit sie „unmittelbar bei der Armee Friedenspropaganda betreiben“¹⁹ könnten. War das ein taktisch kalkulierter Aktionismus oder eher die Parodie im Für

und Wider einer staatsmännischen Ersatzhandlung? Dagegen verkörperte Extremist Lenin, der sich von 1900 bis 1917 außerhalb Russlands umgesehen hatte, in seiner Person diejenige bolschewistisch-eiskalte Entschlossenheit, die in ihrer Konsequenz nötig war, um als ein seiner Ideologie total ergebener, manisch-fixierter Macht-Strategie erfolgreich sein zu wollen: Sein Ziel war die Weltrevolution, seine Heimat suchte er – wie durch seine strategische Scheuklappe ausgerichtet – im zukünftigen ideologischen „Utopia“: Seine Gegner disqualifizierte er mit dem weltanschaulichen Kontrastbild „Klassenfeinde“.

Lenins Theoriehorizont wollte auf russischen Boden, indem er die reale Lage selbst erst inspizieren musste, den Extremismus revolutionärer Praxis steuern und ein zentralistisches Räte-Modell des Bolschewismus errichten – sein Unternehmen war zum Erfolg verurteilt, auch wenn sein ideologisches Denkmuster weder für das Land noch für die Revolution klare strategische Orientierungsgarantien zu diktieren vermochte. Vielmehr war zum einen die akzentuierte Mischung „epistemologisch“-revolutionärer Erwartungen von Theorie, Ideologie und Praxis übermächtig gewesen, die zum anderen die innovative Radikalität der „Materialkultur“ nicht negieren konnte. Es gab keine ideologische Assoziationsautomatik, die 1917 zur Ausleuchtung der für wenige Monate entscheidenden Phase getaucht hätte – auch Lenin musste sich „vor Ort“ selbst ständig korrigieren oder sich selbst reaktiv wieder ein- bzw. überholen. Aber zu seiner unerschütterlichen Denkstiltheorie, Überzeugung und „Experimentierfähigkeit“ gehörte von Anfang an das zarenfeindliche Argument, dass Russland innenpolitisch an „Barbarei“ leide. Bezeichnenderweise beurteilte er seine ungebildeten Landsleute als „Halbwilde“. Lenin war allein mit *seiner* Wahrheit gegen den Zarismus bereit, das Äußerste zu wagen: Der Friedensabschluss von Brest-Litovsk war konsequent seinem Kalkül untergeordnet.

Lenins Konzeption einer theoretisch-beweisbaren, finalen Erkenntnis sollte die zukünftig-verwertbare, bolschewistisch-aufgelegte Kultursynthese als „übersetzbares“ komplexes Ganzes

steuern. Zwang, Militarisierung, Erwartungen und Planbarkeit schrieben der Doktrin den Weg vor, um aus Russland einerseits das Mutterland im Sinne eines realsozialistischen Messianismus zu formen. Andererseits gewann Russland in der christlich-europäischen Vorstellungswelt des Religionsphilosophen Vladimir S. Solov'ev (1853–1900) sowohl universale Signaturen eines kirchenpolitischen Manifests als auch melancholisch-pessimistische, individuelle Züge.

In seiner theologisch-philosophischen Schrift „La Russie et l'Église Universelle“ von 1889, forderte er die weltumfassende Anerkennung Roms als legitimes und traditionsreiches Zentrum des Christentums, aber auch Handlungen des Papstes in Gestalt des obersten Richters. Dass Solov'ev überaus zwiespältige Reaktionen in Russland erregte, ist nicht überraschend. Im Jahr 1889/90 reflektierte er in der Schrift „Drei Gespräche über Krieg, Fortschritt und das Ende der Weltgeschichte mit Einschluss einer kurzen Erzählung vom Antichrist“ (russ. „Tri razgovora o vojne, i konce vsemirnoj istorii, so vkjuceniem kratkoj povest ob antichriste“) in Form einer apokalyptischen Dichtung – gewissermaßen im Voraus – über seine neue Geschichtsanschauung, seinen zukunftsfrohen Fortschrittsglauben und die immerwährende Macht des Bösen. Angesichts der düsteren Zeichen seiner Zeit gipfelten seine Überlegungen in einem Krieg zwischen Europa und Ostasien – einer „fünfundzwanzigjährigen Schreckensherrschaft der Mongolen über Europa, dem Auftreten des Antichrist sowie der anschließenden Vereinigung von Christen und Juden im Tausendjährigen Reich“.^{19a}

Der russische Schriftsteller Aleksandr A. Blok (1880–1921), persönlich einem überlieferten Sendungsbewusstsein und reformbereiten visionären Zielen verpflichtet, entfernte sich unter dem Eindruck seiner aktiven Teilnahme an der Revolution von 1905 von seiner metaphysischen Wahrheitssuche: Im lyrischen Drama in drei kühnen „Visionen“ erscheint eine sich selbst bezeichnende Maria als „Die Unbekannte“ (russ. „Neznakomka“) im doppelsinnigen Traum als irdisch-überirdischer, „neuer

Stern“. Mit ihrem Auftritt markiert Blok 1906 diejenige persönlich, befreiende Zäsur, die ihn in seinem Poem „Die Zwölf“ (russ. „Dvenadcat“) aus dem Jahr 1918 gewissermaßen „sozialrevolutionär“ zwar der Oktoberrevolution annäherte, aber ihn zugleich unter der roten Fahne Jesu Christi das marxistisch-bolschewistische Handeln trotz seiner inneren Zweifel zu überwinden half.

Im Eroberer-Poem „Die Skythen“ (russ. „Skify“) von 1918 beschwört der Dichter Europa, um der eigenen Erneuerung willen das neue Russland zu begreifen und ihm zu folgen: Russland sei nicht nur zur „friedlichen Umarmung“ bereit, sondern es erinnere auch an die „gelbe Gefahr“ des asiatischen Russlands, die Europa zermalmen werde, wenn es sich nicht mit Russland solidarisieren würde. Bloks Rhetorik akzentuierte zudem das slavophile Denkmuster, dass die Feindschaft zwischen dem ausbeuterischen Westeuropa und dem missbrauchten Russland erwiesen sei. Unter dem existenziellen Druck des Überlebens, Kämpfens und Streitens überschätzte er sowohl die fragmentierte und zerschnittene Modalität der Wirklichkeit „Asienrusslands“ als auch die menschliche Belastbarkeit im Rahmen der revolutionär-intensivierten Faktizität. Was der Dichter als Befreiung von einer zarisch-zwanghaften, unantastbaren Latenz durchlebte, infiltrierte in der Revolution ein breites Spektrum, das von der literarisch-psychologisch, sinnlichen Affektion über die Rechtlosigkeit bis zur ideologischen Entsubjektivierung reichte.

Bloks Reflexion über das Gute göttlicher Weisheit im Unterschied zum gröblich-gemeinen, bürgerlichen Niveau des Großstadtmilieus konturierte ihn wie einen Zeitdiagnostiker, der den zeitfressenden „Zusammenbruch“, mit dem offenbar die Epoche der Zarenherrschaft unterging, verkraften wollte: Der radikale Aufbruch einer anscheinend bolschewistischen „Entzauberung“, veränderte im geistigen Leben alle vertrauten Normen der Rangordnung. Dichter Blok erkannte im erinnerungsschweren, barbarischen Russland, dass jetzt in Fragen der „Umwandlung“ bzw. „Umwertung“ die Stiefel im Regal höher ständen als Shakespeare, weil – wie unter dem Zaren – Blutvergießen, Grausamkeit und

Zerstörung die russische Welt nicht nur im poetischen „Schneesturm“ der Revolution verbildlichten, sondern auch kosmisch noch intensiver ins Chaos stürzen würden.

In der zerstörerisch-chaotischen Komplexität Russlands zerbrach die ideologische Symbiose von Rhetorik und Poetik sowie Literatur und Wissenschaft, so dass die Destruktion der Ordnung mit der Suche nach der Wiedererlangung einer neuen Ordnung vom praktischen Lebenswissen her sich bis zum Mythos eines epistemisch-erträglichen Kollektivstatus steigern würde. Die „Kriegssprache“ der Bolschewisierung, die sich mit ihren asiatischen Begleiterscheinungen – allerdings vorurteilslos – wie eine mongolische Speerspitze sozusagen ins Katastrophenartige zu dimensionieren schien, verdinglichte und verwilderte nicht nur die Zukunft des sozialen Miteinanders, sondern enthumanisierte auch eine Umwelt, als käme sie im Namen ihrer Objektivität ohne Subjekte aus: Dieses unerträgliche Fehlen einer rechtsstaatlichen Transparenz, die mit einer autonom-produzierten Kontingenzvergessenheit die über 70 Jahre dauernde Sowjet-herrschaft begleitete, vulgarisierte die Gewalt gegen die ehemals maßgebende Welt des europäischen Zarenreichs.

Die Kölner Professorin Angelika Nußberger, die den Lehrstuhl für Öffentliches Recht und Ostrecht innehat, ist zugleich Direktorin des „Instituts für Ostrecht“. Sie erinnerte an die „Bedeutung der orthodoxen Religion für die Kultur und zu dem engen Zusammenhang zwischen Religion und Regierungsform“ sowie an spezifische Merkmale und Gedanken zur russischen Rechtskultur, nämlich zum einen an den Gesetze missachtenden „Rechtsnihilismus“ und zum anderen an den unerbittlich geprägten „Paternalismus“. Nußbergers Analyse enthüllte im Einzelnen nichts von der russischen Eigenwelt. So fehlen triftige Detailbeispiele und das Wesentliche des frommen Geistes floss vielmehr wie in einem mystisch-sinnlichen Halbdunkel der Glaubenswelt ineinander.

Die Sprache, die mit dem Wesen der Religion durchtränkt war, beabsichtigte eine überwältigende inbrünstige Ergriffenheit der Gläubigen, die zwar nicht mit dem Geist der Orthodoxie in

Widerspruch stand, aber Menschen entgegen der unerträglichen Lasten in der Wirklichkeit mit Gottvertrauen stärkte. Die Ikonostase visualisierte die Tradition der Ostkirche: „Wichtiges er eignet sich in Russland oftmals im Verborgenen. Dem Zuschauer erschließt sich wie bei den orthodoxen Gottesdiensten, bei denen sich das Wesentliche hinter der prächtigen goldenen Ikonostase abspielt, nur ein Teil des Ganzen; vielfach muss er raten und rätseln. Dies scheint ein allgemeines Charakteristikum der von der Orthodoxie geprägten Kulturen zu sein: Positiv gewendet – es haftet den Vorgängen etwas Geheimnisvolles, vielleicht sogar Mystisches an. Negativ gewendet und pragmatisch könnte man auch von fehlender Transparenz sprechen.“^{19b}

Die Suche nach dem „spezifisch ‚russischen‘ Rechtsstaat“ bleibt originär eine „offene Frage“.^{19c} Wer in extremen Situationen herrschen will, instrumentalisiert seine ideologische Matrix der Militarisierung durch Sprache, Zwang, Skalierung und technische „Module“ („Maß“, „Einheit“) bzw. „Tools“ („Werkzeuge“) oder stimuliert bewusst Gefahren des Selbsterhaltungstrieb. Humanisierung und Selbsttranszendierung sind dann ohnehin kaum zu erwarten. Sprache evoziert in der Literatur diachronisch-rhetorische, sinnstiftende und sinnmächtige Bilder, die aber philologisch im alternden, „ausbleichenden“ Gebrauch über Jahrhunderte qualitative Defizite „abgenutzter“ Versprachlichungen erfuhren. Ihre Assoziationshöfe, die dem Leser die Reaktivierung semantischer Wortfelder hätten abfordern können, steuerten immerhin Mischungen aus „Verwerfungen“, Hoffnungen, Gefühlen, Stereotypen, Durchbrüchen und Ambitionen.

Ein im Allgemeinen herrschender Sprachwandel, den der aufkommende Maschinenmodus seit Mitte des 19. Jahrhunderts mit seiner Effizienz beschleunigt hat, ist der von Uwe Pörksen bereits erwähnte, zur Wachsamkeit zwingende Gleichsetzungsnominativ „Krieg ist Frieden“. Krieg ist eine latente menschliche Möglichkeit, die das Zusammenleben von innen und außen orientiert und als Gefahr von Auflösung, Zerstrittenheit, Zerstörung, Gewalt, Grausamkeit und Vernichtung stets präsent

ist, so dass politische „Achtsamkeit“ eine demokratische „Fürsorglichkeit“ verlangt, auch wenn Frieden herrscht. Die metaphorische Versprachlichung würde dann exemplarisch – wie im mittelhochdeutschen Erscheinungsbild von Parzivals schwarz-weiß „geflecktem“ Halbbruder und Gegner Feirefiz – an individuell-sichtbare, mythisch-„gestrifelte“ und damit friedliche Verwandtschaftsverhältnisse erinnern.^{19d} Seit dem 15. Jahrhundert, mit dem Übergang zur Reformation, wurde von „Zucht und Ordnung“ gesprochen; im 18. Jahrhundert entfaltete sich im Prozess der Säkularisierung eine „verformelte“ Ordnung, die im menschlichen Besitzstand Einfluss nahm auf die Fortpflanzung, Ernährung und Pflege von Nutztieren.

Der auf Rechtsnormen zielende Gleichsetzungskasus von „Frieden ist Krieg“ enthält die institutionelle Potenzialität, die das Thema „Entgrenzung: Moderne und Gewalt“ des 20. Jahrhunderts in Jörg Baberowskis Buch „Räume der Gewalt“ zwar an die alarmbereite individuelle Wachsamkeit und Kontrolle, aber nicht mehr „interventionsstaatlich“ an die Triftigkeit institutioneller Friedfertigkeit binden wollte. Auch um des Friedens willen konnte unter der Signatur des „inneren Krieges“ der Grundsatz naturrechtlicher Ordnung, Solidarität, Versöhnung, Gemeinschaft, Freude, Befriedigung und Schonung in der „verformelten“ Sprache der Bolschewiki willkürlich oder überraschend aus dem Ruder laufen. Historiker Jörg Baberowski operationalisiert diese „Repräsentationen der Moderne“ abstrakt mit dem semantisch-reduzierten Erkenntnismittel eines traditionslosen und gottlosen Begriffs „Ordnung“, so dass die funktionale Rationalität methodisch-übersetzender Pilotage sowohl vergleichend-totalitären „Varianten“ als auch seiner zweckgemäßen Komparatistik genügt.

Der moderne kommunikative Terminus „Orientierung“ wechselt ebenso in den „Sinnkreis“ theoretisch scheinbar gleichartiger Metasprache: Objektive Merkmale „homogenisieren“ methodisch-konforme Argumentationsstrategien durch eine semantisch-reduzierte, weitgehend-wertfreie „Orchestrierung“. Unstreitig bewahrt der Begriff „Ordnung“, der traditionell an die

Achtsamkeit der Schöpfung erinnert, die von „Gott durchwaltete Welt“. Diese Offenheit gegenüber Gottes Welt versteht sich als reiche Sinnfälligkeit etymologisch, „pansakral“ und kulturgeschichtlich aufgrund der „Jahwe Erfahrung“ und „Welterfahrung“ (hebr. „*aṭāk*“: „fortrücken“, „vorrücken“). Das hebräische Adjektiv „*aṭīk*“ („alt“, „überliefert“) korrespondiert mit der Bewahrung des „Friedens“ (hebr. „*šālôm*“). Auch das ordnungsgemäße Vorhandensein von hebräisch „*mišpāt*“ („Gottes Recht“, „Rechtsatz“, „Gericht“) kennt ein „*špṭ*“ („richten“, „herrschen“), das dieser richterlichen Wiederherstellung sinngebend ist. Etymologische Belege des Griechischen bis zum Mittelhochdeutschen sind ebenso beachtenswert: griech. „*kósmos*“: „Ordnung“, „Anstand“, „Schmuck“, „Weltordnung“, dann lat. „*ordinare*“: „in Reihen zusammenstellen“, „ordnen“ oder „*ordo*“: „göttliche Weltordnung“, „Reihe“, „Ordnung“, „Rang“, „Stand“, ferner ahd. „*ordinōn*“: „in Ordnung bringen“, „gehörig einrichten“, „anordnen“ und schließlich mhd. „*ordenen*“ bzw. „*ordenunge*“ sind gottgegebene Sinngehalte. Die Friedensnorm, die eine innere Ordnung gegen Zerstörerisches stabilisiert, ist die Gutheit „rechten sozialen Verhaltens“.

Die metaphysische „Destruktion“ wäre die eines „Verwirrers“, eines ordnungswidrigen Störenfrieds bzw. des „Teufels“, der alles Geordnete durcheinanderwirbeln würde: Wahrheit, „Fakten“, Begrifflichkeit, Richtigkeit und „Urordnung“ konstituieren dagegen die Evidenz eines Ordnungswillens, im zeitgenössischen Sinne die Wiedergabe rhetorisch ordnender „Bildmerkmale“ durch „verobjektivierende Sammelbegriffe“. Gerhard von Rad kommentierte im Wesentlichen das biblische Verhältnis zwischen Sprache und Denken, das jedoch in seinem Blickwinkel weder die systemtheoretische Entfremdung „inszenierter Sinnlichkeit“ noch die Abstraktheit materialisierter „Herz“-Konnektivität zu erwägen hatte. Was bewirken dann bei hellwacher Vernunft Orientierung und Objektivierung zueinander, so etwa im transitorischen Zusammentreffen von Diachronie und Synchronie? Die Dimension biblischer Lebensweisheit würde das Vertrauen auf die geistige „Ordnung“ bestenfalls als ein „Ethos der

didaktischen Weisheit“ übersetzen. „In Ordnung“ wäre ein „gerechter“ Mensch, im hebräischen Wort ein erwarteter Anspruch der Gemeinschaft, dessen Prädikat den Menschen als „šaddiḳ“ mit seiner persönlichen Norm auszeichnen würde: Über diese „lebensgestaltende Wirklichkeit des Guten und Bösen“ gab es wohlweislich bei den biblischen „Lehrern keine Diskussion“, weder eine zeitnah, existenziell-reflektierende noch eine vorausdeutende zeitlose Reaktion. Das „Wissen um sie war die Grundüberzeugung, auf der alle Einzelbelehrungen ruhten und von der sie ausgingen“. Dagegen wäre die „medial inszenierte Sinnlichkeit“ eine Schematisierung, die letztlich eine „qualitative Verödung“ mit einem „stieren Blick“ hervorriefe. Im Denken und Forschen liegen die Ursachen der Handlungsantriebe.

Menschen kennen Probleme des Sinnenkonsums, ihres Gelingens und Scheiterns. Auch Wissenschaftler werden wie Historiker oder Theologen durch Einsichten biographischer und psychischer Determinanten beeinflusst, denn ihre diakritische Urteilskraft verkörpert eine personale Eigenheit, Subjektivität, Selbstsicherheit, Werte und kollektiven Bindungen. Bekannt ist der Topos vom „sehenden Herz“ und „hörenden Herz“, beispielsweise im Bild der Weisheit vom „reinen Herzen“ oder im Wortbedeutungsraum von der „Weite des Herzens“.^{19c} Losgelöst von der sozial-normierten Subjektivität ist das Phänomen objektivistisch-entkoppelter Gleichgültigkeit letztlich im Menschlichen etwas Verkümmertes, tendenziell das Reduzierte, das „entpersönlicht“ zutiefst der Gefährdung ausgeliefert ist. Maßlosigkeit würde darin ein dem Naturrecht widersprechendes „Entwalten“ konnotieren, dessen Zwangsnorm im dekretierten „Da-Sein“ des Gleichgültigen – wie in einer totalitär „entwurzelten“ bzw. in einem „gemussten“ Wollen der Zwangsherrschaft – im Bösen auf eine Beihilfe zum Verbrechen oder auf ein Mitgefängensein zum Morden hinauslaufen könnte.

Der Begriff „Ordnung“ erschwert somit als funktionales „Reizwort“ einerseits die komparatistische Vergleichbarkeit, andererseits die Reduktion totaler Diskontinuität gegenüber reli-

giös vorhandenen Wertehierarchien. Als vorherrschende Grausamkeit mörderischer Verfahren, die beispielsweise „Auschwitz“, „Kolyma“ und „Butovo“ als schändliche Brandmale hinterließen, hätte die „Geburtsstunde [!] des leidenschaftslosen [!] Täters“ mit der grenzenlosen „Entwürdigung der Opfer“ konditioniert – eine Selektionspflicht für sogenannte „Ingenieure der Ordnung“, die „nutzlose [!] Menschen“ getötet hätten. Da „Gewalt die einzige Machtressource“ war, die den verbrecherischen Diktatoren Hitler und Stalin zur Verfügung stand, hat die „Gewalt in staatsfernen [!] Räumen“ nicht nur eine „unbestechliche Ordnungshüter“-Aufgabe bis zur Mörder-Technik gesteigert, sondern sie war auch rechtlich und moralisch demaskiert und bis zur strategisch-makabren „Endlösung“ einer scheinbar „reinigenden“ Sozialtechnologie pervertiert worden. In der Haltung distanzierter Funktionalisierung klingt die Sprache im Indikativ unbeteiligt und leidenschaftslos: „Der Terror war eine Repräsentation [!] des schwachen Staates, die Grausamkeit [!] ein Mittel der Macht“.^{19f}

Die verbrecherische Militarisierung im „Kasernenhof-Sozialismus“ ist im Ergebnis das menschenfeindliche Fazit der begrifflich-semantischen Deformation „Ordnung“ (russ. „zakaz“):

1. Die „gesamte Geschichte der Sowjetunion von der Oktoberrevolution bis zu Stalins Tode lässt sich ohne vorsätzliche Entstellung auch als Unrechts- und Verbrechensgeschichte darstellen“.^{19g}
2. „Ordnung“ bildet im Russischen ein großes Wortfeld von Spezifika und aus dem Kulturaustausch gebildeter Gemeinsamkeiten, zum Beispiel russ. „zakaz“ („Ordnung“, „Auftrag“, „Bestellung“) mit lat. „rectus“ („aufrecht“, „richtig“), russ. „pravil'no“ („ordnungsgemäß“), russ. „pravo“ („richtig“, „wahr“), „pravda“ („Wahrheit“, „Gerechtigkeit“) oder russ. „kosmodróm“ („Weltraumbahnhof“).
3. „Ordnung“ ist stets „staatliche Ordnung“ (russ. „gosudarstvennyj zakaz“), die zum einen im gottlosen An-

spruch Wahrheit und Gerechtigkeit differenzlos-integral sowie „staatsrechtlich“ in sich vereinen soll.

4. In Stalins Verbrechensgeschichte dominiert des Diktators monströser Orientierungs- und Richtungssinn – eine unheilbare Fluidität der Sprache, weil das Menschliche im Funktionalen total erstarrt und sinnlos geworden war.

Ein repressives Vergleichsprofil zwischen der zarischen Justizordnung und dem stalinistischen Justizterror wäre zum anderen die Interpretationsfigur einer durchgängig, „pseudo-heiligen Ordnung“. Schon aus diesem Grunde bedarf das polare Erscheinungsbild zwischen der zarischen Reformgeschichte von 1864 und 1914 sowie dem stalinistischen Terrorstaat zweifellos zwingender Differenzierung. Alles andere wäre eine fruchtlos-oberflächliche, diskriminierende Simplifizierung der historischen Wirklichkeitsanalyse zwischen Autokratie und Rechtsstaat: Sowohl das Kulturleben christlich-orthodoxer Weisheit mit den Verwirklichungschancen der zarischen Rechtsreform würden in einem Atemzug der Pervertierung anheimfallen als auch die Rechtswirklichkeit vorsätzlich belasten, als wäre die zwangsläufig-inhärente, stalinistische Monstrosität aus der paternalistischen Tradition unauffällig und bedenkenlos erwachsen.^{19h}

Dass die verschiedene gesellschaftliche Denkarbeit von „Rassismus [!] und Kommunismus zwei Varianten des gleichen Projekts[!]“ sein sollen, nämlich exemplarisch das des sowjetischen „Klassenmords“ wie das des nationalsozialistischen „Rassenmords“, würde geradezu nicht nur Fragen nach „Lösungsarten“, sondern auch nach dem „logischen und faktischen Prius“ aufwerfen. Auf den ersten Blick erscheint diese spezifisch vergewaltigte Variabilität totalitär zwar einleuchtend, aber dennoch läuft sie Gefahr, die Ungeheuerlichkeit des gesamten Geschehens in simplifizierter Vorgehensweise durchweg mithilfe der systemischen Verlaufsfigur „Modernisierung“ zu „qualifizieren“. Denn die Maschinensprache der Tools ermöglicht im sprach-

lich-komparatistischen, nationalsozialistisch und sowjetisch-sozialistischen Handeln die „technische Machbarkeit des Denkbaren“, um auf eine jeweilig außergewöhnliche Art und Weise die „Welt zu ordnen [!] und von ihren Feinden zu erlösen[!]“. Während schockierende Berechnungen die Repressionswut des Zwangssystems „Sowjetunion von 1917 bis 1987 ohne Kriegseinwirkung [mit] 62 Millionen Menschen“ belasten, werden die Grausamkeiten des „Dritten Reichs“ mit der „Zahl von 21 Millionen Opfern in den zwölf Jahren seiner Existenz“ veranschlagt oder annähernd-kalkuliert „verformelt“.¹⁹¹ Zahlen sind im Vergleich der Diktaturen quantitativ-produzierte, provokante Peilungsgrößen, die Lesern hauptsächlich den weltgeschichtlichen Größenwahn des inhuman-totalitären Vernichtungswillens vor Augen führen sollen.

Eine derartig gewollte Mainstreamisierung beginnt in der Literatur den objektivistischen „Ordnungsdienst“ (russ. „rasporjaditelej“) intellektuellen „Verformeln“ bis zur monströsen „Eindeutigkeit“ zwanghaft-missbräuchlicher Gewaltlogik sowohl wissenschaftlich-wortmächtig als auch antimetaphysisch zu orchestrieren:

1. „Die Entdeckung [!] der Ordnung ist die Geburtsstunde [!] der Rückständigkeit [!]“.
2. „Jeder Akt des Ordnen ist [...] eine Gewalttat, die an der Welt verübt wird, weil sie Widerstrebendes entweder absondert oder zwingt, sich in die Ordnung [!]einzufügen“.
3. „Deshalb ist die Entdeckung [!] der Ambivalenz der Ursprung [!] der Ambivalenz, der Kampf gegen Ambivalenz der Anfang [!] eliminatorischer Gewalt“.
4. „Auch [!] in der Sowjetunion wurden Menschen, die sich in die Ordnung der bolschewistischen Machthaber nicht einfügen ließen, stigmatisiert und vernichtet.“

Für Lenin war der Sozialismus ein „Ordnungsprojekt [!]“, das Europa [!] nach Russland bringen sollte [!]“. Baberowski disku-

tiert diesen Aspekt unter dem Teilthema „Fremdes und Eigenes: Das sei die Utopie der Säuberung“, denn sie würde – allerdings unerhört in den sprachlichen Mischverhältnissen – den „Allmachtsphantasien [!]“ auch „Geburtshelfer [!]“ totalitärer Gewalt“ wie im „Gärtnerstaat [!]“ zur Seite stellen: „Es sind die Vorstellungen von einer sozial und ethnisch gereinigten Welt, die Gewalt als attraktive Handlungsoption erscheinen lassen. Denn mit Gewalt kann sofort erreicht werden, was im Konsens niemals [!] gelingt“. Wären dann „Utopien“ wirklich nur fiktiv-umsetzbare „Abhärtungstechniken“ im „Stahlbad“ ohne Raum und Zeit?^{19j}

Ein sprachlich-pragmatisches Verständnis, ein über Jahrhunderte wirkendes Urteil vom „gestrüfelten Verformeln“, wäre in Sonderheit ein „friedensbereites“ lebensstüchtiges „mischen *mit*“ im Sinne kognitiv-pädagogischer, komplementärer Kompetenz, die scheinbar ein „performativer Glaubensvollzug“ im religiösen „Horizont der Trinitätstheologie“ kirchlich-institutionalisiert und liturgisch-gemeinschaftlich legitimiert hat. Die sogenannte „Rekonstruktionskultur“ ist dagegen ein Wortgespenst. Daraus leitet sich weder eine Konstruktionslogik intelligenter „Sprechaktheorie“ noch technoromantisch eine präsentische Eschatologie ab: Allein der Mensch in personaler Freiheit, in seiner „performativen Hingabe“, wäre – entgegen aller Vorbehalte – ermutigt zum Wagnis der Wahrheit und der Gerechtigkeit. Ihre Inanspruchnahme ist zugleich das christliche Ethos, erstens das „Ja zu Christus“ als „performativer Akt“, gleichsam die „Aktualisierung der Vollverwirklichung durch Christus“ im „sichtbar gewordenen Wort“ und zweitens im Glauben das Ja zu diesem ganzen Leben, denn für das vollkommene Heil der „Freiheit hat uns Christus frei gemacht“ (Gal 5,1).^{19k}

Die sprachtheoretische Gabe, ein propagandistisch-vielbeschworenes, „prophetisches Heil“ Lenins, bezog sich in Heinrich Vogelers Reisebericht „Reise durch Russland. Die Geburt [!] des Neuen Menschen“ im Veröffentlichungsjahr 1925 auf Lenins Talente. Vogeler (1872–1942), der mit der Polin Zofia Marchlewska (1898–1983) 1923 nach Moskau gereist war, fand offene Türen zu

gut informierten Kreisen, weil Zofias Vater Julian als Vertrauter Lenins galt. Weitaus spektakulärer erschien zuvor Lenins historische Bahnfahrt 1917 durch Deutschland, denn Marxens Diktum „Revolutionen sind die Lokomotiven der Geschichte“ symbolisierte exemplarisch, teleologisch und „funktionsbegriffsartig“ sowohl sein „Extremismus“-Phänomen als auch seinen Willen zur zwingenden, systemisch-kohärenten Radikalisierung. Beispielsweise wird dieser Gleichsetzungs-nominativ im industriellen „Fortschrittsbild“ wie durch eine „Sprachregelung“ oder durch einen „Sprachfehler“ ideologischer „Identität“ zwischen Revolution und Lokomotive kolossal-synthetisiert. Metasprachlich konsequent empfiehlt deswegen Aleida Assmann, das Revolutionäre müsse in eine „Experimentalgemeinschaft“ integriert werden, um sie dann durch „systemtheoretische Darstellung“ und „autopoetische Systemlogik“ in die „Absolutheit einer Naturgewalt“²⁰ wahrnehmungsbegabt und wahrnehmungspsychologisch zu switchen.

Der Sachverhalt ist jedoch komplexer und bedarf der Differenzierung: Transnationale oder national-orientierte Revolutionäre, die vielgestaltige und vielschichtige Gruppierungen formten, waren in Wirklichkeit weder durch ein ideologisch-strategisches Gleissystem „epochal-normiert“ noch konnten sie ein bahnbrechendes „travelling concept“ als post-rigides Erfolgsrezept suggerieren. Die marxistisch-leninistisch, konzipierte Revolutionierung, eingebettet in vielschichtig aufgewühlte Verläufe, leistete eher eine extrem-periodische „Orchestrierung“ zum Schaustück „Petrograd“. Im Bild der ideologischen Selektionsmaschine handelte es sich stets um die mobilisierende Dramaturgie eines mit Erfolg zu „übersetzenden“ Revolutionsprogramms, das Lenin in Russland nach 1917 durch die „Extremsituation“ beschleunigt in die Lage versetzen sollte, ein im Verhältnis zu Westeuropa „rückständiges“, überholtes und „morsches“ Staatsgebilde zu beseitigen bzw. unverzüglich auf ein modernes Niveau zu heben.^{20a} Insofern ist auf der Grundlage des Theoretikers Marx der Experimentator und „Heilsbringer“ Lenin ein Impulsgeber, der

als prioritär-orchestrierender „Übersetzer“ und als radikal-praktischer, militanter Wegbereiter des Bolschewismus die Weltgeschichte definieren wollte.

Das geschah in der Tat zunächst radikal-verbal, denn Lenins zwar papierene, aber nicht unverzüglich „gewaltige Wirkungen“²¹ gegen die „Provisorische Regierung“ auslösenden „Aprilthesen“ brauchten nicht nur den aufrüttelnden „Sound“ der Worte, sondern auch den „richtigen“ Zeitpunkt – auch Revolutionäre waren Getriebene, die zuweilen mit ihren eigenen extremen Prinzipien in Konflikt gerieten. Osteuropahistoriker Karl Schlögel hat viele methodische Aspekte Lenin'scher Politstrategie und dessen eigenlogischer „Orchestrierung“ mit seiner begrifflich-problemlosen, verallgemeinernden Perspektive von phänomenalen Leitbildern verbunden: „Lenins Chance ist das Versagen der alten Ordnung. Seine gefährlichsten Gegner sind jene, die nicht den Dammbruch wollen, sondern die Kultivierung des Landes durch die Errichtung eines Systems von ‚Kanälen und Irrigationsanlagen‘ [!]. Lenin hätte nicht nur gegen die Selbstherrschaft, sondern gegen eine Moderne gekämpft, die ihm die Antriebsaggregate stillzulegen droht. Er ist spezialisiert auf die Enthüllung des Gegners, auf das Ausfindigmachen von Schwächen und Fiktionen – und erledigt ist einer erst, wenn er der Entfaltung des Gangs der Dinge und der Stabilität des ‚Generalstabs‘ nichts mehr anhaben kann“.^{21a} Lenins Lebensform eines wissenden Selbstverhältnisses ist die einer Orientierungsfigur; sie ist nicht zu trennen von der Frage nach der Art und Reichweite raumgreifender und problemlösender Sprache, deren Begriffe in erfolgreicher „Orchestrierung“ zum Handeln zwingen.

Russlands revolutionäre Wirklichkeit totalisierte die Avantgarde-Potenzialität nicht nur als Durchbruch bolschewistischer Ziele, sondern dogmatisierte auch die synergetische Absolutheit gesellschaftlicher Dynamik durch gelenkte Militarisierung. Ihre Technisierung des Landes sollte aus der Orchestrierung des „Nicht-Wahrscheinlichen“ möglichst rasch in der Räumlichkeit „wahrer“ sozialistischer Tatsächlichkeit durchgepeitscht

werden. Dafür legte Lenins disziplinierte Selbstgewissheit den Grundstein: Ihn profilierte und definierte eine kognitive Selbstsicherheit, die ideologisch unvermittelt umschlagen konnte in militant-objektive Zwecke seines Extremismus. Lenins Kriegstheorie mit dem Sieg des Sozialismus in einem Land war zuerst der intermediäre Schritt zur Weltrevolution; Stalins „Modernisierungsdogma“ organisierte weitere gewalttätige Wirkmächte metaphorologisch-ökonomischer Sprengkraft: Wurde den Menschen im „ideologisch-sinngebenden“ Revolutionsland das nachhaltig-monströse „Verformeln“ ihres Lebens wie ein suggestives Merkmal „eingebrannt“? Die Notwendigkeit des Vernichtungskriegs gegen die Klasse des „Bürgertums[!]“ (franz. „Bourgeoisie[!]“), darunter die sozialistisch-radikale Regulierung aller Lebensmöglichkeiten, operationalisierte den Kampf gegen den internationalen Kapitalismus in der vielversprechenden Exklusivsprache utopischer Futurisierung.

Das Urteil über die Vielfalt sozialistisch-heterogener „Ideologen“ und ihrer speziell-„mythologisch“, reichhaltigen Revolutionsvorstellungen ist zugleich kontrovers, da sie eine geschichtswürdige Einschätzung über „die“ von Lenin vornehmlich praktizierte, klassenkämpferische Revolution in Russland erschweren: Die Revolution im stählernen Leitbild der Lokomotive dynamisierte dagegen die ideologische Außensicht „von unten“ als Impulsgeber einer metaphorologischen Konsistenz. Einzig die Revolutionssprache, die von der natürlichen Metaphorik abgekoppelt war, „übersetzte“ die avantgardistisch-materialisierten Theorie-Zwecke des gesellschaftlichen „Überbaus“. Denn die marxistisch-leninistische Avantgarde verstand expropriierende Tatsachen der Welt aufgrund materieller Bedürfnis-Orchestrierung, die dem zweckgebundenen „Unterbau“ praktisch-suggestiv inhärent sein sollten: Mithilfe eines Bildwechsels der Herrschafts- bzw. der Produktionsverhältnisse wurde aus der gleisgestützten „Fortschrittsmaschine“ etwas Neues – ohne metaphysischen Lebensatem eine desaströse Trivialität aus Lokomotive, Schienen-Gehorsam und Militarisierung. In Robert

Musils literarischen Vorstellungen ist es der auf Situationen mobil-reagierende Gesellschaftszug des „potenziellen Menschen“. In seinem Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ heißt es zu Beginn des 98. Kapitels, der „Fluss der Zeit“ gleiche einem Fluss, der in bedrohlicher Zeit seine Ufer mitführen würde. Analog im phraseologischen Sprachgebrauch lautet seine literarisch-produzierte, monströse Devise: „Der Zug der Zeit ist ein Zug, der seine Schienen vor sich her rollt“.

Das Kraftzentrum und die Kraftsprache hybrider Möglichkeiten war der Möglichkeitsmensch, der als Experimentator in seinen Vorstellungen die Metaphorik ursprünglich „heiliger“, archaischer Monstrosität nicht nur in eine selektiv-„stählerne“ Funktionsgestalt des chimäischen „Dampfrosses“ gleichsam „transformierte“, sondern auch das moderne „Ungeheuer“ im rational-mechanistischen Projektionsbild der metakinetischen „Dampfmaschine“ veranschaulichte. Ihre unbändige regulatorische Kraft als eindimensionales Sinnbild der Moderne steuerte nicht nur den „transformativen“ Druck des Dampfkessels, sondern konfigurierte auch im revolutionären Kommandosystem sowohl die ökonomisch-effiziente „Überbau-Kompetenz“ als auch die metaphorologische Konditionierung zweier Genossen – insbesondere in Russland die extremistische „transformacija“ der traditionellen Eigenschaften in die neu-skalierende, einlinige Zielvorgabe des „Dampflokomotivführers“ und die des talentierten „Heizers“. Damit standen in Petrograds vorläufigem Zentrum turbulenter Machtverhältnisse zwei extreme Schlüsselfiguren, die führenden Revolutionäre Leo Trotzki (1879–1940) und Vladimir Il'ič Lenin. Ihre gegenseitig akzeptierte Duldungsebene, die in der bolschewistischen Partei exklusive Führungsaspekte der Hierarchie noch ruhen ließ, strahlte aus in die „Identität“ ihrer gemeinsamen Sprachregelung.

Ihre konditionierte Wirksamkeit steuerte Ambitionen, die im Handeln sowohl ideologisch-prototypisch als auch erfahrungsabhängig-stimulierte „Auslöser-Typen“ potenziell verkörperten: Den revolutionären Willen zur Mehrheit wollten sie durch rigide

Gewalt „über-setzen“ und mit Erfolg „durch-setzen“: Das Dogma vom weltbezogenen „historischen Materialismus“ als marxistische Lehre vom „Unterbau“ und als Führungs-Kopplung mit dem „Überbau“, wurde von systematischer Verhaltenstheorie und als bedingte Reflexpraxis oder – noch allgemeiner formuliert – als teleologischer Signalcharakter der Literatur, Geschichte und Ideologie gestützt vom „Dialektischen Materialismus“. Diese marxistisch-leninistische Zungenfertigkeit differenzierte in der russischen Gemeinschaft zwischen gesellschaftlicher Umgangssprache und ideologischer Elite-Sprache „fließende“ Mischformen der „Zweisprachigkeit“.

Ihnen werden von Uwe Pörksen sogenannte „semantische Okkupationen“ nachgesagt, deren „Transformationen“ oder sowjetisch-spezifischer als monströser „Transformacija“-Zwang die Wirklichkeit kolonisierte – das sind metasprachliche Vorgänge wie die der „Verwandlungen“, „Umwandlungen“, „Umwertungen“, „Militarisierung“ oder der „Umschulungs- bzw. „Umbildungs“-Formel (russ. „preobrazovanija“), die zu entsprechenden reduzierten Konditionen der Paradoxien überleiten sollen: Was die literarische Überlieferung scheinbar vergessener Mythen am Ende des 19. Jahrhunderts wieder verstärkt zum Leben erweckte, war prinzipiell das Wachhalten des Rätselhaften und Okkulten sowie die Erinnerung an Zauberwesen, Zwischenwesen menschenähnlicher Gestalten, Unholde, Feen, Schutzengel in Hundegestalt oder andere dämonische Phänomene wie die des Gregori Jefimovič Rasputin (1886–1916). Verdrängte Gefühle inspirierten und suggerierten Gedankenspiele zwischen Himmel und Erde oder lenkten ab von Zwängen und Mächten der Industrialisierung. Volksläufige Defizite und moralische Verlustängste wurden vom Traditionserbe kompensiert – in Motiven falscher Wirklichkeit und scheinbar oraler Vertrautheit durch eine chimärische Metaphorizität.

Als ein vor der Weltöffentlichkeit aus dem Schweizer Domizil am 04.04./17.04.1917 zurückkehrender sozialistischer Prominenter sowie rationalistisch-zukunftsweisender, kampfbereiter Ideo-

loge, der noch auf dem Finnländischen Bahnhof eilfertig den Alleinvertrieb von unbezweifelbaren Handlungsparolen seiner Interventionsziele bekanntgab, setzte „Extremist“ Lenin alles auf die deterministisch konstruierte „Übersetzungskonzeption“ seiner radikalen Revolution: Petrograder Bolschewisten, darunter auch Iossif Vissarionovič Džugašvili (1878–1953), bekannt seit 1912 unter dem Kampfnamen „Stalin“ der „Stählerne“, duldeten zu diesem Zeitpunkt – allerdings ambivalent wirklichkeitsnah und taktisch vorübergehend – die „Provisorische Regierung“. An „alternativen Deutungen des Knotenpunktes 1917“ hat es sicherlich nicht gefehlt: Beispielsweise drückte Lenins „Pravda“-Argument von Ende Mai bzw. Anfang Juni die Absicht aus, dass der demokratische Kompromiss, das „Experiment der Koalitionsregierung“, um des Revolutionsziels willen nicht glücken durfte – darüber war für ihn kein Zweifel mehr möglich²². Auch das bolschewistische Petrograder Zentralkomitee, das aus 21 Mitgliedern und 10 Kandidaten bestand, konnte sich der „jahrzehntelang gepredigten Priorität der ‚bürgerlichen Revolution‘“²³ nunmehr nicht entziehen. Schließlich gehörte am 25. Oktober/7. November – wie „Extremist“ Trotzki der Sprachregelung gemäß siegesgewiss bzw. präventiv gesagt hat – „Alle Macht dem Sowjet“: Damit hätte – wie u. a. Nikolaj Nikolaevič Sukhanov (dt. „Suchanov“, 1882–1940) eilfertig die „Entwicklung“ der Revolution deutete – die „dritte russische Revolution“ stattgefunden.

Wissenschaftliche Pilotstudien verschiedener Provenienz vermittelten in den letzten hundert Jahren das methodische Konkurrieren von Konstruktions-, Funktions- und Anerkennungsprinzipien, als hätte die marxistisch-leninistische Engführung zwischen „Historischem Materialismus“ und „Dialektischem Materialismus“ die politische Analyse des realhistorischen russischen Sozialismus tatkräftig vorangetrieben. Historisch-kritische Methoden sind unverzichtbar für Geisteswissenschaften, die heutzutage das Denken und Wahrnehmen im Entgrenzungsprozess der Europäisierung und Globalisierung „übersetzen“ bzw. akkommodieren: Die wissenschaftliche Kultur ist sowohl

ein sanfter Antreiber zu Dialogen über das Damals und Heute als auch ein gelehrter Impulsgeber für verantwortungsvolle ethische und normative Möglichkeiten, ohne interdisziplinäre Königswege von Optiker-Sehschärfen eines Dioptrienausgleichs monopolisieren zu können.

Der Kommentar, den Bernd Bonwetsch schon 1991 zum „Roten Oktober“ formuliert hat, besagt in seiner Tragweite qualitativ noch etwas anderes. So habe zum einen die „Oktoberrevolution einen erheblichen Rückschritt“²⁴ im Vergleich mit der konstitutionellen Monarchie und der wenige Monate dauernden „notstandsdemokratischen“ Phase nach der Februarrevolution aufgezeigt. Zum anderen entlarvt dieser kurz skizzierte Sachverhalt einen lange dramatisierten, bewusst-frisierten „sowjetwissenschaftlichen“ Topos – die „Große Sozialistische Revolution“ hat weder unter diesem propagandistisch strahlenden Stern noch gesetzmäßig mit Lenins Führungsrolle einer bolschewistischen Avantgarde – und noch genauer – einer omnipotenten, revolutionär-finalen Strategie stattgefunden. Konkurrierende Strategien, die keine verbindliche Kohärenz zu stiften vermochten, steigerten weder die Entschlussfähigkeit noch errichteten sie reglementierende Leitplanken der Orientierung für die Revolution.

Wichtig wurde im politischen Übergang vom Februar/März zum Oktober/November 1917 das Schicksal der formalen Institutionalisierung, bekannt als sogenannte „Kontaktkommission“, deren Mitglieder zwischen Provisorischer Regierung und Petrograder Sowjet vermittelnde Vorarbeit leisteten und – wie Nikolaj N. Suchanov am Beispiel des georgischen Menschewiks Irakli G. Cereteli (1881–1959) ausführte – zur „Nekrasov-Ceretelischen Formel“ oder zur „Petrograder Friedensformel“ beigetragen hätten. Das wurde allerdings ohne „konkrete Direktiven für die nationale Friedenskampagne“²⁵ in einem friedlichen Kompromiss verabschiedet – plakativ-disruptiv mit neuen Ideen und innerer sozialistischer Unabhängigkeit für einen universal-sozialistischen Frieden ohne Annexionen und Kontributionen auf der Grundlage des Selbstbestimmungsrechts.

Das Selbstbestimmungsrecht, das immer in enger Verbindung mit der Volkssouveränität verstanden wurde, hatte Lenin schon im Oktober 1914 gefordert. Im Völkerrecht vor 1918 fristete es ein weithin unterbelichtetes Dasein. Wohlweislich hatte Cereteli aus dem Grunde naturrechtlich-existenzielle und innenpolitisch motivierte Friedensschritte abgelehnt: Entscheidende Kompetenzen hatten Parlamentarier aufzubieten. Wer konnte schon konstruktiv-realistisch von dem wissen, was sich über Russland zusammenbraute – literarisch eventuell die retrospektive Ironie des Erzählers mit „Ausnahme gewisser Veränderungen, die auf die Dauer der Zeit eben unbegreiflicher Weise zurückbleiben und die Schleimspuren der historischen Schnecke bilden“, wie Robert Musil im 98. Kapitel geschrieben hat. Woodrow Wilson (1856–1924) jedenfalls bestritt der III. Internationale 1919, der Entente und dem Völkerbund „jedes ernsthafte Engagement für ein globales Selbstbestimmungsrecht der Völker“.^{25a}

Die traditionellen Interessen einer schmalen Bildungsschicht, deren Mitglieder 1914 gewissermaßen sehenden Auges zarische Ziele der imperialistischen Außenpolitik bewusst mittrugen, erschienen jetzt vielmehr wirklichkeitsfremd und kontraproduktiv gegenüber den unerträglichen Belastungen des russischen Volkes. Überforderte nicht das politische Kalkül des Petrograder Sowjets vom 14./27. März insbesondere die Existenz liberaler Politiker und gemäßigter Sozialisten, den Krieg durch eine weltweit solidarische Friedensaktion zu beenden? Lenkte diese Ambition wirklich das russische Volk von innenpolitischen Notwendigkeiten oder durchgreifenden realen Interessen ab? Ideologisch-doktrinäre Revolutionäre, die ihre extremen Vorstellungen mithilfe diskontinuierlicher, wortneuer „Brücken“-Eigenschaften ausrichteten, hegten aus der Sicht Robert Musils – Ende des 97. Kapitels ausformuliert – immer etwas „bitter Böses, teuflisch dem Schlendergang der Welt Anhängendes“. Nach Beginn des Krieges hatte Lenin konsequent die Parole verkündet, den imperialistischen Krieg in einen Bürgerkrieg umzuwandeln. Ihm ging es mit seinem Machtwillen allein um die zielsichere Durch-

setzungskraft seiner ideologischen Wissenschaftlichkeit, selbst gerechtfertigt im monströsen Erfolg durch die Legitimierung revolutionärer Hybrid-Prinzipien.

Ein allgemeiner Verschleiß in der Sprachwirklichkeit wurde gegen Ende des 19. Jahrhunderts als Krise des Gemeinsinns bemerkbar: Drei Beispiele, die „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ (IV, 5) Friedrich Nietzsches (1844–1900) von 1875, Hugo von Hofmannsthal (1874–1929) „Brief des Lord Chandos“ von 1902 und Thomas Manns „Zauberberg“ von 1924 sollten als sprachliche Hinweise des Auflösens, Zerfallens und Zergliederns genügen. Von einer absichernden und ausgleichenden Balance zwischen Verpflichtungen und Ansprüchen kann niemand sprechen: Wie in einer rätselhaften inneren Polarität zwischen dem Osten und Westen blieb das Gesicht Russlands, nach Aussage eines Komintern-Dokuments von 1920 psychologisch ambivalent, zudem auch rätselhaft und zwiespältig – zumindest „europäisch für die Asiaten und asiatisch für die Europäer“.^{25b} Offensichtlich hegen Erkenntnissuchende dieser Wechselwirkung gegenüber keine Überlegenheit, im Gegenteil werden sie gefordert von den russisch-komplexen, historisch-vielfältigen und different-ungeklärten Spannungsverhältnissen, die keiner westeuropäisch-definitiven Planungssicherheit Gewissheit verschafften.

„Brücken-Pioniere“ praktizieren die Skalierung problem-lösender Konzepte anhand von Kalkulationen, in denen Indikatoren natürlich-bedingter Bodenhaftigkeit propagandistisch vermieden werden: Als sozialistische Planungsvorgabe enthielt der Aufruf vom 14./27 März keine direkten Informationen, die Überlegungen in den Status von Tatsachen erhoben hätten. Aber er war mehr als nur eine rhetorische Pathos-Initiative, weil der überheizte politische „Druckkessel“ Petrograd nach außen ein Ventil brauchte, um fahrplanmäßige Ziele der Revolution erst mobilisieren zu können. Ob sich beispielsweise ein Zusammenspiel mit den Entscheidungen des „Internationalen Sozialistischen Komitees“ (I. S. B) und dem bisher zur Inaktivität verurteilten Vorsitzenden der II. Internationale für die „Stockholmer

Friedenskonferenz“ aufdrängen könnte, würde strategisch nur eine theorienahe „Wunsch-Konstruktion“ synthetisieren. Auch die lokale Differenz, die das „travelling concept“ der Friedensfrage von „Petrograd“ nach „Stockholm“ derartig vorentscheidend hätte entlasten können, würde zum einen dieses friedensrelevante Schlüsselproblem bewusst pilotieren und zum anderen europäische Sozialisten im machtpolitischen Verhaltenskurs auf planbare Gestalten des Machbaren reduzieren.

Diese Situationsanalyse enthüllt weder eine eigene Durchsetzungskraft noch ist sie eine zusammenhängende Entscheidungshilfe; sie impliziert auch keine Autorität zur Selbstständigkeit und Überlegenheit – dieser Mangel institutioneller Grundverhältnisse schien die Stockholmer „Veranstalter“ von Anfang an zu behindern, denn ihre Antriebe konnten sich nicht von innen „aufwerten“ oder von außen „funktionalisieren“ lassen. Wer ausschließlich konstruktivistisch denkt, pointiert zwar glatt harmonisierte Präsentierungen, in denen aber einerseits Vielschichtigkeit, Divergenzen und Konflikte zu kurz kämen. Andererseits könnten Protagonisten auf das angestrengte Reflektieren über Schwächen des Konstruktionscharakters verzichten. Das ist aber Plastikwörtern, deren Produktivkraft den Stoff „Geschichte“ in spezifischer Aneignungsform qualifiziert, als Surrogat einfach eigen: Die Sprache vermeintlich suggerierter Fähigkeiten und zielsicher bergender Handlungsmöglichkeiten profiliert letztlich mit kontrastreichen Bausteinen eine plastifizierte Verblendungsfassade, deren Transformierung nicht nur eine assoziierte Uniformierung, sondern auch über die Befürchtung eines amorphen „Restrisikos“ durchweg hinwegzutäuschen vermag.

Offerierten nicht die Stockholmer Organisatoren – angesichts des kalkulierten Friedensrisikos ihrer sowohl historischen als auch kolonisierten „Faktizität“ – das Konferenzprofil beweglicher „Baustein-Ressourcen“ mit einer von vornherein defizient-koordinierten „Modellstruktur“? Das fragil-institutionalisierte „Experiment“, das die verschieden normierte Welt mit der Schnelllebigkeit sozialistischer, militärischer, revolu-

tionärer und nationaler Ereignisse kommunikativ überhaupt nicht zu synchronisieren vermochte, „schwächte“ das Stockholmer „Unternehmen“ und enteignete – wenn man so will – die Sprache der „Initiatoren“, so dass sie mit schwacher, wenn nicht atemloser Stimme handelten. Was ihre politischen Interessen im Weltkrieg schließlich normativ völlig entwaffnete, war nicht nur der polarisierte Hintergrund der europäischen Allianz. Zu den eingeschränkten Handlungsmustern gehörte die machtpolitische Reichweite des selbstregulierenden Denkens, um die stets stringente Entschlusskraft im Spiel von „Krieg ist Frieden“ unter den obwaltenden Umständen in den Reihen der Entente und der Mittelmächte zu koordinieren oder dafür energisch die Chancen humanitärer Konsensarbeit abwägen zu können.

Das Dilemma des Krieges legte nicht nur die Unvereinbarkeit zwischen inneren Schwächen und äußerer Aggressivität bloß, sondern machte auch „Brücken“-Initiativen des ideell-immateriellen Elfenbeinturms kraftlos: Die suggestive Kraft der Friedensaufrufe, wie der 1917 des „Petrograder Sowjet“, war zum einen der eigentliche Anstoß zur sozialistischen Einberufung der „Stockholmer Konferenz“ oder zum anderen die Friedensnote des „Päpstlichen Stuhles“ mit Vorschlägen zur Vermittlung. Beide mischten zwar die europäische Stimmungslage auf, verloren aber letztlich ihre Wirkung, weil zwischen den Gegnern durch die verkrampfte Unversöhnlichkeit und die verbissene Kompromisslosigkeit alles wie im Keim erstickt wurde: Das erklärte Übergewicht des Siegfriedens hatte den Sinnen der Wahrnehmung zwangsläufig die Wirklichkeit vorgeschrieben.

Mit dem fingierten Zusammenfließen militanter, politischer und sprachlicher Unterschiede wird alles abstrakt, artifiziell, verzerrt, entstellt und wie in einer zurechtgezimmerten Welt potemkinsch. Wenn das unklare bis beliebige „Verformeln“ von „Frieden ist Krieg“ die Monstrosität siamesischer Zwillinge hervorgebracht hätte, dann wäre die Welt in rasanter Weise Gefahr gelaufen, dem Leben eine sinnwidrige und phantasielose Determiniertheit abzuverlangen: „Frieden“ wollte der „Extremist“ Le-

nin in die Bahnen seiner Denkart „übersetzen“, indem er im inneren Krieg gültige Rechtsnormen für null und nichtig erklärte. Was ihm konsequent vorschwebte, war vielmehr der Kampf auf Biegen und Brechen sowie die apokalyptische Durchsetzung radikal umwälzender Zielvorstellungen durch eine totale Revolutionsdynamik.^{25d} In der Weise hat George Orwell (1903–1950) im Anhang seines utopischen Romans „1984“, der 1947 abgeschlossen wurde, gerade dieses spezifische „Neusprech“ („Newspeak“) als wortarme Gleichheitssprache der Diktatur und als Neugestaltung sozialer Lebensformen beschrieben.

Insbesondere aus der auktorial erscheinenden Retrospektive Suchanovs wäre vieles spekulativ überbewertet. Im distanziertsondierenden Nachvollzug dieses sowohl latent-überdehnten Kernproblems als auch in der Perspektive des ideologisiert-manifesten, sozialistischen Theorien-Pluralismus erwächst Forschern nachhaltig die bohrende Frage, wie aus dem anscheinend reibungslosen Machtwechsel „Oktober“ insbesondere der rigore Extremismus des Monströsen entstand: Menschewik Nikolai N. Suchanov etikettiert den Revolutionserfolg „militärischer Operationen“ in Petrograd noch mit dem theatralischen Vorgang einer eingeübten „Wachablösung“²⁶. Ihre funktionierende Theatralik beschwichtigte Begleiteffekte der Wertvorstellungen – was kann dann in Wirklichkeit den grausamen Missbrauch der marxistischen Theorie in den Gewaltprinzipien durch Lenins Aneignung begründen? Welche Rolle spielte die spezifische russische (Rechts-)Wirklichkeit?

Ein Zwischenergebnis vertraut Protagonisten der aufklärerischen Position, die nicht den Talar des angeblich weisen Theoretikers trugen: Im späten Herbst 1917 war mit Amerikas Einsatz auf europäischen Boden endgültig zu rechnen. Am Ende des dritten Kriegsjahres hätte die sozialistische Friedenspolitik somit weder im Gesamtinteresse der notstandsdemokratischen „Provisorischen Regierung“ noch im vehement propagierten, demokratischen „Kreuzzugsziel“ der Entente-Politik liegen können: Der Ministerpräsident Georgij Evgen'evič L'vov, ein bür-

gerlich-progressiver Politiker, bildete zunächst ein sogenanntes „middle-class Government“.²⁷ Nach dem umgebildeten Kabinett „L'vov“ folgte im Mai die Ablösung eines weiteren Ministers, bekannt als der „Dardanel'skij“ Pavel Nikolaevič Miljukov (1859–1943). Als hartköpfiger Historiker hatte er im Amt des Außenministers – nach dem Urteil Suchanovs – mit einem „blindwütigen Imperialismus“²⁸ am Annexionismus der Geheimverträge festgehalten. Darüber hinaus verschärften sich mit dem Misslingen der russischen Juli-Offensive der politische Druck und die Unsicherheit in den Reihen der Entente.

Denn die antreibende und besitzergreifende Elementargewalt imperialistischer Unersättlichkeit schien in Wirklichkeit den Prozess natürlich gelingender Effektivität von Verdauen und Fressen zu beeinträchtigen:

1. Danach hätten chimärische Prozesse nur ungestörten imperialistischen Expansionstrieben geähnt, weil diese durch eine von außen eingreifende, „übersetzende“ Instrumentalisierung Russlands sowohl die Bildlichkeit des elementar-gefräßigen Macht-Monstrums als auch dessen Naturtrieb zu neuen Machtgelüsten nachteilig beschnitten hätten.
2. Das Scheitern militärischer Wirkmächte, in die Politiker wie im Wechselspiel von aktiv und verantwortlich eingebunden waren, erschütterte ihr eigenes Selbst, weil es dadurch dem äußeren Druck stärker ausgeliefert schien.
3. Am 8./21. Juli 1917 löste Aleksandr Fëdorovič Kerenskij (1881–1970) den kummervoll wirkenden und unglücklich handelnden L'vov im Amt des Ministerpräsidenten ab. Als sogenannter „bonapartistischer Sozialist“²⁹ war Kerenskij ein Mitglied der sozialrevolutionären Partei und einziger Sozialist im Kabinett L'vov. Er übte vor der Umbesetzung des Kabinetts kurzzeitig das Amt des Justizministers aus und übernahm danach das Ressort als Kriegs- und Marineminister.

Der als ideologisches Multitalent agierende Marxist und Kommunist sowie Radikaltheoretiker und Revolutionär Lenin traf am 4./17. April 1917 in Petrograd ein, präsentierte dort seine „Aprilthesen“ und veröffentlichte sie am 7./20. April in der „Pravda“. Skrupellos forderte seine Kampfsprache taktisch klug u. a. „Alle Macht den Sowjets“, die sofortige „Beendigung des Krieges“ und den „Sturz der Provisorischen Regierung“. Über sein Vorgehen und seine Methode machte er im Einzelnen wohlweislich keine Angaben, denn es fehlte ihm nicht nur eine objektive Analyse und Begründung der „russischen“ Revolution, sondern auch Kriterien und neue Anreize für ein Wirtschaftsprogramm. Fortan lautete in einem kurzen Zeitraum seine viele Erwartungen erfüllende, verlockende, populäre und realistische Kampfsparole „Friede – Freiheit, Land und Brot“.

Bis zur Julikrise wurde der enorm instinktsichere, auffallend wendige und skrupellos-extreme Lenin im Petrograder bolschewistischen Zentralkomitee – wie Manfred Hildermeier angedeutet hat – von seinen Genossen stets wegen seiner teils fordernden teils „voreiligen“ Aufstandstaktik überstimmt. Lenin hatte aufgrund des gescheiterten Juli-Aufstands vom 3./4. (16./17.) und eines amtlichen Haftbefehls vom 6./19. Juli, den Kerenskis Denunziation wegen des Vorwurfs der Agententätigkeit zugunsten Deutschlands erhoben hatte, Russland Hals über Kopf in Richtung Finnland verlassen³⁰. Während in Russland Anarchie herrschte, blieb Stalin unbehelligt in Petrograd. Diese Tatsache gehörte sicherlich nicht zu Lenins Überlegungen, als er sich durch seine Flucht jeglicher Haftbarmachung oder eventuell einer ungewissen Haftzeit entzog. Von Helsinki aus äußerte er sich in Briefen hartnäckig und kalkulierend in Putschfragen stets als Aufrührer, Antreiber und sogenannte Krisenbeschleuniger. Erst Ende September oder Anfang Oktober – genauer vermutet wird der 7. bzw. 9. Oktober – kehrte er aus Helsinki nach Petrograd zurück und wohnte bis zur sogenannten „Oktoberrevolution“ im Wyborger Arbeiterviertel.³¹

Westliche Archivdienste und russische „Archivrevolution“: Wissenschaftliche Freiheit und staatliche Zensur

Erst seit 1969 waren westeuropäische Archive, abgesehen von Deutschland, zugänglich für Arbeiten an Archivalien, weil nach 50 Jahren die übliche Sperrfrist abgelaufen war. Französische und englische Archivalien, die eine strategische Simultaneität und Vielschichtigkeit sozialistischer Friedenspolitik präzisieren, sind in ausreichender Serialität in den Pariser „Archives Nationales“ und im Londoner „Public Record Office“ vorhanden. Wichtige Teile der Archivmaterialien des französischen Außenministeriums dieses Zeitraums kamen seit dem Zweiten Weltkrieg abhanden. „Sowjetische“ Archivalien blieben dagegen bis ins 21. Jahrhundert hinein westeuropäischen Wissenschaftlern für Themen des 19. Jahrhunderts zwar zugänglich, aber nicht die Archivalien der Revolutionszeit von 1917. Die ruhmvolle Vergangenheit mit ihrer glorreich verstandenen Zarengeschichte überlieferte einen Doppelaspekt. Seine rückständigen Zwänge veranlassten Russland in seinen eurozentrischen Beziehungen zu Reformen gegenwartsnaher Anpassung, beschleunigter Modernisierung und insbesondere rechtsstaatlichen Schöpfungsakten.

„Entzauberte“ teleologische Rezeptionen der „Erinnerungspolitik“, die nicht nur archivalische Erinnerungsphasen in „Russland-Sowjetunion-Russland“ bewahrt haben, sondern auch teilweise klischeehafte kontroverse Verhaltensweisen in Deutschland wachhielten, artikulieren sowohl eine „entlarvende“ dezisionistische Mythologisierung als auch eine minderwertige Rassen-„Bricolage“ zum Thema „Lenin“: Was die „braune“

Weltanschauung, die vermeintlich völkisch-„richtige“ Bewusstmachung, einzig in der willkürlich-heiliggesprochenen, statisch-„arischen“ Rassen-Reinheit normiert-alleinigültig verherrlichte, richtete sich als absolute Wertmonopolisierung im „gläubig“-propagandistischen Umkehrschluss gegen „rote“ Ideologen. Sie wurden nach dem Freund-Feind-Größenwahn durch „rezeptologisch“-übertriebene „Neomythenkonglomerate“ der Rassenmischung gezielt diskriminiert: Diese rassistisch-imperialistische, monokausale Vernichtungspolitik des „Propaganda-Messias“ Hitler mobilisierte im Prinzip den osteuropäischen Ausrottungskampf gegen multiethnische „Mischvölker“ und deren ideologischen Leitfiguren, die als „Mischlinge“ nicht nur weltanschauliche, dogmatische und systemimmanente Projektionen, sondern auch scheinbar objektive Abwertungsmerkmale personifiziert hätten.

In den Jahren 1922 und 1943 kolportierten beispielsweise abwertende Urteile des umstrittenen Schriftstellers und Hitler nahen Dietrich Eckart (1868–1923) der „Weimarer Republik“ sowie des Osteuropahistorikers Reinhard Wittram (1902–1973) im besetzten Posen, nach der „Teilung“ und Okkupation Polens, Lenins bewusst abwertendes Bild vom „Rassen-Mischling“.^{31a} Dagegen wurde im Russland von 1917 und 1997 der Vergleich zwischen der hybriden „Billardkugel“ und der entsakralisierten Figur „Lenin“ wiederum schonungslos dem zweckdienlichen Prozess der Umdeutung, Umfunktionierung, Um- bzw. Entwertung unterworfen. Die bolschewistische Revolutionsstrategie und Machtergreifung sowie die sowjetische Nomenklatura hatten in Verhaltensweisen der Übergangszeit vieles bewahrt und weitergegeben.

In wissenschaftlichen „Übersetzungen“ erregen nicht nur interdisziplinäre Verfahren Aufmerksamkeit, sondern auch die Stilistik begrifflicher, metaphorisch-metaphorologischer, vergleichend-gelehrter „Übersetzungen“. Während im kommunistischen Osteuropa marxistisch-leninistisch-stalinistische Parteinahmen propagandistisch ausschließlich sozialistischen Leistungen, die dem gesellschaftlichen Fortschritt und dem Streben nach einer

objektiv gerechteren Welt galten, begrüßten sie stets klassengebundene Fortschritte seit der „heroischen“ roten Oktoberrevolution. Diese hätte zwar staatskonforme Potenziale freigesetzt, aber geschichtstheoretisch nur unreflektierte allgemeine Thesen vorgelegt, die weder empirische Erkenntnisse noch originär verifizierte Erklärungsansätze befruchteten oder fortschrieben.

Die Moskauer Historikerin und Germanistin Scherbakowa, transkribiert Irina Lazarevna Ščerbakova (geb. 1949), schreibt in ihrem Beitrag zum „Roten Oktober“, unter dem Thema „1997. Eine Wende, still und leise“, dass am 23. Juni 1992 von Boris Jelzin unterschriebene Gesetz „Über die Aufhebung einschränkender Vermerke auf gesetzgebenden oder anderen Dokumenten, die Anlass waren für Massenverfolgung und Verletzung der Menschenrechte“, Anstöße auslösten, alle Archivmaterialien des Zeitraums der sowjetischen Herrschaft von 1917 bis 1995 für die Öffentlichkeit freizugeben.³² Einerseits wurde diese wegweisende Entscheidung aufrüttelnd mit dem Passepartout-Terminus „(Archiv-)Revolution“ versehen. Andererseits führte das Thema „Roter Oktober“ fortan zu einem auffallend-politischen Perspektivenwechsel. Die sogenannte „Machtübernahme der Bolschewiki“ galt nicht mehr als „Synonym für die Russische Revolution“, sondern jetzt erstaunlicherweise auch für die Offenlegung einer überholten restriktiven Wissenschaftspolitik.

Alarmierendes, vorsichtshalber wegen der Öffentlichkeit sekretiert, konfrontierte nun Menschen wie mit einem ahnungslosen Faktum verschleppter Meinungsfreiheit: Warum hatte man über Jahrzehnte gerade die über Lenin verstreuten und verwahrten Dokumente „verborgen gehalten, die noch nie zuvor jemand zu Gesicht bekommen hatte“?³³ Wer hatte wohl während der Sowjetdiktatur den Archivaren den „ordnenden“ Auftrag gegeben, insbesondere Lenin, den Millionen Menschen in Russland wie einen auf die „Erde herabgestiegenen Gott verehrt hatten, so verkürzt, so kastriert, so verstümmelt“ in den Depots zu archivieren? Wenig realistisch, aber vielmehr anerkennend wird den Archivaren die amtliche Pflichttreue von scheinbar weisheits-

vollen Experten zugeschrieben – allein vor diesem Hintergrund hätten die unveröffentlichten Dokumente erschöpfend dazu ausgereicht, seinen „Nimbus als göttlichen Führer erstaunlich schnell verblassen“³⁴ zu lassen. Was den Nimbus des „Revolutionsheiligen“ überhaupt profilierte, war das ideologisch-zwanghaft vorgeschriebene und das in Inszenierungen ritualisierte Schaugepräge, als gäbe es in der sowjetischen Lebenspraxis eine kollektiv-willkürliche und genialisch-transformierbare Psychologie, die Menschen in ihrer Individualität durchweg bestimmen würde. Spirituelle Erfahrungen haben ihre individuellen Ursachen im Innern, nicht in äußeren materialisierten Zwängen, es sei denn, Menschen werden wie austauschbare Objekte behandelt.

Etwa 20 Jahre später, im Jahr 1997, kam es zu einem neuen Strategiewechsel, der auf den ersten Blick mehr als eine Orientierungssuche zu sein scheint, weil sie kein vorwärtsweisendes „demokratisches“ Sinnprojekt konturiert: Die nunmehr staatlich verfügte, ideologisch gängelnde „Wissenschaftsoptimierung“ verschiebt sich jetzt vor aller Augen der Weltöffentlichkeit nicht nur zu einem willfähigen Instrument, sondern auch zu einem antiwestlichen nationalen Werkzeug. Es herrscht die Tendenz vor zu einer Geschichtspolitik aus pilotierender Gedächtniskonstruktion in den Formen der Slawophilie, Stärke und Selbstbehauptung, die sowohl die emphatische Anerkennung der Opfer als auch ein positives Selbstbild zu einem gewollten Putin'schen Narrativ gesellschaftlicher Kontinuität aufbauen sollen. Diese aberwitzig verordnete, verhüllende Remythologisierung, die das Bereuen der Verbrechen über die Brüche und die Verwerfungen durch einen verharmlosenden Prozess der „Transformacija“ zu camouflieren versucht, verschärft sich im ultrakonservativen Lager jetzt zum Reglement einer national-religiösen Zensur.

Die Korrektur von Gedächtnis und Geschichte scheint nicht nur einer illegitimen „Verwässerung“ zu gleichen, sondern versucht zudem die Wirklichkeit wie durch Potemkin'sche Kulissenbauten amnesisch zu „verformeln“: Wenn kulturelle Freiheit im

Erfahrungsraum politischer Praxis durch Erwartungshorizonte affirmativ lebendig wird, bekommt jeder aufpolierte Wandel, der historisches Wissen im Zugriff auf die Vergangenheit bewusst vernachlässigt oder verfälscht, im konstruierten Verkopplungsprozess oft etwas Fadenscheiniges oder als zukunftsfähige Pilotage erschreckende Defizite des Wahrheitswidrigen.

Im Wesentlichen geht es um die glaubwürdige Ausgewogenheit der Zeitverhältnisse von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft: So überrascht es nicht, dass die Geisteswissenschaften in Russland verzweifelt um ihre akademische Unabhängigkeit und um ihr Überleben kämpfen, da die russische Regierung – wie die mediale Kommentatorin Svetlana V. Pogorelskaja sicherlich diplomatisch geschickt meint – eine bisher gebilligte „schmale, flexible, marktorientierte und gehorsame Wissenschaft“³⁵ nicht mehr akzeptieren will. In dieser scheinbar „patriotischen“ Freheitskultur, die zu sich selbstreferenziert zu finden versucht, hat die historische Wissenschaft innenpolitisch ohnehin eine erinnerungsschwere Aufgabe zu verteidigen.

Die interpretatorischen Grenzen beim „Großen Vaterländischen Krieg“ sind wie bei einer begriffsgeschichtlichen Epochenkonstruktion sehr funktional abgestimmt, weil sie erstens das russische Selbstverständnis, dessen Sinnbezüge und Gedächtnis im Kern nicht nur kremloyal repräsentiert, sondern damit auch den russischen Staat in seinem „verordneten“ Kulturverständnis und mit seinem Gewaltmonopol grundlegend legitimieren soll. Im Unterschied dazu handelt zweitens die russische Geisteswissenschaft und internationale Forschung, die Rahmenbedingungen der russischen Revolution in zunehmend-zeitlicher Distanz großzügiger einschätzt, in kritischer Reflexion von Gegenwart und Vergangenheit relativ offener, weil sie für das Gedächtnis erinnernder Selbstfindung bereit ist, aufgeschlossene, emanzipierte und gerechtere Wege zu akzeptieren.

Drittens ist die Moskauerin Pogorelskaja nicht nur vertraut mit Aufgaben der politischen Stiftungen in der deutschen Außenpolitik, sondern auch mit bürgerfeindlichen Machtkämpfen

in Russland, wie die beispielsweise rechtswidrigen Kooperationen zwischen der Administration, der Justiz und den Oligarchen. Vorsichtig deckt die kritische Journalistin gegenwärtig korrumpierende, staatsideologische Machinationen als eine systemlogisch-verdeckte „Modernisierung von oben“ auf. Autonome Institutionen wie die der „Akademie der Wissenschaften“ in Russland würden regelrecht über Nacht durch massive „Umorganisation“ eingeschüchtert, so dass freies, schonungsloses und selbstständiges wissenschaftliches Arbeiten zwangsläufig kontrolliert würde.

Seit 1992, als der von Stanislav Sergejevič Govoruhin (geb. 1936–2018) gedrehte Dokumentarfilm „Das Russland, das wir verloren haben“ gezeigt wurde, sei besonders aufgefallen, dass er „zugleich für eine weit verbreitete Sehnsucht nach einer glänzenden Vergangenheit als Ganzes“³⁶ geworben hätte. Der unfehlbare „einstige sowjetische Mythos“, der Russlands Verhältnisse vor 1917 radikal als ein „Völkergefängnis“, ein „Totenhaus“, „ein Bollwerk der Autokratie“ oder als ein Hort der „Reaktion“³⁷ erklärt hatte, wandelte sich stattdessen im Film zu einem euphorischen Szenario, nunmehr das „Zarenreich in den freundlichsten Farben“³⁸ vorzustellen. Bewusst habe er aus raumzeitlichen Gründen und selektiv-wertsetzender Aneignung verschwiegen, kategorisch auf Ursachen der „revolutionären Katastrophe“³⁹ und der Menschenrechtsverbrechen hinzuweisen: Die Weigerung der Autokratie, das Land zu liberalisieren und politische wie ökonomische Reformen durchzuführen, blieb unerwähnt. Kein Wort fiel über die wuchernde Korruption und die Unfähigkeit des Zaren, das Land zu leiten oder Vorverurteilungen energisch zu begegnen, beispielsweise in Andersgläubigen nur Feinde zu sehen.

Bemerkenswerte Tatsachen, die der ungezügelte Chauvinismus am Vorabend der Revolution durch entsetzliche Judenpogrome verursacht hatte, wurden einfach übergangen: Die Pogrome wiederholten sich von 1841 bis 1914, so dass etwa zwei Millionen Juden Russland verließen. Ebenso Forderungen nach besserer Versorgung, sozialen Hilfsprogrammen oder energischen Reformen bis zu Korrekturen gesellschaftlicher Bildungs-

strukturen wurden schlichtweg vergessen. Stattdessen habe eine „Mythologisierung des alten Russland“⁴⁰ begonnen. Verbinden Menschen mit Vorstellungen einer Remythologisierung nicht einen verlorenen Geheimnischarakter, um vielleicht einer herrschenden Sinnkrise Herr werden zu können?

Nicht nur Juliane Fürst, die das 60-jährige Jubiläum von 1977 behandelte, periodisierte den „nichtrevolutionären“ Status des Oktober-Umsturzes für die folgenden zwanzig Jahre⁴¹. Zwei Aspekte leiteten den Wechsel ein: „Die sowjetischen Tabus galten nicht mehr“ – die „Machtübernahme der Bolschewiki“ habe als „Synonym für die Russische Revolution“⁴² ausgedient. Dagegen wurde der Erkenntniswert der Februarrevolution von Maykl Sergeevič Gorbacëv (geb. 1931) am 2. November 1987 in einer Festrede im Kreml neu bewertet. Danach war sie jetzt nicht nur „die erste siegreiche Volksrevolution des imperialistischen Zeitalters“, sondern auch die „erste Erfahrung realer Demokratie, der politischen Erziehung der Massen in der Praxis“⁴³. Offensichtlich blieb Lenin zwar ein „Demiurg der sozialistischen Revolution“ und das „Vorbild für dringende politische Veränderungen“⁴⁴, aber zugleich bestätigte sich jetzt die zentralistische leninistische Übergangsmaxime. Ihre Akzeptanz wäre in seiner Kriegstheorie gerechtfertigt im Wechselspiel von Theorie und Praxis – im kriegesischen, radikalen Vernichtungsgrad, der Russland organisatorisch in halbkolonial-eingeschätzter Abhängigkeit von der bürgerlichen in die proletarische Revolution katapultieren sollte.

„Geschichte und Literatur als einstige Orientierungsinstanzen in der russischen Gesellschaft“⁴⁵ verloren entweder ihre staatlich-doktrinären Richtwerte oder sie bekamen zentrale Ausrichtungen ihrer Strategie, die „Extremist“ Stalin einstmals totalitär wie in einem „Kulturfahrplan“ in Anschlag gebracht hatte. „Stabilität“ sollte auf rücksichtslosen Transformationseffekten beruhen, die in europäischen Krisenzeiten nicht an „gleitende“ Produktionsverfahren der von Paul Valéry (1871–1945) definierten „Umformungen“, „Umdeutungen“ bzw. „Umgestal-

tungen“ einer ideologisch-vollstreckenden „Transformationsmaschine[!]“⁴⁶ erinnerten:

Erst die radikale Umgestaltung Russlands, von der „Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik“ (RSFSR) 1918 zur „Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken“ (UdSSR) von 1922, „transformierte“ unausweichlich zukünftige Strategien unter brutaler Gewaltanwendung sowohl die Bereiche des Sowjetstaats durch Zwangskollektivierung, „Entkulakisierung“, Elektrifizierung und Industrialisierung als auch in extremistischer Deutlichkeit die gesellschaftliche Militanz von Wissenschaft, Gesellschaft und Kultur. Jedoch verlief diese „Entwicklung“ keinesfalls problemlos. Die „Industrialisierungsdebatte“ zwischen 1924 und 1928, in der scharfe Widersprüche der Experten zu Tage traten, dramatisierten 1929 panikartig die Entscheidung zugunsten der Schwerindustrie. Um vom Ausland unabhängig zu werden, beschleunigte Stalin den massiven Aufbau aller Produktionszweige der Schwerindustrie, so dass bis 1933 der Landesbedarf an Lokomotiven, Landwirtschaftsmaschinen, Traktoren, Turbinen und Ausrüstungen durch die Eisenproduktion und Stahlindustrie im Wesentlichen gedeckt wurde: Angesichts dieser ungeheuren Leistung sprach Stalin 1933 vor dem Zentralkomitee der „Kommunistischen Partei“ vom „Sieg des Sozialismus“. Die Kehrseite der Medaille verschwieg der Diktator: Die „Flucht nach vorn“ forderte Millionen Menschenleben.

Das Jahr 1997 markierte ein „rundes Gedenken“ sowohl an das Revolutionsjahr 1917 als auch an den „Großen Terror von 1937“: Das ist wichtig für die „Erinnerungspolitik“ und – allerdings mit wechselnden Transformationsindikatoren – auch als „Wendejahr für die russische Geschichtskultur [!]“⁴⁷. Doch unter der staatsideologischen „Transformation“, die Machinationen verbindlicher „Fundamente neuer ‚Stabilität‘“ in ideologischer Reduktionssprache – als Thema von „Sowjetnostalgie und imperialem Phantomschmerz“ – inszenierte, sähe die indoktrinierte russische Öffentlichkeit nunmehr die Februar- und Oktoberrevolution von 1917 „als ein Ergebnis verschwörerischer, ausländischer Kräf-

te an, die ihr zerstörerisches Werk in Russland vollbrachten“⁴⁸. Neubewertungen beleben sicherlich die „frei“ implementierte Modellkonkurrenz, wenn Antriebe um der Vergangenheit und „Geschichtskultur“ willen zur eigenwertigen Synonymie herausfordern. Zum einen verhüllt sie einen Ideologie- und Größenwahn, zum anderen indiziert sie die „Diktatur des Proletariats“, um das Denken und Handeln von der „reductio ad absurdum“ zur gleichsam irrtümlich, entlastenden Denkebene der „reductio ad Leninum“ bzw. „reductio ad Stalinum“ voranzutreiben.

Was spricht gegen eine von ihnen okkupierte, ideologisch-linientreue und total-menschenverachtende Gewaltperiode, in der ein „Schmelzofen [!] des Bürgerkriegs“^{48a} oder die terroristische „Transformationsmaschine“ den zerstörerischen Revolutionssturm mit Bürgerkrieg und Schrecken, Brüchen und Verwerfungen, Unterdrückung und Terror oder „Gulag“-Willkür und „Säuberungs“-Brutalität (russ. „tšistka“) erst von 1917 bis 1922 und dann von 1922 bis 1938 in der UdSSR vehement entfesselte? Der Zwangsstaat radikalisierte sowohl „im Kontext der Transformation“ (russ. „b kontekste transformacii“) bzw. in absurden „Säuberungsveranstaltungen“^{48b} ein sozialistisches Zukunftsbild als auch im Menschlichen die knechtisch-„entlohnte“, kollektivierte Rolle des Individuums: Der sowjetische Mensch sollte die erzwungene Radikalität der scheinbar spektakulären „Transformation des Selbst“ (russ. „transformacija samosti“) gleichsam als Teil einer gesellschaftlichen Ganzheit indizieren.

Strategische Wertungswechsel, die das Antlitz des orthodoxen Gottes durch die gewalttätige Camouflage gegenüber einer sozial-nachweisbaren „Bricolage“-Disparatheit verwüsteten, erscheinen im angegebenen Zeitraum wahrscheinlich noch katastrophaler, weil die Kategorisierung der nicht klar definierten „Revolutionen“ von 1917 demnächst von einem anderen sogenannten „Jubiläumsjahr“, dem Fanal des „Großen Terrors“ von 1936/38, überlagert wird⁴⁹. So hat Vladimir Vladimirovič Putin am 30. Oktober 2007 anlässlich einer Gedenkveranstaltung auf dem Erschießungsplatz Butovo südlich von Moskau, der u.a. „Schauplätze

der Exekutionen“ wie die von Kommunarka und Dmitrov symbolisiert, eine Rede gehalten. Sein Auftritt galt den Blutmühlen, Folterstätten und Gefängnissen, den Friedhöfen und Massengräbern sowie den Exekutionsorten, zusammengefasst im Bild als „Topographie der Gewalt“, die den entsetzlichen „Großen Terror“ (russ. „bolšoj terror“) oder die blutige „Große Säuberung“ (russ. „bolšaja tšistka“) zur Sprache brachte. Mit keinem Wort erinnerte er an die widerspruchs- und klaglose Opferbereitschaft, die Menschen erbarmungslos abverlangt wurde, so dass ihnen weder eine Resistenz noch eine Resilienz zugebilligt werden konnte.

Ablenkend erwähnte Putin stattdessen eine „Doppelzünglei“, jene Mischung aus Anpassung und Eigensinnigkeit“. Sie hätte eine Haltung der Bürger gezeigt, die in ihrer Lebenswirklichkeit „mit einer wirklichkeitsfremden und realitätsblinden Macht zu tun“ bekam. So nimmt es einerseits nicht wunder, dass aus dem „Doppelzüngler“ eine gesichtslose bzw. gespenstische Massengestalt wurde. Mit Putins Worten hatten sie andererseits die zwangskollektive Haltung demonstriert: „Für unser Land ist das eine besondere Tragödie – weil es in solch einem riesigen Maßstab geschah. Denn es wurden Hunderttausende, Millionen von Menschen vernichtet, ins Lager geschickt, erschossen und zu Tode gemartert. Und das waren zumeist Menschen mit ihrer eigenen Meinung. Leute, die sich nicht fürchteten, sie auszusprechen.“⁵⁰

Putins Situationspolitik gedächtnisorientierter Zungenfertigkeit ist eine auf die Zukunft gerichtete interne „System-Bewältigung“, nämlich ein Propaganda-Instrument der offiziellen Linie. Ihre nach außen enthüllte funktionalistische Empathie gleicht eher einer gewaltigen Transformationsfassade, die der offiziell besänftigenden und integrierenden „Geschichtskultur“ und „Erinnerungspolitik“ in Russland dienen soll: Die eigentlich aufklärende „geisteswissenschaftliche Bildung“⁵¹ spielt im erwarteten Staatsinteresse eine ganz geringe Rolle. Wer kein Mitläufer sein will, der wird im staatlichen Fernsehen als „Nationalverräter“ diskriminiert, dessen verächtlicher Wortgebrauch nicht nur an die Sprachlenkung Stalins erinnert, sondern auch der Redestrategie

Putins entspricht. Folglich fühlen sich viele russische Bürger wieder innenpolitisch getäuscht, unsicher, schwach oder gefährdet.

Die in den siebziger und achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts erfolgte sogenannte volkspädagogische Neuorientierung, schien in den 1990er Jahren nicht nur die „sowjetische Zeit“ überspringen zu wollen, sondern begann sich inzwischen wieder mit einer „Nostalgie nach der Sowjetunion“⁵² vielfach abzuschwächen bzw. retrospektiv zu vermischen. Die sogenannte „Aufarbeitung der Vergangenheit“ verebbte langsam, da die Staatsführung darin kein Selbstverständnis eines tragbaren Gesellschaftsfundaments sah, denn der präventiv verordnete Umgang mit der Vergangenheit „stiftete [...] nur weitere Verwirrung“.⁵³ Der Erinnerungswert an die noch 1917 mühselig und notdürftig erfüllende Bündnis-Strategie der Provisorischen Regierung mit den Entente-Staaten verlor – was nicht weiter überrascht – an staatstragender innenpolitischer Bedeutung oder wurde schlichtweg vergessen. Denn national gesinnte anglofranzösische Sozialisten, die im Interesse der Entente-Politik immerhin die Aufrechterhaltung des Zweifrontenkriegs unterstützten, hatten primär die Postulate imperialistischer und militärischer Grundbedingungen vorausgesetzt und verteidigt. Ihre eingeforderte Basis vertraglicher Bedingungen hatte deswegen die existenziellen Schwierigkeiten und Überlebensinteressen des revolutionären Russlands schlichtweg zu missachten. Diese komplexe Problemlage war unter dem Aspekt der Offenlegung von traditioneller und revolutionärer Außenpolitik bereits vor über 45 Jahren das Thema einer Kieler Dissertation.⁵⁴

„Transformacija“-Prozesse und partizipative Anpassungen: Russland im Überblick von 1861 bis 1917

Verhältnisse des zarischen Justizwesens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts diskutierte die Forschung mit ihren Problemen und Fragen, auf die Russland – wie ein Land zwischen „Reform und Revolution“ – mit einer rechtsförmigen Herrschaft reagieren wollte. Rechtsordnung und Rechtspraxis sollten westeuropäischen Rechtsstaatsprinzipien genügen, wie beispielsweise die „Gewaltentrennung, Unabhängigkeit der Richter, der Vorrang des Gesetzes vor administrativen Willkürakten und die Zugänglichkeit der Gerichte für die Bevölkerung“.⁵⁵ Die Symptomatik verschiedener Konfliktfelder wurde im Besonderen statistisch-quantitativ und selektiv veranschaulicht, ohne den paternalistischen Grundfesten des politischen Systems fundamental etwas entgegen zu können. Auf diesem Hintergrund handelt es sich generell um Möglichkeiten permanenter reformintensiver Verwirklichung, weil sich die Variabilität der Rechtstaatlichkeit auf den soziokulturellen, materialen Reformgehalt konzentrierte, deren widersprüchlichen Belange zwischen Anspruch und Wirklichkeit von der Wirklichkeit letztlich diktiert wurden. Wissenschaftliche Teamarbeit wäre ein Desiderat: Welche Wissenschaftler würden sich mit dieser spezifisch-begrifflichen Komplexität, sowohl mithilfe einer Komparatistik der Rechtswirklichkeiten Westeuropas und Russlands als auch aufgrund kollegial-„vereinheitlichter“ Zielansprüche grundsätzlich und tatsächlich mit dieser langwierigen und vielschichtigen „Transformationsproblematik“ auseinandersetzen?

Die vielschichtigen Defizite des Justizwesens zwangen schon vor 1864 zur Professionalisierung, um die trostlose Lage der Rückständigkeit (Personal, Qualifizierung, Juristenausbildung, Verfahren, unterentwickelte Administration, Analphabeten) durch einen übermäßigen Formalismus zu bewältigen. Die Organe der zarischen Justiz, wie die „unabhängigen Gerichte, Prokuratur und Advokatur“, entwickelten sich seit der erfolgreichen Reform 1864 zu einem befreiten Gerichtssystem unter Zar Alexander II. (1818–1881; 1855–1881) mit dem „Bekenntnis zur Gewaltenteilung“. In ihrer konfliktreichen Geschichte, die im Winter 1917 durch die Bolschewiki abrupt endete, orientierte die „gesetzesinterpretatorisch verfahrenende Rechtshistorie“ nicht nur die „Rechtspraxis am Maßstab der Gesetzgebung“, sondern sie leitete auch „aus dem Gesetz die vermeintliche Wirklichkeit des Rechts her“. Daraus entstanden Widersprüche zwischen „Autokratie und Rechtsstaat qua definitionem“. Die Institutionalisierung des Rechtsstaats warf wegen des Vielvölkerstaats viele Fragen auf:

1. Wie war die „Vielfalt unterschiedlicher Rechtsräume und Rechtstraditionen, einer nur rudimentär und ungleichgewichtig rationalisierten Verwaltung einerseits und einer spätabolutistischen politischen Ordnung andererseits“ überhaupt mit dem unzureichenden Willen einer institutionellen Ordnung auszugleichen?
2. Kernprobleme, insbesondere gegen die „Allmacht des Autokraten“, erwachsen aus den „politischen Folgen der richterlichen Unabhängigkeit und der Professionalisierung juristischer Berufe“.
3. Die „Gewaltenteilung und die Sachzwänge der Exerlokrate“ beschnitten allerdings das „Einwirkungsvermögen des Monarchen“. Vor allem die Advokatur wurde zum Zufluchtsort und Freiraum legaler politischer Opposition: „Die Parallelität der Herrschaftsstile begründete nicht allein eine Paralyse der Verwaltung. Sie

provozierte Konflikte zwischen Justiz und Autokratie in Permanenz“.⁵⁶

4. Insbesondere seit 1864, in den über 53 Jahren bis zum Winter 1917, entfalteten sich in ökonomischen Ballungsgebieten Modernisierungsphasen einer partiell-dynamischen Industrialisierung, in der vornehmlich seit den 1890er Jahren bis zum Kriegsbeginn 1914 Verhältnisse einer sozialen Aufsässigkeit mit politischer Sprengkraft für Unruhen sorgten.

Insgesamt entstand ein dialektisches Zusammenspiel, in dessen realitätsnaher Relevanz unerträgliche Strukturen zwischen Krisenfaktoren und Stabilitätsproblemen oder für Arbeiter ungeheure Härten innerhalb der Entwicklungsverläufe durch Planungsstörungen aufbrachen: Russlands Wirtschaft kannte – wie übrigens alle europäischen Industrieländer – zu diesem Zeitpunkt keine „Elfenbeinturm“-Alternativen, so dass sich privilegierte Unternehmer an keinen arbeiterorientierten Rechts- und Denkmustern orientieren mussten, die heute auf globale und vorübergehende saisonale Wachstums-Wunder einer profitablen Mainstream-Ökonomie reagieren. Was sich in den vor-modernen Industriebereichen an Armut und Ausbeutung abspielte, waren äußerst mühselige, polarisierende Erfahrungen, die alle Lebensbereiche beherrschten und durchdrangen. Russlands „Transformationen“ in der zweiten Hälfte des 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts, die in der Forschung als „Reformen“ abgehandelt worden sind, verschoben nur unzureichend belastende rechtsstaatlichen Gewichte in den Jahren vor dem Krieg bis 1917: Diese „Transformationskrise“, eine aufgestaute Diskontinuität zwischen zarischer Herrschaft und Notstandsdemokratie, endete mit dem „Roten Oktober“ und allen folgenden bolschewistischen Entscheidungen.

Was dann die Militarisierung als Kollektivierung und Industrialisierung unter den Zermürbungen der Modernisierungsdiktatur nach 1917, noch während des Krieges sowie nach

dem Bürgerkrieg bis zur Stalinära entfaltete, konditionierte und diktierte das ausweglose, vieldeutige und mehrgliedrige ideologische Modernisierungs- und Transformationsdogma des russischen Rechts vom Beginn der 90er Jahre bis weit ins 20. Jahrhundert. Damit wäre normalerweise die moderne Entdeckung des „Rechtssubjekts“ verbunden gewesen, mit dem der „selbstbewusste“ Bürger nicht nur vor dem Staat geschützt gewesen wäre, sondern auch das Rechtssystem im hierarchischen Umbruch eine neue radikale, aber auch eine neue kodifizierte Legitimation erreicht hätte. Während dieser Konsolidierungsphase im Verlauf der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts kommt es jedoch zu Revisionen der Gesetze, zu Detailkorrekturen und zu neuen Gesetzen. Dagegen dominierte im Übergang vom 19. ins 20. Jahrhundert noch einmal die zarische Willkür dem Einzelnen gegenüber, genauso wie dessen erbarmungslose Unterdrückung nach 1917, die einer vorgegebenen Zweckdienlichkeit zu folgen hatte: Die „Revolution als Ressource“ oder die „Kultur als Ressource“ erfuhr in dieser Zeit ihre menschenunwürdigen rechtsnihilistischen Höhepunkte:

1. Die Bauern, die mit ca. 80% die Mehrheit bildeten, waren seit 1861 zwar persönlich frei, aber weiträumig weiteren Belastungen und Abhängigkeiten unterworfen. Ohne finanzielle Unterstützung, ausreichende Ausbildung und kollektivierten Gemeinsinn mangelte es ihnen zu diesem Zeitpunkt weitgehend an inneren Antrieben. Unruhen stellten sich ein, weil Adlige versuchten, ihren Landbesitz auszudehnen. Die Umsetzung der Agrarreform Alexanders II. verlief seit 1890 im Ganzen schleppend, der „Landhunger“ blieb ein permanentes Problem aufgrund rechtlich ungeklärter Verhältnisse. Überall herrschten in Russland rechtlose Missstände. Selbst 1917 wurde die Agrarfrage von der „Provisorischen Regierung“ nicht gelöst: Erst Stalins gewaltige „Umwälzungsmaschine“ determinierte die „Moderni-

sierungsdictatur“ mit der Absicht, die sozialen, agrarischen und industriellen Probleme mit groben Schlägen lösen zu wollen.

2. Die Arbeiter, ungefähr 10% der Bevölkerung, waren enttäuscht, weil der rasche selektierende Industrialisierungsprozess ihnen keine ausreichenden Fortschritte gebracht hatte. Der Staat stand auf Seiten der Unternehmer, wobei den Arbeitern eigene Vertretungsorgane oder stimmungsgewaltige Organisationen verboten waren. In den großen industriellen Zentren stieg die Zahl der Arbeiter, deren Unruhen die sozialen Unterschiede und Folgen verschärften. Arbeiter und Bauern bildeten den Kern der Modernisierungsproblematik, während die imperiale Herrschaft die russische Elite weder auf eine stabilisierende Linie zu orientieren noch auf eine homogene Gruppenform zu vereinen vermochte. Im russischen Elite-Begriff spiegelten sich schwere Differenzen und gesellschaftliche Bruchlinien wider.
3. Im Jahr 1864 wurden nicht nur ländliche Selbstverwaltungskörperschaften (russ. „zemstva“) geschaffen, sondern auch um 1870 wurden Reformen der städtischen Selbstverwaltung vorangetrieben. Dann im Jahr 1864 beschloss eine Justizreform die Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichtsverfahren. Geschworenengerichte sollten kriminalrechtlich verursachte Verbrechen behandeln; die Unabhängigkeit und Unabsetzbarkeit der Richter sollte garantiert werden: Wieweit Advokaten, Staatsanwaltschaft und unabhängige Untersuchungsrichter zur Professionalisierung des Justizsystems beitrugen, bleibt eine schwierige Frage. Unzufrieden waren die Bauern, da die Justizreform sie realiter nicht nur benachteiligte, sondern auch Gutsbesitzern ihnen gegenüber Vorteile verschaffte.
4. Russland charakterisierte durchgehend die „unauflösliche Triade von Autokratie, Orthodoxie und russischem

Volk“.^{56a} Die Zarenherrschaft hatte „keine eigene rechtsstaatliche Tradition; mit Ausnahme der Gerichtsformen unter *Alexander II.* in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts lassen sich auch vor der russischen Revolution – wie die sogenannte „Gegenreform“ Zar Alexanders III. (1815–1894; 1865–1894) – im Zarenreich so gut wie keine rechtsstaatlichen Ansätze finden“.^{56b} Was die Wirklichkeit hart herausforderte, schien leicht zum Scheitern verurteilt zu sein.

5. Am 1. Juli 1988 argumentierte der damalige Generalsekretär der KPdSU Michail Gorbatschow erstmalig auf der XIX. Unionsparteikonferenz der Kommunistischen Partei mit dem Begriff „Rechtsstaat“, der dann in einem 10-Punkte-Programm verwendet wurde: „Bis zu diesem Zeitpunkt [war] der Rechtsstaat immer mit dem Attribut ‚*bourgeois*‘ versehen worden und damit tabu gewesen“. Erst seit dem Jahr 1993 versteht sich die „Rechtswirklichkeit“ im Sinne einer Rechtstaatlichkeit. Für diese Akte der „Umsetzung“ lassen sich vier Daten nennen: „der 1. Juli 1988, der 14. Januar 1992, der 12. Dezember 1993 und der 28. Februar 1996“.^{56c} Im Jahr 1992 fällt das russische Verfassungsgericht seine erste bahnbrechende Entscheidung gegen die exekutive Macht, die sie nur auf der Grundlage des Rechts ausüben durfte; im Jahr 1993 wurde die Normierung des Rechtsstaatsprinzips in der Verfassung Russlands festgelegt. Die Aufnahme Russlands in den Europarat erfolgte im Jahr 1996 mit der Anerkennung der Vorherrschaft des Rechts, der Menschenrechte und der Grundfreiheiten.
6. Die Schul- und Universitätsreformen, die dennoch von enormen Begrenzungen, Mängeln und Defiziten begleitet wurden, beseitigten einerseits nur geringfügig ständische Diskriminierungen bei den Zulassungsbeschränkungen, andererseits konterkarierte die Heeresreform alle guten Anfänge durch die allgemeine

Wehrpflicht. Langsam wuchs nicht nur das kritische Potenzial in den städtischen Bereichen, sondern auch die ländliche Unzufriedenheit schwoll an und der Ruf nach politischen Neuansätzen wurde unüberhörbar lauter und dringlicher. Wer will darin einem unterschweligen Grundkonsens nach Angemessenheit widersprechen? Selten wie in Russland beunruhigte die tiefe Kluft zwischen ansatzweise verbriefter Gesetzlichkeit und der praktizierten Rechtswirklichkeit alltägliche Auseinandersetzungen, die aufkommende Fragen von Recht und Moral behandelten: Hemmte das religiöse Bewusstsein kritische Reaktionen, weil Menschen russischer Geisteshaltung, die nach Lev N. Tolstojs Erzählung „Herr und Knecht“ (russ. „Chozjain i Rabotnik“) von 1895 mit „der Natur lebten und die Not kannten“, alles im Leben widerspruchslos geduldig ertrugen? Oder war es etwa tiefgläubig die „Verneinung alles Rechts“?^{56d}

7. Auf Dauer begannen zögerliche Teilreformen Russland in den Zentren und Regionen offensichtlich nachhaltig und tiefgreifend zu verändern. Disziplinierungsmittel wie die der harten Bestrafung verloren als Instrumente gegenüber der paternalistischen Tradition weitgehend an Wirkung und Kraft. In den 1890er Jahren förderte der Staat entschiedener mit dem industriellen Aufbau den Eisenbahnausbau durch Finanzhilfen ausländischer Investitionen. Der zollpolitische Protektionismus, der agrarwirtschaftliche Interessen durch niedrige Getreidepreise schützte, verhalf zu Wachstumsraten, wie sie kein anderes europäisches Land so zu erreichen vermocht hatte. Dennoch – das Zarenreich erlebte vor dem Ersten Weltkrieg in Europa überraschende und unvergleichlich starke, innenpolitische Turbulenzen. Pogrome und antisemitische Tendenzen waren nicht zu leugnen, so dass Überlegungen aufgrund portugiesischer Regierungskreise nachweisbar sind, ob eine jüdische

Auswanderung in die portugiesische Kolonie Angola realisierbar gewesen wäre.^{56e}

8. Im Übergang zum 20. Jahrhundert überfluteten Wellen von Massenprotesten, Streiks und Gewaltexzessen das Land, die 1905 Ausmaße einer Revolution erreichten. Im Herbst und Winter 1905 drohte der Autokratie die politische Macht völlig aus den Händen zu entgleiten: Die Niederlage in der kriegerischen Auseinandersetzung mit Japan, verursacht durch entscheidende Teilniederlagen Russlands in der Mandschurei bei Mukden (21. Februar bis 10. März 1905) und in der vernichtenden Seeschlacht von Tsushima im Mai 1905, wurde zum entscheidenden Auslöser dramatischer innenpolitischer Ereignisse: Diese Einflüsse von außen stimulierten im Innern in den großen Zentren aufgebrauchte Reaktionen.

Agitationskampagnen kritischer Intellektueller forderten weitere rechtliche, soziale und allgemeinpolitische Reformen wie das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht sowie verfassunggebende Initiativen. Die sich anbahnende Revolution von 1905 beruhte sowohl auf Schwierigkeiten der Wirtschaft als auch auf dem Rückgang der Produktion, auf Engpässen im Transportsystem sowie auf fehlenden Saisonarbeitern aufgrund der Rekrutierungen der Armee: Der Transfer moderner Ideen von West nach Ost machte seine Ambivalenz in vielen gesellschaftlichen Bereichen bemerkbar.

Die behandelte Zeitspanne ist vergleichsweise kurz, der geopolitische Blickwinkel russischer Vorgänge jedoch sehr weit: Verlieh die Stadt Petersburg dem revolutionären Geschehen um 1905 Einheit und wirksame Nachhaltigkeit? Ein Petersburger Demonstrationzug im Januar 1905 hatte dem Zar aufrüttelnde und reaktive Impulse signalisiert, die er aber völlig unterschätzte: Der sogenannte „Blutsonntag“ wurde zum Anlass für Unruhen in Randgebieten, in denen sich sozialpolitisches und ökonomisches Versagen mit nationalen Forderungen verknüpf-

ten. Im Oktober kam es zu schweren Protest- und Aufstandsbewegungen, die weite Teile der Bevölkerung erregten. Durch die Beteiligung der Eisenbahner verdichteten sich die revolutionären Intentionen in einem Generalstreik. Die Zeichen böser Unruhen verhiessen nichts Gutes: In Petersburg wurde schnell ein „Rat“ (russ. „Sovet“) gebildet, der zwar als politisches Vorbild ein überregionales Ansehen erwarb, aber im modernen Sinn vielleicht verbesserte Anfänge einer mobilisierbaren Vernetzung signalisierte. Dennoch – auf dem flachen Lande begannen Plünderungen, Brandschatzungen und Versuche, um sich Land adliger Grundherren anzueignen.

Daraufhin versprach der Zar im Oktober 1905 staatsbürgerliche Freiheiten wie die des Gewissens, der Rede, der Versammlung und der Koalition. Allgemeine Wahlen sollten ein „Legislativorgan“ (russ. „Duma“) bestellen, damit Gesetze nur mit dessen Zustimmung erlassen werden konnten. Das 1905 beschlossene Wahlgesetz war weder allgemein noch direkt, dafür aber außerordentlich kompliziert: Gewählt wurde nach Kurien im mehrstufigen Verfahren. Alle Hoffnungen der Autokratie, das Bürgertum und den Adel wieder zurückzugewinnen, erfüllten sich nicht, da Belange der Arbeiter und Bauern unberücksichtigt blieben. Die Revolution von 1905 beschleunigte neue radikale Forderungen, die den ideologischen Lernprozess der Arbeiter mit gewaltsamen Assoziationen anreicherten: Die Periode von 1905 bis 1917 zeigte gute Ansätze, die aber Max Webers abwertende Bezeichnung vom „Scheinkonstitutionalismus“ völlig „entzauberte“.

Die engere, elementar wie eruptiv wirkende Volkserhebung in der Februarrevolution war von den innerrussischen und militärischen Umständen der Kriegsverhältnisse, von ungelösten Problemen, galoppierender Inflation, Hamsterkäufen und Versorgungsschwierigkeiten geprägt. In Kenntnis verheerender Fehlreaktionen, die an den zwölften Jahrestag der Revolution mit dem „Blutsonntag“ von 1905 erinnerten, verhielt sich die Petrograder Kosakentruppe im entscheidenden Moment, den Forderungen zur Verteidigung der Monarchie zu folgen, augen-

scheinlich neutral. Auf Anfragen des Generalstabschefs Michael V. Alekseev (1857–1918) hatten alle Frontoberbefehlshaber und die wichtigsten Kommandeure 1917 dafür plädiert, ohne Blutvergießen den Zaren zur Abdankung zu bewegen: „Keine Hand erhob sich für die Monarchie“.⁵⁷

Der Zar dankte am 2. (15.) März 1917 ab – nach 300 Jahren war die Herrschaft der Romanovs beendet: „Dramatisch, chaotisch und blutig in Petrograd, wo es mehrere hundert Tote und über tausend Verletzte gab, unblutig und undramatisch im Reich“⁵⁸. Zwei Bemerkungen in der Forschung, die sich insbesondere gegen teleologische Geschichtskonstruktionen richten, sind bis heute sehr beachtenswert:

1. Vom Blutsonntag 1905 führt keine direkte Einbahnstraße zum Februar 1917.^{58a}
2. Durch die Wirklichkeit in seiner Daseinsform beschädigt, an schöner Einbildungskraft umstritten oder wie im Zerrbild normativ geschwächt, verlor der „Zaren-Mythos“⁵⁹ nicht überraschend aber augenscheinlich an geheiligter Resonanz.

Schuld daran waren Reaktionen nach 1907, die im Petrograd von 1917 nicht in Vergessenheit geraten waren, denn sie hatten sich in zarisch-radikaler Praxis nicht nur konsequent wiederholt, sondern auch aktualisiert und nachhaltig schnell bemerkbar gemacht: Mitglieder des Petrograder Sowjet wurden verhaftet, dem daraufhin ausbrechenden Moskauer Aufstand widerfahren nicht nur harte Abwehrmaßnahmen der Autokratie, sondern er wurde auch gnadenlos niedergeschlagen. Das Innenministerium ließ Personen der kritischen Intelligenz wie Ärzte, Lehrer und Journalisten verhaften. Reguläre Truppen kamen gegen aufrührerische Bauern zum Einsatz. Im Jahr 1907 hatte sich die Autokratie trotz großer Schwierigkeiten auf diese Weise noch behaupten können. Während die zweite Duma wegen Widerstands einfach aufgelöst wurde, gelang die Konstituierung einer regie-

rungsfreundlichen Dritten Duma.⁶⁰ Von den Reformprojekten zur Arbeiterfrage blieben nur Regelungen zur Unfall- und Krankenversicherung übrig.⁶¹ Die Frage nach der Rechtsstaatlichkeit war weder in der Verfassung der Zarenherrschaft von 1906 noch in den sowjetischen Verfassungen von 1924, 1936 und 1977 als Staatsziel niedergeschrieben worden.

Sowjetisierung und „Rückständigkeit“: Knebelnde Fabrikarbeit und gnadenloser „Überlebenskampf“

Sowohl die russische Komplexität des Raumes als auch strapaziös-differenzierte Auflagen zeitlich-vergleichbarer Wirklichkeit verleiten zu methodischen Anpassungszwängen, die in der Forschung nachweisbar die Originalität begrifflicher Stringenz durch wissenschaftliche Analysen nivellieren: Wie ist der innere Widerspruch – nicht nur in historischen Umbruchszeiten – methodologisch durch etwas Subjektloses zu eruieren, auch wenn ein – allerdings scheinbar vorausgesetztes Rechtssubjekt – das Eine, das „Arationale im Rationalen als transformatorische Kraft“ und zugleich als „semantisches Artefakt“^{61a} das Andere verkörpert? Im Prinzip präsentiert Andreas Fischer-Lescano seine Lösung: Die „Aufgabe des Rechts und der Rechte“ wird von ihm mit „humanen und sozialen Kräfteentfaltungen“ begründet, die jedoch ohne Subjekt- oder Ichbezogenheit in eingeforderten „Komplementärverhältnissen von natürlichen Personen (Berechtigte) und Staaten (Verpflichtete) [...] für die Freisetzung und Begrenzung sozialer Energien in der transnationalen Konstellation ein dysfunktionales Passepartout [!]“ wären.^{61b}

Keine Politisierung darf auf Eigenheiten des Menschlichen, insbesondere in Prozessen seiner Willensbildung, vollumfänglich verzichten: Dieses Eigene einer Ganzheit entzieht sich der Bestimmtheit perfekter Berechenbarkeit oder funktionaler Konstruktionslogik. Auch wenn schnell der (anti-)dynamische Vorwurf „abdichtender“ Traditionalität, überholter Konventionen oder unreflektierter Modernität im Raume stünde, ver-

mag rechtsphilosophisch und performativ nur ein Rechtssubjekt natürliche wie soziale Kompetenzen mit transnationaler Rechtskraft in der Rechtsrealität „transnationaler Demokratie“^{61c} entfalten. Mit diesem polyzentrischen Problemkreis sind Sozialisationsformen „gegenwärtiger Reflexivität“^{61d} vereinbar, die erstens im destruktiven Kontext den scheinbar konsensfähigen Kanon wissenschaftlich begründeter Gemeinschaftlichkeit und zweitens sie in den Prozeduren sozialistisch-radikalisierte Ideologisierung identifizieren, skizzieren und kritisch würdigen oder gegebenenfalls im Diskurs über Gott skandalisieren würden.

Exemplarisch gilt das für sozialistisch-kapitalistische, moderne Kontrastentwürfe, beispielsweise für Petrograd, dem forschend sogenannten „Laboratorium der Moderne“: Repräsentativ und pädagogisch wäre dafür methodisch, soziologisch und euphemistisch nicht nur die Kompetenz einer entsprechenden Laborsprache zuträglich.⁶² Die Zukunftsprojektion entlastet sich einerseits gegenüber der absolut-plastifizierten Wirklichkeit, die „Transformierung“ des Zusammenlebens durch die naturalistisch-instrumentalisierte „Laborsprache“ und die objektivistisch-verhüllenden „Systemexzesse“ der Transformateure, andererseits weist sie auf eine ursprünglich-latente Rekonstruktion der Naturhaftigkeit und Ethik als eine im Ansatz eminente, sprachlich-historische Herkules-Aufgabe hin.

Das wäre erstens die antirationalistische Beschaffenheit, die der Kulturgeschichte die Möglichkeit verschaffen würde, den semantischen Reichtum der Sprache maßgeblich auszubreiten. Philologische Restitutionen hätten somit kontraproduktive Chancen gegen die soziologisch-homogenisierende „Laborsprache“ der „histoire totale“ – ebenso gegen ihre panrationalistische, physikalisch-mechanistische Funktionalität oder gegen die Hybris wissenschaftsgläubiger Ansprüche: Die „unterschiedlichen Gesichter Moskaus“ demonstrierten mit der „Neuen Ökonomischen Politik“ den „Mikrokosmos einer halb sozialistischen, halb kapitalistischen Stadt“.^{62a} Unzufrieden mit dem Ergebnis bekämpften ab 1926/27 die Bolschewiki diesen Zustand, weil er

in ihrer „fortschrittlichen „Wahrnehmung“ eine Mischung von „bürgerlich“, „kapitalistisch“ und „rückständig“ demonstrierte.

Die scheinbar menschheitserlösende Revolution regulierte nach 1917 in den jährlichen Oktober-Jubiläen zweitens eine menschenverachtende Transformationsmaschinerie des Staates, die im Wesentlichen mit dem bolschewistisch-missionaristischen „Alleinvertretungsanspruchs“ eines allmächtig entscheidenden Staatstribunals agierte. Jederzeit ließ sich der marxistisch-leninistische und bolschewistische Monomythos naturalistisch-effektiv wie in einem Atomkraftwerk „hochfahren“. Was dem ausgeprägten bolschewistischen Gefährdungsbewusstsein folgte, war ein wahnsinniger Barbarismus, dessen „Heillosigkeit“ – so Jan Assmanns binäre Perspektive der „Gottesfeinde“ in der „lange[n] Geschichte“ der „Politischen Theologie der Gewalt“ – sich in der Welt „im Völkermord der Neuzeit Amerikas“ des 16. Jahrhunderts wie ein „atheistischer [Massen]-mord“ ausgewirkt hatte, in dem „alles erlaubt“^{62b} gewesen wäre. Jetzt tobte sich die brutale Gewalt in staatlich-organisierten „Extremsituationen“ des perfiden Stalinismus durch gnadenlose Verbrechen und grausame Morde aus – als gäbe es durch die Militarisierung eine extrem-radikalisierte, euphemistisch-sichere „Erfolgsgarantie“, die sich in willkürlich durchgreifender unmenschlicher „Schädlingsbekämpfung“ entlarvte: Die bolschewistische „Revolution als Ressource“ dramatisierte die brutalste Terrorform inhumaner Gewaltherrschaft während Stalins Modernisierungsdiktatur.

In dieser vom absoluten Ideologie-Wahnsinn ermöglichten nihilistisch-sadistischen Tribunalisierung hatte die Sekunde vor der Liquidierung einen Vorrang, weil in dem letzten transitorischen Moment der Wahrnehmung, das kein Detail vernachlässigte, jegliche mögliche Resistenz durch tötende Brachialgewalt sofort zerstört wurde: Fordert nicht die grausame Verschränkung von Gewalt und Leid sowohl im kalkulierten Kontext ihrer Ursachen als auch im Urteil des Betrachters zur revidierenden Rücksicht auf die massenhaften „Leichenberge“ und damit der Opfer- und Leidgeschichte des 20. Jahrhunderts heraus? In je-

dem Opfer-Gesicht, insbesondere dem in christologischer Referenz, ist die religiöse Exzellenz des „Heiligen Bergs“ (Gen 15; Num 8,4 u. 12, 6; Ps 89, 20; 24, 23; Apg 16,9; 16,18) eine spirituelle und innerliche Glaubwürdigkeit: Im Unterschied dazu hybridisierte die „Kultur als Ressource“ ein gnadenloses Terror-Prinzip, welches das Leidensgesicht der Revolution zur Fratze verzerrte.

1. Dem miterlebenden „Gesicht“ war im „gebrochenen“ Rechtsverständnis die Täterschaft und Tatherrschaft psychologischer Zwangs-Kausalitäten inhärent – in den expressiven Sinnhorizonten sprachlicher Metaphorizität, in den Gesten und Verhaltensmodi des Opfers, Täters und Richters: Menschen bezeugten grobschlächtig-vernichtende Phasen totalitärer Auslieferung.^{62c} Der urteilende Richter hatte keine exzentrische Außenposition, denn seine verwerfliche Abhängigkeit demonstrierte seine exekutive Position mit dem herrschenden Unrecht.
2. Gesichter grimassierten leichthin einen mimischen Gesamteindruck, der sich ausprägte in einer großen bildkräftig-geschundenen Leidensmiene. Ihre Ursachen setzten alles in Beziehung zueinander, so dass der Urteilende sich weder zur sachlichen Ermittlung der Ursachen verpflichtet gefühlt hätte noch der Authentizität des individuellen Eigenlebens gegenüber rechenschaftspflichtig gewesen wäre.
3. Den „Höhepunkt“ absoluter Quälerei feierten die Vollzugsorgane demonstrativ wie finale Prozeduren einer „gesäuberten“ Entschiedenheit, als hätte sie der grausame Terror-Schrecken durch die grässliche Quoten-Schau der Blutopfer scheinbar selbst kathartisch „gereinigt“: In diesem Sinne entfachte die „Endlösung [!] der sozialen Frage“ – angesichts der zunehmenden Weltkriegsgefahr in Europa – erst richtig einen „Orkan der Gewalt“, der die „Entscheidung über Leben und Tod“⁶³ beschleunigt hätte.

Die „quoten-verformelte“, extrem-„säubernde“ Sowjetisierung und Militarisierung verknüpfte – gleichsam von „oben“ ziel-sicher erzwungen – die „Oktoberrevolutionsfeiern“ mit der perfekten „Schreckensbühne“ eines abscheulichen „Oktober-revolutionstribunals“:

1. Schlögels Analyse der gnadenlosen transnationalen „Sowjetizität“ spiegelte und beschränkte sich nicht nur auf das inszenierte Monumentalbild totalitärer Welt-, Kultur- und Festgestaltung, sondern hätte insbesondere den „Roten Platz“ zur Bühne eines heillos-inszenierten „Oktoberrevolutionsbergs“, zum Exekutivapparat eines Liquidationsregimes, „transformieren“ können.
2. Diesen „scheinheiligen“ Revolutionsberg mit propagandistisch-staatlicher Kulisse steigerte das sozialistische Transformationsaggregat, ausgestattet mit einem pseudowissenschaftlichen Ganzheitscharakter, zum Extrem-Beispiel euphemistischer Sowjetisierung: Die Massenmorde grausamer inhumaner „Dammbrüche“ waren vom dirigistisch-wachsamen „Transformationstribunal [!]“ gefällt worden; sein absurder Blutdurst wurde auch im Rahmen festlicher Reden mit Musik gefeiert.
3. Die „Festgäste“ aus verschiedenen Einsatzorten hörten die „Warnung vor dem Spießbürgertum“ und den „Aufruf zur erbarmungslosen Vernichtung des Feindes“. Stürmischer Beifall hätte die allgegenwärtige Todesmaschine mit ihrem blutschärfenden Richtschwert der Revolution belohnt. Im Redebeitrag wurden die Hinweise auf die Exekutionen während der Kollektivierung und Industrialisierung durch absurde „Ovationen für die Henker“ unterstrichen.⁶⁴

In Diktaturen sind propagandistisch-gelenkte „Identitäts-Paradigmata“ im Beifallsturm symmetrische Exempla politisch-absurder Konfiguration, die ihre Wechselbeziehung wie im Brenn-

glas zu einem adäquaten sprachlichen Behinderungsfall bündeln: Die Sowjetisierung diktierte, negierte und korrumpierte die Dialogizität, weil sie der Kraft besserer Argumente keine Chance geben wollte. Demonstrieren dann abverlangte „unterwürfige“ Reaktionen am Tatort, die Methoden finaler Grausamkeit zudem noch vertuschen sollen, etwa billigende innere „Transformationen“ der Resistenz oder der Resilienz des „Sowjetischen Menschen“? In der diktatorisch-exekutiven Herrschaftsausübung gestattete das Thema subjektiver Rechte nicht einmal ein limitiertes Interesse, sondern es war schlichtweg verpönt oder nichtexistent: Da das Sowjetrecht keine Personalität des Rechts kannte, schloss die monolithische Hierarchisierung und Parteidisziplin legal soziale Gegenrechte aus – die Willensbildung durch Geheimgesetze begründete im sogenannten „demokratischen Zentralismus“ ein monokratisches Gewaltverhältnis, das die Avantgarde dem Sowjetbürger im heuchlerischen Ausgeliefertsein vorschrieb. Jede versteckte Anspielung hatte darauf in der Alltäglichkeit systematisch vorbereitet – die Unterwerfung unter das bestehende Zeichensystem hatte sowohl zur Sprachlenkung „erzogen“ als auch den Rechtsschutz des Menschen im Sowjetstaat ohne Klassegegensätze auf die Rolle eines „Informers“ beschränkt.

Das russische System seit Ende des 20. Jahrhunderts, das nicht statisch ist, aber manch rechtlos Überkommenes mit Anpassungsgeschick bewahrt, steuert im Wesentlichen ein reformbereites rechtssprachliches Praxisdenken, obwohl die offenbar „prekäre Synthese von Recht und Staatsgewalt“^{64a} in den Spielräumen des „Superpräsidentialismus“ unberechenbarer Politik noch wie eine ideologische „Transformationskraft“ allgegenwärtig ist. Die Rechtsdurchsetzung reizt dagegen auf der Folie demokratischer Normkomplexe moderne und alternative Erwartungen. In der Praxis trifft die Adjudikation teils auf ein demokratisches Begehren teils auf ein Beharrungsvermögen eines Jahrzehnte zurückliegenden Entwicklungsstands, so dass sich aus dem marxistisch-leninistisch-stalinistischen Denksystem erst langsam ein demokratisches Ordnungsmuster herauszubilden

beginnt: Allerdings geschieht das noch immer mit einem bisher objektivistisch-ruinösen „Gleichheitszweck“, der zum subjektiv rechtlich konfliktreichen Politikum interpersonaler Gleichheit noch vieles unternehmen muss, um einem positivistisch-negativen Formierungsprozess subjektiv, inhaltlich und formal widerstehen zu können. Alles andere wäre auf Dauer eine fürchterliche Schwäche, weil diese Defizite die eigentliche Frage überdecken würden, auf wessen Massengräbern die Lebenswirklichkeit von heute als mühsam erreichte Ordnung für ein Russland von morgen erreicht wurde:

1. Die Differenzierung der „Russischen Revolution“, eingeordnet in das jeweilige historische Gefüge des Februars/März und des Oktobers/Novembers von 1917, ermöglicht bis heute keine schlüssig transparente Analyse und keine überzeugende Beurteilung sozialistischer Gestaltungsprozesse, die eventuell in ihrem wechselseitig-definierten Zentralwert den jährlichen Feiern zum „Roten Oktober“ gerecht würden: Propagandistisch politisierte Produkte dieser „Transformationsmaschine“ determinierten Funktionen eines gegenseitig-gewollten, oktroyierten Denkwangs von „oben“ nach „unten“. Von „unten“ reagierte ein kollektiv-simuliertes, „rotes“ Feier-Artefakt, das nach „oben“ die simplifizierte „Transformation“ einer inszenierten Sinneswahrnehmung wie die Lektion einer gelernten „Offenbarung“ lehrreich unterstrich. Diese scheinbar schleichende, prozedurale Funktionalität alles verhüllender Sowjetisierung, mit dem zweifellos öffentlich ein ungeheurer strategischer Handlungserfolg verbucht werden konnte, installierte mit dem „Roten Oktober“ kein Schaufenster, dass mit dem Blick kognitiver Konstruktionslogik das Innere des angestrebten Erfolgsgeschehens operativ hätte freilegen können.
2. Im diffusen Subjekt-Objekt-Prozess, der das angebliche Nicht-Subjekt mit einem dosierten Nicht-Recht ein-

schränkte, exekutierte die herrschende Avantgarde in der stalinistischen Ära ihre ideologischen Schreckensphänomene, als hätte sie die Objektivität fundamentalistisch-gehorsamer (Super-)Subjektivität gleichsam auf Knechte ihrer Schreckensherrschaft übertragen. Die wichtigsten Industriezentren waren seit 1917 mit den Worten Karl Schölgers einerseits Petrograd und andererseits Moskau, deren späteren „Fabrikrevolutionen“ – als hochstilisierte stalinistische „Homogenisierungsmaschinen“ für „Multiplikationen des Modells Moskau“ – transitorisch, klischeehaft und übergangsweise eine exekutive Art der „Doppelherrschaft [!]“ installiert hätten.⁶⁵ Auch hier wäre zum einen die aktualisierende Distanz wissenschaftlicher Beurteilungskriterien gegenüber dem Praxis-Joch einer scheinbar „freudenreichen“ Affekt-Simulation und Sinn-Regulierung notwendig, zum anderen das wirklichkeitsnahe Aufbrechen der Oberflächlichkeit durch methodisch-gesicherte Analysen für die Aufklärungsarbeit erstrebenswert.

3. Was defizitäre Analysen enorm belastet, wären zudem pauschale und begrifflich-entrechtende Rekonstruktionen, die vom vorgetäuschten „Roten Norm-Ereignis“ aus immanente Potenziale fundamentaler „Transformations-Heucheleien“ zwischen Ideologie und Umwelt scheinbar überzeugend präsentieren würden. Die Welt verlangt kein Chaos, schon gar nicht Trommel-Instrumente (neuro-)experimenteller „Verschaltungen“ oder bergsteigerisch-abenteuerliche, illusionistische „Ausgewählte“, die der Berechenbarkeit illustrierer Maschinen-Matrizen ohne Prüfung bereits die Gesellschaftsfähigkeit beglaubigen würden. Weder die ca. 200.000 Petrograder Fabrikarbeitern im Jahr 1917, die einer revolutionsspezifischen Differenzierung bedürfen, noch der sogenannte Moskauer „Fabrikpatriotismus“ von 1937,

der propagandistisch die stalinistische Gewalt morderger Monstrosität verherrlichte, camouflierten wie im künstlerischen Zeichensystem die scheinbare „Entbösung des Bösen“⁶⁶ – der plakativ-vertuschende Schein des Schönen blieb vielmehr eine blutig-schreckliche Projektion verblendeter Sinne, ein verhängnisvolles Zerrbild der Modernisierungsdiktatur Stalins.

Die „Sowjetplanarbeiter“, „Brigadiere“, „Traktoristen“, „Techniker“ und „Ingenieure“ erlebten ihre schonungslos-ideologisierte, euphemistische „Homogenisierung“ für eine neue Arbeiterklasse wie durch die „propagandistisch-verkleidete“ und „vernebelte“ Szenerie nichtssagender Plastikworte. Ihre Propaganda-Ästhetisierung machte angeblich aus der „Fabrik einen Schmelzriegel“ oder bonitierte den „Fabrikpatriotismus“ der Arbeiter mithilfe von Propaganda-Verstärkern⁶⁷: In diesem „gleichzeitig“-ideologisierten Transformationswechsel, den ein unbarmherziges „Experimentierfeld menschlicher Verhaltensformen“ rahmte, war Moskau während der Modernisierungsdiktatur der neue „Fluchtpunkt“, „Überlebensort“, „Biotop“ und Brennpunkt einer sozialen „Permanenz der Mobilmachung“. Ausweglos waren Menschen „gefangen“ wie in einem stahlharten „Verdichtungsraum“ bzw. „stahlharten Gefängnis“, somit menschliche „Härte-Instrumente“, die das „Ensemble sozialer Praktiken“ im Diktat eines vermeintlichen „Zusammengehörigkeitsgefühls“ rigoros auf die Spitze trieben. Wissenschaftlich konturierte das nicht nur die mediale Präge- und Bildermaschine einer überschaubaren und verharmlosenden Synthetisierung und Homogenisierung, sondern auch die Unerträglichkeit individueller „Angst vor tödlichen Gefahren“ und vor dem „Schicksal des Verschwindens.“^{67a}

Terror dramatisierte in antizipierender Hinsicht die Propaganda-Offensive vermeintlich sichernden „Erfolgs“: Bolschewistisches Gemeinschaftsheil „sowjetifizierte“ die Planungswelt zum wortmächtigen Zukunfts-Projekt „Laboratorium“. Ihre aktuell-rechtfertigende, rhythmisierte „(Pseudo-)Moder-

nität“ extrem-forcierter „Alphabetisierung“ mit stalinistischer „Durchbildung“, gemeinhin „übersetzt“ als die emotionslose „Prägemaschine“ sowjetischer „Umerziehung“ (russ. „perevo-spitanije“), „Umwandlung“ (russ. „transformacija“) bzw. „Umschmiedung“ (russ. „perekovka“), glorifizierte die wohltonende „Labor-Kompetenz“ und die parteikonforme ideologische Fortschrittlichkeit wie ein „grandioses soziales Laboratorium“. Auf dem Höhepunkt der Modernisierungsdiktatur sollte die Labor-Mythisierung nun als euphemistisch-geschmiedete „Einheit des Sowjetvolkes“ die „Flucht in die neue Rolle, in eine neue Identität“ feiern⁶⁸. Im Gesamtergebnis überwogen menschengemachte Soll-Zahlen überfallartig-„verformelter“ Mathematisierung – schon darin spiegelte sich die sowjetische Diktatur theoretischer Plastifizierung in scheinbar rationaler Mischung der Sprache wider, euphorisch als „jene statistisch ermittelte Repräsentativität, in der sich ‚das Sowjetvolk‘ als Ganzes wiedererkennen sollte“.⁶⁹

Beschwichtigend stabilisierten, prägten und erschlossen die „reinsten“, ahistorischen Indizien der Mathematisierung technologische Wirklichkeitsmodelle, die in abstrakter, planierter Einförmigkeit die Welt für ihre stalinistisch-totalitäre Verwertbarkeit aufbereitete: Diese gefühlskalte, inhaltsarme bzw. inhaltslose Sprache verblüffte, entsicherte und mobilisierte „Transformations“-Erfahrungen im plastifizierten Machtmuster – das war die stalinistische Kalibrierung stummer Unterwerfung: Sie qualifizierte sowohl die „Kultur als Ressource“ als auch die „Kultur als Laboratorium“ mit der sozialistisch-pilotierenden Ausdrucksform verhängnisvoller Fehlsteuerungen, Ernennungen, Irrtümer, „Transformationen“ und metaphorologischer „Umbesetzungen [!]“.^{69a} Nur eine klare und trennscharfe Analyse kann die Historisierung und Heterogenität mischsprachlicher Strategien sowie die Vielfalt der Prozeduren und Theorien mithilfe trennscharfer Methodologie kritisch aufdecken:

1. Während Hildermeier den „Führungsanspruch für die Bolschewiki“ vom Oktober 1917 nicht mehr unspektakulär als „Wachablösung“ einschätzt, benotet er sie jetzt als „dreistes Husarenstück“. Geschickt wertet er die dezidierte Selbsteinschätzung in der Weise, dass die „Umwertung [!] der Geschichte nicht bei Einzelkorrekturen stehenbleiben dürfe“. Nachsicht hätten Bolschewisten indes nicht zu erwarten gehabt, denn das hätte ihnen die katastrophale Ganzheit der sozialen Verhältnisse selbstgerecht und „elitär“ signalisiert: „Gewiss war den Bolschewiki so klar wie wenigen, dass ihnen die Bewährungsprobe noch bevorstand“.70 Was im Oktober 1917 auf einer „temporären Stimmung“ beruht habe, entspreche nur einem zu frühen Zeitpunkt der Revolution, weil kein „konkretes Aktionsprogramm [!]“ vorgelegen habe.⁷¹ Die Unerträglichkeit verschwommener Unterschiede demonstriert im Nachhinein die deutungsoffene Denotation der Begrifflichkeit: Spätestens 1937 seien in den großen sowjetischen Fabriken, die wie stanzende „Prägestätten“ der „Umerziehung“, wie „Hämmer“ der „Umschmiedung“ oder der „Umformung“ gearbeitet hätten, völlig neue disziplinarische Bedingungen entstanden.⁷² Wie eine „Große Transformationsmaschine [!]“ hätten sie – nach Schlögels „mischsprachigen“ Ausführungen – zum einen für Landflüchtlinge wie eine „Schleusenkammer zwischen Stadt und Land“, wie ein „Dorf in der Stadt“, geometrisch wie ein „Proletarischer Rayon“ oder „naturhaft“ wie der „Ort einer millionenfachen Mimikry[!]“ gegolten.⁷³ Zum anderen wären ihre „Produktionskonferenzen“ der Arbeiter ein „wahrer Hexenkessel der Dauerdebatte, Dauerkritik und Dauerdenunziation“ gewesen.⁷⁴
2. Zwar hätten diese „Produktionskonferenzen“ – allerdings entlarvt durch Pörksens griffige Sprachkritik als euphemistisch-schablonierte „Alltagsdiatriche“ – eine

durch „industrielle Arbeit homogenisierte Klasse[!]“ gefördert. Aber ob sie in der „Massenrepression von 1937–1938“ zum Instrument wurde, das widerspruchslös „Gruppen unterschiedlicher Zielsetzung in bereitwillige, ja enthusiastische Anhänger [!] von Säuberung und Repression verwandelte[!]“, fordert prinzipiell zum Widerspruch heraus: Das liegt teils an der metaphorologischen Art raffiniert-„verformelter“ Maskierung durch „Allerwelts-“ oder „Schlüsselworte“, teils an der verbalen Glattheit der Sprache als „Vokabular der Signale und Reizwörter“ im Verlauf der Modernisierungsdiktatur. Waren etwa die dem unerträglichen Leid ausgelieferten Menschen gedanken- und sprachlos?

3. Gar nichts war human bzw. praxistauglich im Prozess eklektizistisch-begrifflicher „Plastiksprache“ und militanter Mobilisierung, weder die „Orchestrierung von Verzweiflung und Hass“ noch die brutal-dirigierte Disziplinierung, die in den Fabriken organisierte „Produktionsprozesse“ und scheinbare Verhältnisse simultaner Demokratisierung barbarisch durchpeitschte.⁷⁵ Das chaotische Zusammenpferchen in Behausungen hautnaher Enge und die Abhängigkeit oder das Erleben fürchterlicher Hungersnot und erbarmungsloser Armut lieferte diese Menschen auch einer absurden „Diktatur der Intimität“⁷⁶ aus.
4. Schlögels strategische Perspektivität und übergreifend-soziologische Pilotierung vermittelt den nivellierten Eindruck, Menschen des „Sowjetvolks“ und der verschiedenen Sowjetinstitutionen hätten diese gleichmachenden Regulative wortlos und gefügig akzeptiert oder sich in diesen „Transformationsrahmen“ unproblematisch und schweigend eingeordnet: „Der proletarische Rayon und die Autowerke als Ort einer großen sozialen Transformation [!], berstend von Widersprüchen, waren beherrschbar geworden durch die Suggestion [!]“

eines übergroßen Feindes und die Entfesselung eines Kampfes aller gegen alle“.⁷⁷

5. Scheinbar sprachlich-psychologisch richtig durchdacht und strukturell kultiviert erscheint das alles überhaupt nicht – wertmäßige Fragen nach der charakteristischen Relevanz weichen einer stereotyp-pauschalisierenden Retrospektive, mit der sich der sprachlich gestaltende Forscher einer sinnstiftenden bzw. ethischen Stellungnahme entzieht. Fehlende Differenziertheit gleitet ab in die gleichmachende Oberflächlichkeit.
6. Vergleichsbereiche zwischen 1917 und 1937 kontrastieren Einheitsbilder wie in Schwarz-Weiß, im sprachlichen Kokon entweder naturhaft realistisch oder mischsprachig „plastifiziert“: Solche „griffigen“ Schlüsselworte – schlichtweg bekannt als soziologische „Trägerworte“ – vereinfachen oder kollektivieren mithilfe der Transporteure verzweifelte Sachverhalte schrecklichen Zuschnitts. Bildlich-semantisch erscheinende Gemeinsamkeiten konkurrieren mit semiotisch „geplanten“ Konstruktionsunterschieden, die das komplexe Forschungsbild von Sprache und Kultur oder das Raster von „Revolutionsbegriffen“ und „Revolutionsverläufen“ überlagern, verfremden, „umwerten“ bzw. „verwirbeln“: Umstrittene Begriffe wie „Rückständigkeit“ und „Modernisierung“ sind nicht nur durch einförmig-systemische Modelle der Theorie festgelegt, sondern auch auf der Folie einer soliden Faktizität empirischer Befunde nur pauschal zu bestimmen.⁷⁸ Die detailgenaue Analyse bietet bisweilen eine bessere Orientierung.

Die historisch-methodische Retrospektive des Forschers aus der Position von 2019, die sprachliche Strategieschwächen, Diagnosen, Module, Modellfälle oder Perspektiven der Forschung kritisch bloßlegt, sollte aber nicht zur „polizeilichen“ Korrektur oder zum besserwisserischen Auftreten und Agieren verleiten.

Immer gilt der Grundsatz freier, überprüfbarer und nachweisbarer Ansätze, die oftmals zeigen, in welcher „Verlegenheit“ sich Experten befinden, die sich einfach verharmlosenden „Übersetzungen“, „Umwertungen“ oder sich einer alles standardisierten Sprache der „histoire totale“ befleißigen. Warum könnten sie nicht dem verharmlosenden Klischee-Bild politischer „Entgleisungen“ und einer permanent-entfesselten Revolution sprachgewandt widerstehen? Experten können zuweilen eine schlichte vereinfachende Formgebung in totaler Gesamtschau präsentieren, weil die Komplexität einander widerstreitender Zeitverhältnisse – insbesondere in der Analyse und Distanz der „Ersten-Person-Perspektive“ – nicht wie im Brennspeigel präzise und differenziert geleistet werden kann.

Ideologisch handelnd oder polemisch disqualifizierend agierten ungestüme Kräfte auf der gesellschaftlichen Bühne des Petrograder Sowjets, als hätte der weitgehend eigendynamisch-heterogene, zerstrittene und zuweilen extrem-aufflammende, revolutionäre Prozess weder erklärbare noch kompromissbereite Chancen darbieten können. Die politisch-organisierte Überlastung und die Hürde mangelnder Erfahrungen, konsequent das Zukünftige als bewussten Möglichkeitshorizont zu aktivieren, lähmten sich wechselseitig im Revolutionsalltag hektischer, politischer, militärischer, wirtschaftlicher und verordneter sozialer Weichenstellungen. An Grundrechten und Freiheiten, die von der Provisorischen Regierung bestätigt worden waren, hat es sicherlich nicht gefehlt.

Stimmt der Vorwurf, die Notstandsregierung, eingehegt von dem noch bis August 1917 gemäßigt-sozialistischen Sowjetorgan, habe wirklich in der allgemeinen Misere nicht nur einen Vertrauensvorschuss verspielt, sondern auch in der staatlich überforderten Verfahrensform „Doppelherrschaft“ oder formelhaft durch „Zwei Mittelpunkte“ (russ. „Dvoecentrie“) schlichtweg „versagt“?⁷⁹ Wahrscheinlich war diese Strukturiertheit eher im Endstadium dem turbulenten Revolutionsverlauf ausgeliefert gewesen. Wichtig wurden im Vorfeld des Oktobers 1917 strate-

gisch-gegenläufige Zielsetzungen zwischen den „Imperative[n] der aktuellen Lage“ und Lenins ideologisch-zielführenden, latenten Zwecken. Ihre Ballung bezeugte auf dem Papier bolschewistische „Herrschaftsziele“, die Maßstäbe der Revolution mit normativ prekärer Staatlichkeit in sich vereinigten, als wären sie legitimiert durch eine scheinbar regulierende, verstehende, homogene und menschenähnlich argumentierende „Übersetzungsmaschine“. Hatte sie nicht den Sprachgebrauch – wie eine monströse Mischung aus zoologischen „Kokons“ und technischen Rationalisierungen inhumaner „Transformationen“ – profiliert, gleichgesetzt und instrumentalisiert?^{79a}

Suchanov hätte möglicherweise für die Friedensproblematik eine schlüssige diplomatische Lösung parat gehabt, vermeidet aber in seinem Rückblick eine nähere triftige Begründung, so dass nur die Vermutung gerechtfertigt ist, das „Kontaktkomitee“ hätte zwischen Provisorischer Regierung und Petrograder Sowjet die Friedensfrage im nationalen Interesse zur international-diffusen Aufgabe ausgeweitet: „Die Friedensfrage war aus der Ebene des *Kampfes* herausgezogen und auf die Ebene einer heimlichen Abmachung ohne Beteiligung der Massen verschoben worden“.⁸⁰ Der Vorgang ähnelte nicht nur einer traditionellen Kabinettspolitik, sondern war auch eingebunden in die bereits erwähnte „Nekrasov-Cereteli-Formel“. Sie erleichterte eventuell das Petrograder Friedensthema, indem sie Konzepte einer spezifischen Mission für „konzertierte Aktionen“ zukunftsöffener „Übersetzungen“ freigab, signalisierte aber keine ungestörte „Durchreise“, da vorhandene „Brückenprobleme“ innerhalb der Entente Reisen der Sozialisten nach Stockholm für die Staaten kontrollierbar machten.

Indem diese Formel das nationale Handlungsproblem Russlands, unausgesprochen verkapselnd und entlastend, kontraproduktiv zu den kriegführenden Regierungen durch offenbar überforderte Sozialisten in Stockholm internationalisierte, verzögerte sie immerhin überhastete, operativ-kalkulierbare Ergebnisse: Suggestierte „Stockholm“ eine orientierende Friedensmis-

sion, die trotz militant-kognitiver Dissonanzen glauben machen wollte, die Welt wäre während des Kriegs offener geworden? „Stockholm“ stimmte alle Mitwirkenden stattdessen auf ein geduldiges Wartespiel friedlicher Platzhalter ein, die weder eine gesetzmäßig erscheinende Finalität noch ein Spiel von Synthesen ernsthaft zu bewältigen vermochten: Eine instrumentelle „Verschiebung“ wäre möglicherweise nicht nur die moderne Art der „Umschaltung“, sondern auch methodisch eine kommunikative „Gleichschaltung“ durch „Switching“ gewesen.

Dass die Friedensproblematik die Handschrift von Experten trug, die ihre geheimen diplomatischen Überlegungen verhüllte, ist eindeutig daran erkennbar, dass sie zumindest die Einsicht besaßen in die Partial-Problematik aufwühlender Prinzipien, in noch offene Teilaspekte der Menschenrechte und in das nicht enden wollende Gerangel um das Selbstbestimmungsrecht. Solche schwerwiegenden und sperrigen Zusammenhänge hätten unter den obwaltenden innerrussischen Gegensätzen enorme Kontroversen verursacht und selbst souveräne Entente-Interessen tangiert, enorm gestört oder im Ansatz gegeneinander mobilisierend „aufgewühlt“: Transnationale „Verflechtungen“ und Differenzierungen auf der Grundlage eines Konzepts nationaler Selbstbestimmung hätten Sozialisten durchweg auf ausweglose Lösungswege geführt, die sie vielleicht nur mit der Variante Zustimmung oder Ablehnung hätten beantworten können. Obwohl der Rechtsbezug zwischen einem möglichen Leitkonzept und der politischen Entität völlig unklar blieb, eröffnete sich da nicht erstmals während des Krieges die zwingende Möglichkeit eines heilsamen Richtungssinns der Friedensbereitschaft? Priorität hatte aus der Sicht von Paris und London jedoch einzig und allein die Fortführung des Krieges – performativ-situativ die Aufrechterhaltung der Front im Osten.

Belgische und holländische Sozialisten „neutraler“ Länder beantragten Pässe, reisten dann nach Schweden und begannen im Kontakt zu skandinavischen Sozialisten mit der zeitaufwändigen Organisation.^{80a} Auch wenn das Thema der „Stockholmer Frie-

deniskonferenz“ europäischer Sozialisten im Prinzip von L'vovs Regierung und mit anglo-französischer „Orchestrierung“ diplomatisch sicher eingeeht war, wurde das trotz thematisch-polyvalenter Dringlichkeit auf ein Nebengleis „verschoben“ – oder wie Reinhard Wittram einen Vorwurf gegen die Provisorische Regierung zum Friedensgedanken wiedergegeben hat – schlichtweg „vergessen“.⁸¹ Aus dem Grund stellen sich hartnäckig relevante Fragen nach dem Wert dieser Propagierung der Friedensidee sowie zur subsidiären Aufrichtigkeit und Zurechenbarkeit internationaler sozialistischer Verantwortung:

1. Die mobilisierungsschwache institutionelle Koordinierung war jeweils spezifisch geringem Konformitätsdruck geschuldet, weil das teils eigendynamische teils „asymmetrische“ Geschehen in Petrograd und Stockholm zugleich während des Krieges eingebettet war in die europäisch-vielschichtige Komplexität des Denkens, Handelns, Gelingens und Scheiterns.
2. Der ungeheure Verrat an Prestige wäre gleichsam die wissenschaftliche Akzeptanz eines Versagens, ohne das Vabanque spielen oder die ambivalenten Haltungen strategischer Möglichkeiten schonungslos aufdecken zu wollen.
3. Historiker Bonwetsch, der in diesem Wechselspiel den diplomatischen Spielraum von Wittrams „Notstandsdemokratie“ – oder vielversprechender als Hildermeiers erste „Republik“ von 1917 – nicht erwähnte, erinnert nachträglich an Verhältnisse, dass gerade die gegen die Zarenregierung gerichtete Duma-Opposition nur auf antreibende eigene Impulse gewartet habe. Singuläre Wege, die Entscheidungen voraussetzten, hätten sich aber „aus dem Verlangen gespeist, den Krieg energischer zu führen, nicht etwa, ihn zu beenden“.⁸²
4. Eine ausgewählte Mikrofundierung von militärpolitischen Intentionen, gouvernementalen Initiativen oder

einer Spiegelfixierung auf Parteien, Programme und Persönlichkeiten gerät nicht selten schnell in den Verdacht, sie nicht nur selektiv, sondern auch in Fragen der Gebietsveränderungen – ohne völkerrechtliche Legitimation – selbstgewiss und reduktionistisch zu traktieren. Ohne eine trennscharfe Definition, die alle Motive der Selbstbestimmung einbezogen hätte, spielten entscheidende Differenzen in der Mischung von Recht, Kultur, Religion und Tradition weiterhin eine dominante Rolle.

Gleiches galt in Petrograd und Stockholm für Strategien, Taktiken und Techniken, die insbesondere in Petrograd unmittelbar der Notstandsregierung zum Machterhalt und der Machtausübung dienten. Auch die häufig versuchte generalisierte Aspektuierung der „Masse“, ein soziologischer Gegenbegriff zu dem der vielgestaltigen „Elite“, bleibt in der realen Anwendung diffus, unüberschaubar oder beliebig verwendbar. Vielmehr sind die politisch führende „Elite“ und die verführbare „Masse“ in ihrer Referenz zum Revolutionsbegriff der Sozialisten weder in gemäßigter Form noch in radikal-avantgardistischer Ideologie vereinbar, um sie wiederum mit den Zielen der Bauern theorielastig und praxisrelevant zu verbinden. Modernisierungskritische Maßstäbe, um die Effizienz sozialistischer „Revolutionsmodelle“ transparent zu machen, waren genauso wenig übertragbar auf eine sogenannte bürgerliche Revolution, denn das, was in Pluralität geschah, fand immer Widerhall – oft elementar, spontan, ungesteuert, umtriebiger im Hin und Her oder verzögert – im ganzen Land: „The revolution of March 1917 was not a middle-class revolution. It was a revolt caused by the elementary wants of the Petrograd masses [...]“.⁸³

„Elementares“ konkretisiert sich in der Welt plötzlich durch Natürliches, Naturgewalten oder in der Sprache durch pragmatische Wirklichkeitsbegriffe, auch wenn das von Menschen in der Gesamtheit – aufgrund des Mangels an bildungssprachlicher Differenzierung eigener Kenntnisse – häufig nicht bemerkt wird. Sozialpsychologisch bündeln sich darin in ihrer Ganzheit

individuelle Eigenschaften, deren Anpassungen sich nicht nur ursprünglich und unberechenbar, sondern auch oft durch spontane Reaktionen der Menschen auswirken, vermischen oder verbinden. Im zwischenmenschlichen Bereich sind das vielfach kollektive seelische Ausdruckserscheinungen, die mitwirkend, „sozialcharakteriologisch“ und affektiv wie ein unwillkürlicher elementarer, „echter Instinkt“, ein „Spüren“ oder eine „Spürfähigkeit“, oft nicht weiter erklärbar sind: Solch ein „sozialpsychologisches Urphänomen“⁸⁴ müsste sich terminologisch mit einer offenen Achtsamkeit verbinden.

Methoden, die Menschenkenntnisse oder individuelle Charaktere durch Ausdruck und Eindruck neuropsychologisch erschließen sollen, erwerben oft keine überzeugende Valenz. Es gibt in der Tat keine leichten Lösungen, denn weder Frieden noch Landreformen hätten allein – wie Bernd Bonwetsch vorauswissend schreibt – gangbare Wege öffnen können, um den Bauern und Arbeitern oder den Menschen in den Dörfern und Fabriken das Wissen einer unabweisbaren Notwendigkeit, der Berechtigung einer „sozialen Revolution“, im Ernst bestreiten zu können. Es klingt schon fast ausweichend und resignativ: „So überließ man es den Bolschewiki, aus dieser Situation politisches Kapital zu schlagen“.⁸⁵ Die Lage war jedoch undurchsichtig, geradezu verlockend für eine Durchtrennung des „Gordischen Knotens“ mit überraschenden Mitteln: Offenbar spürten viele Menschen in Stadt und Land, in Petrograd und Moskau oder Menschen in ganz Russland, dass die revolutionäre Wirklichkeit, eine politisch auf Spitz und Knopf stehende Destabilisierung, sie höchstwahrscheinlich in dieser Totalität existenziell auf Leben und Tod herausforderte. Neue Forschungserkenntnisse müssen das Sichergeglaubte in der Wissenschaft kontraproduktiv in Frage stellen: Im Kern ging es für die gemäßigten sozialistischen und liberalen Kräfte seit August 1917 einerseits um die zeitraubende Vorbereitung und Organisation der demokratischen „Verfassungsgebenden Versammlung“, andererseits im bolschewistischen „Fahrplan“ der leninistisch-antiimperialistischen

Ideologen um die latent-herkulische Selbstgewissheit der dogmatischen Weichenstellung in Richtung Sowjetrepublik.

Ohne rechtsstaatliche Normen und ohne Chancen einer eingeübten demokratischen Professionalität, die Halt und Orientierung hätten bieten können, spiegeln die Biographien und Mentalitäten vieler russischer Sozialisten mental-„fließende“ Übergänge durchaus opportuner bis wechselhafter Parteizugehörigkeiten wider; nicht zu unterschätzen waren indes programmatisch-verwirrende Sprachregelungen: Vor den Gremien der Fabrikowjets agierten Revolutionäre oft im Ton radikaler als sie es in den Tumulten der Praxis vermochten. Häufig konnten sie in streitbaren Auftritten – wie in der Hektik des Petrograder Sowjet – weder moderat noch theoretisch überzeugend argumentieren, so dass sie zwangsläufig zu rabulistischen und propagandistisch aufpeitschenden Mitteln griffen. Die militärischen Prioritäten, die Desertionen, Passivität und Disziplinlosigkeiten hervorriefen, demonstrierten ihren eigenen Stellenwert.

Die Folgen der sogenannten „Februarrevolution“ mit ihren verschleißenden und ermüdenden Konflikten im Regierungskabinett und in den Ausschüssen sind ebenfalls nicht zu unterschätzen. Verhielt sich die „Provisorische Regierung“ in einem irrtümlich unreflektierten Sinn, um entgegen ihrer Schwäche dennoch Möglichkeiten reglementarisch zu erreichen? Langfristige Perspektiven unter prozessorientierter dynamischer Ballung von „Transformation und Revolution“, von sozialem und ökonomischem Zeit- wie Konfliktdruck, von ratloser Zögerlichkeit und kommunikativ-raschem Scheinerfolg depotenzialisierten einerseits gouvernementale, liberale und menschwistische Hoffnungen. Andererseits nuancierten sie ein auf die bolschewistische Situation bezogenes kurzfristiges Reagieren, mit dem sich letztlich im Oktoberumsturz das erfolgstaktische Handeln selbst untereinander uneiniger Bolschewiki erklären lässt.

Revolutionswirren, nervöse Gereiztheit, Überforderungen durch ständige Nachtsitzungen, persönliche Durchsetzungskraft und aufreibende Selbstkritik sowie eine stets unsichere,

militärische Lageeinschätzung alarmierten die Belastbarkeit der Politiker bis zur zweifelhaften Kompromissfähigkeit. Ihre meist krisenhaft begrenzte Teilnehmerzahl, deren individueller Stimmrechte in Versammlungen, Kommissionen und Komitees umtriebige „Genossen“ sich oft wie im „bündelnden“ Einsatz bemächtigten, halluzinierten manchmal den Eindruck, als wären bestimmte, in verschiedenen Gruppen auftretende, einzelne Personen „im Interesse einer künstlichen Stimmenkombination in vielerlei Gestalt mehrfach vertreten“⁸⁶ gewesen: Ironisch kommentierte Suchanov in seinem „Tagebuch“ diese scheinbar brillante Polyvalenz entweder mit dem Aufbrechen ursprünglicher Instinkte oder sinnbildlich-anschaulich mit der „nervösen“ Wachsamkeit des aufmerksamen, energiegeladenen und Haken schlagenden „Komiteehasen“. Nicht selten erwächst aus dieser Schauleistung gespielter Bravourarie eine Position, die den Leser vielleicht mit dem Gefühl belehrter Heiterkeit erfüllt, aber nicht zur kecken Annahme erworbener Sicherheiten verleitet.

Die brodelnde Desintegration zeitigte viele Wirkungen, die sowohl Petrograd, die „Stadt der Revolutionen“, als auch andere Städte im großräumigen Land erreichten. Im Wesenskern entsprachen ihre Bedingungen der Niedergeschlagenheit vielfach spezifisch-labilen und individuell-latenten Verhaltenswerten: Erschreckende Not, weit herrschende Armut und quälender Hunger oder Wechselspiele zwischen Hoffnung und Resignation waren überall in der Bevölkerung zu spüren und zu beobachten. Prinzipiell veranschlagten sie höchst ungewisse Faktoren in einem hektischen Veränderungsprozess. Einzig reflektierte Überlegungen, die sich vermeintlich epochemachend und überzeugend auf den „Roten Oktober“ beziehen, spiegeln sich in einschätzenden Periodisierungen der Historiker wider, die sich – wie Aleida Assmann argumentiert – der Gewaltvergangenheit, einer aus den „Fugen geratenen Zeit“, teils mit ordnenden Strukturen teils in narrativer Übernahme von Gewaltbrüchen ausdrücken.⁸⁷

Dem Wortprodukt „Sowjetisierung“, ähnlich den „patriotischen“ Verheißungen in der utopischen Vision der „sowjeti-

schen Identität, von Sowjezität“, fehlt die wirksame Integrität der Menschlichkeit: Erkennen darin Modernisierungstheoretiker, die mit der Transformationsmaschinerie der Systemlogik und Modernisierungsmatrix vertraut sind, etwa nachahmungsanaloge revolutionäre „Mehrwert“-Phänomene oder mathematisiert-verformelte „Modernisierungsprobleme“⁸⁸, die das Gesicht der bolschewistisch-totalitären Sowjezität zur extrem-bösen, stalinistischen Fratze verzerrten? Die Ungeheuerlichkeit weltgestaltender normativer „Dammbrüche“ demonstrierte die Lokomotive der Einschienenbahn, die im Sog der gewaltsamen Synthetisierungsdiktatur alles gewollt in das diktatorisch-pilotierte „Modernisierungschaos“ mitriss. Resultativ-statistisches, mathematisches Zahlenmaterial erschließt dem Forscher nicht unbedingt eine wirklichkeitsnahe Kausalität, weil sowjetisch-entfesselte Massaker – wie beispielsweise die in Butovo – in die topographisch-kumulative Absolutheit „massenoperativer“ Liquidierungen entglitten. Was ist darüber in der „Wiedervorlage“ archivarischer Papierarbeit, in der „Archäologie“ wissenschaftlichen Wissens, in den Schrecknissen fabrikatorischer Lösungen oder im „furniert“-geschönten Möbel der „Modernisierungsdiktatur“ wiederzufinden? Die Integrität moralischer Schuld spielt eine völlig untergeordnete Rolle.

Geschichte ist in den Händen der Historiker wie eine aus Wachs gestaltbare, möglichst in mehrgliedrige Abschnitte formbare Zeitpathologie, die allerdings im oktroyiert-praktizierten Marxismus-Leninismus-Stalinismus zielsprachige Geschichtskonzepte begriffener Totalität zweckdienlich verhüllt. Dagegen wird aus der „Zukunft als Ressource“ eine „Zeitmaschine“ oder das ökologische Menetekel, in dem sich alle aus der Gegenwart leichtfertig ableitbaren Werte, Vorannahmen und bewussten sowie unbewussten Willensentscheidungen stets von Neuem gegenüber dem Alten – in der Reflektion kultureller Ordnung – in sprachlicher und anthropologischer Welt verifizieren lassen.

Im Wandel der Zeit ist die universalistische Eschatologie sowohl Zukunft als auch Gegenwart, so dass in der aktualisierten

Geschichte zusammen mit der christlich-memorialen Hinwendung zum Vergangenen die Christologie sowohl von der Integrität als auch von der „Verwiesenheit“ auf Gott hin zu denken ist. Diese „Memoria“, ein gläubig-natürliches Gedächtnis, charakterisiert die Eigenheit der Person, die nach Augustinus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zeitgebunden, individuell und gemeindeeigen in sich birgt, aber damit auch die Person begründende und damit personengebundene Leitkategorie ist. Da sich Menschen oft bewusst erinnern können, ist die „Personalität“ stets das gegenwärtige Prinzip, das die Konstanz des Menschlichen verbürgt.

In diesem Bild der Langzeitperspektive, einer wissenschaftlich-zeitübergreifenden, qualitativen Ähnlichkeit, in der die Sprache das „Praesens de praeterito“ auf die Ebene des „Praesens de futuro“^{88a} verschoben oder geswicht hatte, begannen sich in den letzten 200 Jahren weltläufige Gefahren aufzustauen und zuzuspitzen, die den „Sowjetischen Menschen“ des Bolschewismus im 20. Jahrhundert unter der Knute der Militarisierung zum scheinbar apersonalen Menschen deformierten – primär als extremes Machbarkeitsprodukt ideologischer Zwangs- und Terrorverhältnisse: Ist darin die einzige richtige Antwort enthalten, die den bolschewistischen Erfolgswang gegen die gesellschaftliche Diversität Russlands sozusagen ideologisch-rezeptologisch determinierte? Oder ist die „Uneinheitlichkeit (engl. *disunity*) der Wissenschaften“ ein „Generator epistemischer Diversität“, der radikale Transformationsprozesse „umschichtete“, „durchdrang“, orientierte und schließlich inhuman disziplinierte? Das würde einer „gebändigten“ Vielfalt oder einem „epistemologischen Richtscheit“ entsprechen, mit dem sich das „Thema der Diversität unter Ordnungsgesichtspunkten“ manifestierte.^{88b}

Die wissenschaftliche Diversität hat viele Facetten sozialer Herkunft: Eine Antwort wäre denkbar, dass für den Zeitraum 1918 bis 1993 sprachlich nicht nur eine diachronisch-reduzierte Semantik für eine formal-kohärente Diskontinuität in Frage käme. Damit würde auch das Jahr 1918 den harten Beginn einer staatsideo-

logisch-absoluten Zäsur nicht nur dramatisieren, sondern auch total-normenbrechend wie ein aufsteigendes Phantasma diversifizieren. Eine andere Antwort würde zudem Selbstzweifel wecken, ob Forscher der osteuropäischen Geschichtswissenschaft angesichts dieses zwangsweisen kulturellen Zeitdrucks von 1917 bis 1993 wissenschaftlich zwingend überhaupt noch von einem gelehrten „Transformationsdiskurs“ oder von einem „proletarischen“ Revolutionsdiskurs sprechen können. Die dritte Antwort dürfte einen menschengerechten Orientierungswandel in Anschlag bringen, den selbst Agenten, die der rigorosen „Kultur als Ressource“^{88c} das Wort reden, selbstredend zu bedenken hätten.

Darum mangelt es Ressource-Agenten gegenüber enthemmten Erwartungen der Zukunft einerseits an Beantwortungen des Zweifels, andererseits missachten Modernisierungstheoretiker den Widerspruch gegenüber dem eigengesetzlichen Ziel- und Zeitdruck des Desaströsen: Absolut-entfesselter Extremismus ist die bedingungslose Hingabe an die schonungslose Ideologie der Würdelosigkeit. Manipulativ, rigoros, brutal oder extrem-handlungstreibend durchdrang die sowjetische „Modernisierung“ das Land mit einem finalen Prozess, der die Überwindung der „Rückständigkeit“ bis zum Gewinn zukünftiger Gegenwart durchpeitschen sollte: Erstens wollte die Zwangsideologie die Kontinuität zwischen Vergangenheit und Gegenwart schlichtweg „kappen“ oder ihr Fortwirken mit hybrid-revolutionären Machtmitteln des absoluten Unterdrückungsstaates „vernichten“. Zweitens ist es eine Aufgabe der Forschung, individuelle Themenziele für Diskurs-Analysen zu organisieren, um sowohl das kollektive Gedächtnis als auch die Erinnerungen an die Opfer, die seelischen Belastungen der betroffenen Familien und an die Nachgeborenen nicht der Vergessenheit zu überlassen.

Drittens „überbrückt“ und „legitimiert“ die Weite großer Räume nur scheinbar ein einheitliches Ordnungsraster, um philologisches Wissen als effiziente Eigenmacht und Denkform moderner Geschichte abzusichern. Erfahren, Denken und Handeln sind zudem wertebezogen, die sowohl die „Rückbindung

von Vergangenheitspräsentationen und Gedächtniskonstruktionen“ als auch die „Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung“^{88d} berücksichtigen müssen: Modernistisch konstruierte Mischformen sind kein klärendes Zeichen von Transparenz, denn sie müssten unabweisbar ständig neu justiert werden – populär durch gemeinsame Aneignung bis zur gelungenen gemeinsamen Anerkennung. Manchmal unbemerkt tauschen Erinnern und Vergessen – wie unter dem „roten“ Deckmantel schweigenden Gehorsams – ihre Anspruchsnormen.

Diese Legitimität, die dem Korrektiv des Wissens und der Semantik der Sprache in einer kontinuierlichen Erinnerungskultur mitgegeben ist, würdigt und bewahrt nicht nur das Gedächtnis unerträgliche Brandmale, seelische Traumata und Wunden, sondern erinnert auch an total entehrende Zielvorgaben – an ideologische Trugbilder, die in die Irrsinnigkeit führende „Verschiebungen“ eines modernistischen Titanismus besonders die Welt zwischen Utopie und Leben erschütterten. Einfache transformierende Koproduktionen des „Alten“ überraschen mit scheinbar interdisziplinären Grenzerweiterungen, als würden sie wie geheime Reproduktionsprodukte der „Zeitmaschine“ qualitatives Erleben der Rückerinnerung gewährleisten. Wenn ein totalitärer Staat systematisch, willkürlich und extremistisch mordet, dann sind das entsetzliche Geschehnisse in einer äußerst perversen Zeitphase und monströsen Lebenswelt. Während Kommunikationen und Botschaften zwischen Menschen wechseln, regelt ihre interaktive Sprache die Form und Qualität der Oralität und Verschriftlichung, in denen sich Erinnern und Vergessen verschränken.

Im Wesentlichen geht es stets um das Wort, mit dem das Ereignis sprachlich eine Bedeutung, Deutung und Klarheit bekommt. Darum stacheln Impulse zum „Brechen“ des Schweigens an, das immer in seelische, soziale, politische und moralische Zusammenhänge eingebettet ist, von selbstkritischen Vorwürfen und Anklagen, Überraschungen, „Befreiungen“ oder vom Schock zwangskollektiver Entsetzlichkeiten – insgesamt ein hochbrisantes Gefüge ideologischer „Brüche“, „(Selbst-)Täuschungen“ und

„Enttäuschungen“. Die Last der Vergangenheit zu thematisieren, ist Teil eines Sprechaktes, der emotional-verwickelte Interessen mobilisiert: Sprache bannt Zeit, Sprache ist aber auch ein Sinnträger, der Zeitinhalte bewahrt und organisiert. In ihrem zeitordnenden Sinnbild, das keine Verschiebung der Koordinaten „verformelt“ rechtfertigen könnte, sind Gedächtnis und Sprache – beispielsweise aufs Engste wie im Zeitalter des Barock – zeitorientiert geeint. Sinnstiftend kann Sprache – insbesondere mit der Kompetenz der Sprachregler – kanonisieren, speichern, verbannen, verdrängen, „selektieren“, „selegieren“, neutralisieren“, „ausbleichen“ oder „ignorieren“. Solange das personale Gedächtnis über Erinnern und Vergessen geistig „schaltet“ und waltet, hat das Vergessen der Verbrechen, die sich gegen die Menschlichkeit und Gerechtigkeit richteten, moralisch im Urteil des Forschers keine Chance.

Die zentrale Frage ist die der möglichst repräsentativen Rekonstruktion, im engeren Sinn die Schlüsselsuche nach dem methodischen „Warum“ oder den Prinzipien seiner kohärenten Ballungen, insbesondere in der Komplexitätserfahrung von Koexistenz und Kopräsenz relevanter Disparitäten. Ord nende Einteilungskriterien, die chronologisch-systematische Revolutionsabschnitte auf der Grundlage eines allgemeinen Revolutionsbegriffs darbieten, experimentieren mit einschätzenden oder chronologisch-partiellen „Setzungen“, „Wenden“, stadientheoretischen „Verschiebungen“, „Umbrüchen“ und „Wandlungsprozessen“. Keine modernisierungstheoretische Linearität kann die gliedernden Periodisierungen, deren facettenreiche Vielfalt der „Transformationen“ nur schwierig eine Kontinuität zu sichern vermag, in die korrigierenden Deutungsweisen eines stringenten „roten“ Revolutionsprozesses „übersetzen“. Aus dem Grunde überwiegen in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts geradezu Szenarien verwirrender Stadien, die den Revolutionären in der Ausschöpfung militanter, existenzieller und politisch-differenzierender Ressourcen sowohl eine situativ-wechselnde Flexibilität als auch eine unbeirrbar Hartnäckigkeit abverlang-

ten: Forscher versuchen mit ihren disziplinären Methoden und Möglichkeiten sowie intersubjektiv-überprüfbaren Verfahren sprachlich, argumentativ und euphemistisch dem Bereich „Revolution“, „Kultur“, „Ressource“ und „Militarisierung“ einen eigenen Stempel aufzudrücken.

Forschungsansätze, Methoden und die Vielfalt der Publikationen fixieren funktionsverschiedene Stadien, die ihre wissenschaftliche Wahrheit nicht mehr aus dem Vergangenen, sondern im Zukünftigen suchen: Bernd Bonwetsch erkennt in der Oktoberrevolution „innenpolitisch zweifellos den größten Einschnitt in der russischen Geschichte“⁸⁹. Der britische Historiker Robert Service markierte das Revolutionsende mit dem Beginn des ersten Fünfjahresplans von 1927/28, für den osteuropäischen Historiker Martin Aust endet der „Wandel imperialer Herrschaft und Nationsbildungen“ um 1930.⁹⁰ Der Historiker Dietmar Neutatz, den souveräne und wirklichkeitsnahe Kenntnisse auszeichnen, beurteilt das Jahr 1928 als „krisenhaften Wendepunkt“ und differenziert die folgenden Jahre unter dem Thema „Kriegszustand 1928–1953“, darunter die Kapitel „Der große Umbruch 1928–1941“ mit dem „Existenzkampf 1941–1945“: Es folgt im „Vierten Teil“ die „Hochphase des Kalten Krieges“ unter dem Blickwinkel „Konkurrenz mit dem Westen 1953–1982“ und der „Fünfte Teil“ gliedert unter dem Oberthema „Scheitern und Neubeginn 1982–1999“.^{90a}

Die amerikanische Historikerin Sheila Fitzpatrick periodisierte das Ende der Revolutionsgeschichte ihrerseits mit dem Jahr 1932, mit dem Ende des ersten Stalin'schen Fünfjahresplans⁹¹. In der neuesten Darstellung zur russischen Revolution von 2017, genauer gesagt zur „Krise“ von 1920 bis 1928, betont der englische Historiker Stephen A. Smith insbesondere die „Transformationskraft [!] der Revolution“, im Februar 1917 den „Weckruf [!] für den Patriotismus“, die „strukturierenden Tiefenkräfte“, die Fortführung des Krieges, den „Klassenhass“, den „Roten Terror“ oder die Umsetzung der „marxistischen Vision“.^{91a} Die katastrophale Hungersnot (ukr. „Holodomor“: „Holod“, „Hunger“; „Mor“: „Tod“) 1932/33, die in der Ukraine – umstritten wegen

unterschiedlicher Zahlenangaben – mit sechs, acht oder noch erschreckender mit fünfzehn Millionen Toten einem Genozid gleichkam, ist in der Forschung wegen angeblich „untergescho-bener“, sowjetischer Vernichtungsintentionen umstritten.^{91b}

Manfred Hildermeier hat 1991 seine Position von 1989 gegen-über kritischen Impulsen der Perestrojka, die bisher zu keiner „fundamentalen Weichenstellung der sowjetischen Geschichte“⁹² geführt hätten, gleichsam bestätigt und zugleich wieder stadien-theoretisch relativiert. Die Rechtswissenschaftlerin und Slawistin Angelika Nußberger unterstreicht dagegen auch die paternalisti-sche Tradition in der Rechtskultur: Das ist sowohl die „Periode des sowjetischen [!] Rechts von 1917 bis zum Beginn der *Peres-trojka* Ende der 80er Jahre des 20. Jahrhunderts“^{92a} als auch der Beginn eines neuen Selbstverständnisses, der mit der Rechtsstaat-lichkeit im Übergang von 1988 bis 1993 einsetzte und sich im Art. 1 der Russischen Verfassung von 1993 eindeutig als „Russische Föderation (wörtlich *Rossijskaja Federacija*)“ ausdrückte: „Die Rus-sische Föderation – Russland – ist ein demokratischer föderativer Rechtsstaat mit einer republikanischen Regierungsform“.^{92b}

Umstritten ist auch der russische Revolutionsbeginn, vor dem Krieg und während des Krieges. Kritische Einschätzungen der „Provisorischen Regierung“ wechseln ihre Etikettierung, die in den Urteilen von „Hemdsärmeligkeiten und dilettantischen Fehlern“ bis zur „demagogischen und skrupellosen Kraft“ der Bolschewiki reicht: „Die eigentliche Revolution vollzog sich im Jahr der schwersten Krise 1918“⁹³. Formationsphasen der „Milita-risierung“ wechseln im Blick inhaltlicher Perspektiven:

1. Die These vom eklatanten „Epochen- und Kulturbruch“ von 1918, der im Unterschied zur russischen Tradition alles einem völlig anderen, missionaristischen „Gleis-wechsel“ vorbehielt, wurde von Schlögel formal begrün-det durch die Verlegung der Hauptstadt, der Hafenstadt an der Ostsee, ins alte Zentrum im Landesinnern – „aus Petrograd nach Moskau im März 1918“.⁹⁴

2. Erst der Sieg der Roten Armee im Bürgerkrieg und die sich „anschließende Hungersnot von 1921/22 (vorübergehend)“ – so Hildermeier wieder 2017 – hätten Verhältnisse für eine Zäsur geschaffen, die Ende 1922 zur Gründung der Sowjetunion verholfen habe.
3. Das ist wiederum ein von Schlögel argumentativ beanspruchter, wirtschaftlicher Zeitraum der Jahre 1905 bis 1922, einerseits eine „Mobilmachung für den Krieg, die umschlägt in revolutionäre Gegenmobilisation, die erst nach einem Bürgerkrieg zu Ende“ gekommen wäre.⁹⁵
4. Andererseits begann laut Schlögel mit 1917 sowohl der „Abschluss eines Eliten- und Epochenwechsels“ als auch mit 1937 die „Geburtsstunde einer vaterlosen Generation“, die der unerwartete Zweite Weltkrieg und der Stalin-Kult in Permanenz autoritär, extremistisch und rigoros diktiert hätten.^{95a} Stalins misstrauische, reizbare und böartige Persönlichkeit wirkte in der gesteuerten Öffentlichkeit in ihrer äußeren Erscheinung mimisch-verhalten oder lächelnd-„väterlich“ kontrolliert.
5. Im folgenden Gliederungspunkt könnte der Eindruck vorherrschen, als gäbe es einen Begriffsnotstand, die Existenz der „Modernisierungsdiktatur“ zu verschleiern. Der „Große Terror“ war ein innerer Krieg – nämlich gegen das „eigene Volk“: Mit der „vaterlosen Generation“, einem militanten „Transformationsergebnis [!]“ des Bürgerkriegs und der terroristischen „Säuberungszeit“, den Millionen dem Hunger ausgelieferter, orientierungsloser und ziellos herumtreibender Waisenkinder, dem „Verschwinden“ und Verlust vieler Familienmitglieder sowie den ungeheuren Menschenopfern im „Großen Vaterländischen Krieg“ (1941–1945) scheinen sich unter der Propagandadevisse „Stalin als Übervater“ verschiedene Leidenserfahrungen zu bündeln, als würden sie nicht nur das Dasein einer Generation, sondern auch das „Gesicht der So-

wjetunion in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts prägen“.^{95b}

6. Jede „Soziale Frage“ in der europäischen „Transformationsgeschichte“ kann leicht durch disparate „Transformationsergebnisse“ komplettiert und dramatisch veranschaulicht werden: Beispielsweise sind der Nürnberger „Ärzteprozess“ (1946–1947), die von Stalin unterstellte antisemitische „Ärzteverschwörung“ (1952) und der antisemitisch motivierte Prager Prozess (1952) gegen Rudolf Slánský (1901–1952) mit zehn weiteren Mitangeklagten komparatistisch mehr als nur ein Ausweis ausufernder krimineller Teilaspekte, weil sie erst in historisch-konstruierter „Ganzheit“ das Ausmaß europäischer Grausamkeiten und totalitärer Massenmorde verifizieren bzw. fixieren.
7. Hildermeier schlägt in seiner Publikation von 2017 in resultativ-„langgezogener“ Reihung vor, den Gesamtprozess nach den „Ereignissen von 1905/06, vom Februar und Oktober 1917 sowie von 1929/30“ zusammen mit den periodischen „Transformationsjahren“ 1932 bis 1939 und dann dem Zeitraum 1985 bis 1993 als abschließende „fünfte russische Revolution [!]“ auszulegen. Das letzte „Jahrhundertereignis“ wäre damit in seiner Gesamtheit ein mit der Vergangenheit brechender totaler „Systemwechsel“, der die „Geburt der ‚zweiten russischen Republik [!]‘ (nach dem Februarregime [!] 1917)“^{95c} hervorgebracht hätte: Die begriffliche Korrektur ist ein bewusster Akt historischer Inszenierung. Hildermeier selektiert, konsentiert und determiniert seine Nomenklatur, indem er mit dem Leitbegriff „Republik“ divergente Zeiträume von 76 Jahren wie auf scheinbar „gleich gewichtigen“ Widerlagern „überbrücken“ will: Bleibt Russlands Revolution weiterhin ein Modernisierungs-Modell, das fortan Zeiten unvollendeter demokratisch-freiheitlicher Wechselkultur durchläuft?

8. Während Hildermeiers performatorisches Selbstverständnis terminologisch die „Notstandsdemokratie“ zur „Republik“ erklärt und die „Provisorische Regierung“ fälschlicherweise auf den Negativ-Status „Regime“ hin verschiebt, konnotiert er damit ähnliche Funktionsbegriffe, um sowohl den Anschluss als auch die Vergleichbarkeit zwischen vermeintlichen Gemeinsamkeiten des Begriffs „Republik“ und „Regime“ methodisch zu begründen: Die „erste“ Republik“ ist die Situation während des Krieges 1917 und die andere Situation ist die nach 1993(–2017), die sich nunmehr durch bewusst-begriffliche „Inszenierung“ zur politischen „Nivellierung“ indes maximieren, vergleichen und analysieren lassen. Die jetzt hundertjährige „Transition“ würde die vom Experimentator Hildermeier, der den hybriden Konsens eines geschichtsvergessenen Zahlenraums „überbrückt“, eine in sich gleichwertig postulierte „Republik“ – die des transitorischen Anfangs und die des vermeintlich ausklingenden Endes – scheinbar historiographisch „legitimieren“. Im experimentellen Konstruktionsvergleich würde die „Republik“ im Vorfeld der Theorie durch die „richtigen“, inkludierten, selbstreferenziellen und dennoch defizitären Funktions- und Vernetzungsbegriffe maßgeblich „aufgeladen“ und „gleichgeschaltet“.
9. Hochschulpolitische Bereiche mit pädagogisch scheinbar abgesegneten Begriffspaaren wie „Lehr- und Lernkultur“, ermöglichen bzw. ermächtigen auch in untergeordneten Bereichen zu diskursiven Exzellenzclustern, die wiederum konzeptionelle Zusammenhänge entweder problemlos oder oberflächlich transformieren bzw. modulieren. Terminologisch experimentierende Beliebigkeiten können Erwartungshaltungen, synthetische Interferenzen und Verhaltensweisen pilotieren: Interpretationskritisch und teleologisch negiert Martin Aust eine derartig instrumentalisierte Begrifflichkeit, indem er

stattdessen wissenschaftliche Bedeutungseffekte republikanischer „Überbrückung“ durch eine „Entladung“ fordert: „Eine untergründige durchgehende Linie lässt sich von 1917 in die Gegenwart Putins nicht ziehen“.^{95d} Diese rationale Linearität wäre als analytisches Experimentierfeld eine logische Rekonstruktion oder vorausgesetzte Regelmäßigkeit, die im soziologischen Vernunftkonzept auf Lebenswelt-Potenziale der Detailgenauigkeit verzichten würde.

Historiker können retrospektive Wahrnehmungsvorgänge, wenn sie das methodisch wollen, von hybridisierter Gestaltung freihalten. Auch Perspektiven sprachlicher Mischverhältnisse können sie vermeiden, wenn sie gegenwarts- und zukunftsorientiert argumentieren. Wann finden nun die normativ-eklatanten und historischen „Entgleisungen“, „Leerformeln“ und „Entfremdungen“ in der russisch-sowjetischen Revolutionsgeschichte wenigstens im stadientheoretischen Maßstab historisch ihr „erlösendes“ Ende? Im Prozess der Rationalisierung und Zergliederung der Welt ist Vieles des Geschehenen insbesondere durch lückenhafte Erinnerung in Vergessenheit geraten – Gedenken, Erinnern, Vergessen und Kompetenzorientierung scheinen sich in der russischen „Geschichtskultur“ gegenseitig zu schwächen. Keine kluge Vernetzung kann erkenntnisfördernde Defizite interdisziplinärer Gestaltung ausgleichen oder sprachlich verschleiern: Ein exoterischer Konstruktivismus erfindet oder simuliert zuweilen die Glattzüngigkeit modellierter Wirklichkeit.

Die unvorstellbar kaltblütige Simplifikation Menschen vernichtender Totalität, eine ungeheure Realität als zufällige Triade, die auf der Weltbühne des 20. Jahrhunderts die scheinbar souveränen „Militaristen“ Lenin, Stalin und Hitler prioritär zum Handeln konditionierte, kennzeichnet verheerende Umwälzungen. Allerdings spezifizierte das jeder der drei auf seine eigene weltanschauliche Art. Sie triumphierten zwar wie Propheten der Revolution, aber brachten mit ihrem eigenen sprachlich-militanten,

todbringenden Willen die Beherrschbarkeit der Erde zum Beben: Die Diktatoren radikalisierten wie erbarmungslose Ultras ihre „Ressourcen“ der „Revolution“, deren Potenziale wie Sturmwoogen aufbrandeten, sich brachen und im Namen „Neuen Menschentums“ verwüstete Gesichter charakterisierten. Was die absoluten Dogmen der Revolutionäre bestimmte, sprengte alle Maßstäbe, denn ideologisch-vorläufige Vorstellungen wurden angetrieben von einer unbändigen und nahezu chimärischen Vermessenheit, verbunden mit einer allumfassenden theoretisch-finalen Determination zum einen und einer „prekär-souveränen“ sowie weltanschaulich-metaphorologischen „Vorsehung“ zum anderen.

Die demokratische Partizipation, die mit ihrer öffentlichen Vernunft das legitime Recht qualifiziert, begründet jeder Abwegigkeit gegenüber einen freiheitlich verbindlichen Anspruch auf soziale Rechtsstaatlichkeit. Vermag die „geisteswissenschaftliche“ Digitalisierung der Logik neue materialisierte Wege einer Maschinenlogik zu ermöglichen? In der Wissenschaft ist zukünftig kaum mit Ergebnissen einer überzeugenden Eigenlogik der Forscher zu rechnen. Nicht mehr die partizipatorisch-kombinatorische Analogiebildung ist verlockend, schon gar nicht die Analogisierung, denn der Computer ist wie seine kollektive Produktivität multifunktional, artifiziell und experimentell „in silico“ vergleichbar der Simulation als „vierter Natur“. Deren maschinellen „Übersetzungen“ sind in Wirklichkeit die Analogisierung einer Sprachtechnologie, die ihrerseits das Leben verändern wird: „Maschengestrickte“, logische Übersetzungen sind zwar rational-formalistisch gelungen, aber ohne eine tief reichende, sinnstiftende Sprachfähigkeit. Bislang erhalten Transformationsprojekte, die eine Sprachtechnologie der oberflächlichen Analogisierung dynamisch vorantreiben, weltweit einen quantitativen Stellenwert, einen „sinnvollen“ Zuspruch und eine praktisch-kulturelle Aufmerksamkeit.

Digitale Suchbegriffe setzen die menschliche Neugierde oberflächlich gleich mit interdisziplinären Gedächtniskonditionen, allerdings ohne kritische Differenzwahrnehmungen der Reduk-

tion und des Vergessens: Im Fokus stehen Internet-Techniken medialer Eigenarten, die öffentliche Relevanzexpectationen und gleichschaltende Identitätsfunktionen von Online-Fragestellungen befriedigen. Die Explosion von Datenmengen, die das traditionell-sinnstiftende Gedächtnis schleichend bis total substituieren, steuern Kapazitäten des Maschinengedächtnisses – ihre (pseudo-)qualitative Hyperkonnektivität ist grenzüberschreitend, als würden in ihrem „Fokus“ neue und überraschende Aspekte durch metasprachliche Konfigurationen „verschmelzen“: Das ist die archäologische Magie revolutionärer Pseudo-Romantik, nichts Geringeres als ein kollektives Modernisierungsrezept von Transformationsstrategien für Transformationskonzepte.

Die „Transformationsmaschine“ hat jedoch der Revolution für die Jahre 1917 bis 1993 weder den Charakter einer „Epoche“, der dann Zeugen für „Epochenschwellen“ nach Ansicht von Hans Blumenberg in seinem Beitrag „Die Legitimität der Neuzeit“ (1996), fehlen würden, noch Faktoren für den Geist einer „Kontinuität“ übertragen. Gleiches würde für die Logik der Periodisierung oder für Leitbilder humaner Maßstäbe in Betracht kommen. Zugespitzt auf ein digitalisiertes Menschtum würde es je nach gelehrtem Bedarf bisher ungeahnte Chancen, Impulse und Gefährdungen erleben. Zum einen würde es die formal perfekte „Verlinkungs-Geschichte“ innovativer, erleichternder und beschleunigender Lebensmöglichkeiten akzeptieren, die der Arbeitswelt und Arbeitsfähigkeit völlig neue Dimensionen eröffnen würde. Zum anderen erfährt es den Aufbruch einer ungewöhnlichen Experimentalkultur, den Beginn wirklich-antitraditioneller „Brüche“, die Wiederauferstehung extrem-„religiöser“ Verhaltensweisen und Reaktionen menschenfeindlicher „Transformationen“ – sie genügen widerspruchslös blindwütig-„beliebigen“ oder opportunen „Identitätsfindungen“: Die „Revolution als nachhaltiges Experiment“ wäre die „sowjetisch“-latente Modernität ständig vorantreibender-staatstragender, „stalinistischer“ Wechsel – im Prinzip ein modernistisch-inhumanes Orientierungsmodell, das die „Schichten der verflosse-

nen metaphorologischen Umbesetzungen“ in die „langgezogene“ materialisierte Nachfolgeformation „Wirklichkeit“ bis 2017 nicht nur integriert, sondern auch großräumig als Mythos den „Neuen Menschen“ praktiziert hat.^{95e}

Diese periodisch-differenzierte, in Ansätzen für den Leser hilfreiche Stadientheorie gliedert einen „langgezogenen“ Revolutionszeitraum, in dem die Sowjetunion auch noch den „Zweiten Weltkrieg“ zu verkraften hatte: Weltkriegssieg und Wiederaufbau des Landes steigerten das sowjetische Selbstgefühl bis zu offiziellen Formen missionaristischer Überlegenheit. Eine stadientheoretische Korrektur wäre allerdings möglich: Was spricht gegen den zweiperiodigen, kriegstheoretisch-innenpolitischen Extremismus – erstens mit dem Beginn des zwangsstaatlichen Gewaltfundament Lenins und zweitens „belastet“ von über 20 Millionen Toten der knechtisch-„auferlegten“, „ausgelieferten“ Angst der Sowjetbürger in der Stalinära? Gemeinsam war ihnen die Gewalt eines wahnsinnigen Extremismus, die dem theoretischen System der marxistischen Theorie überhaupt nicht inhärent gewesen ist.

Die bolschewistisch-egalitäre Ideologie – eine im Kern zentralistische, extremistische und eiskalt-finalisierte Rationalisierungsmechanik – missachtete und deformierte den Humanbereich, indem sie durch destruktive Logik registrierte, dass im Wesen des „Homo sapiens“, seiner zutiefst inneren Natur nach, existenzielle Bedürfnisse des „homo sovieticus“ abrufbar bzw. gleichgeblieben seien. Diese Gewissheit könnte eventuell evolutionären Entwicklungen entsprechen. Aber selbst das behauptete traditionell-transitorische „Syndrom“ zwischen Iwan IV. dem Schrecklichen (1530–1584) und der Blutdiktatur Stalins erklärt nicht die spezifischen Bedingungen zarisch-russischer Erfahrungen. Vielmehr konturieren autokratisch-disziplinierende Zwangsmittel entweder die Binarität von falsch und richtig oder dieses wiederum in äußerst grober Verzeichnung, wie das beispielsweise 1987 der Person des ehemaligen Außenministers Miljukov widerfahren sei.^{95f}

Was immer wieder die Zuversicht in die Richtigkeit der „wissenschaftlichen Entwicklungstheorie“ primär beeinträchtigen müsste, ist zweifellos die Tatsache, dass sie gegenüber Verteidigern einer „histoire totale“ inkongruent ist, weil während der Revolution samt ihrer Terrordiktatur die harte Wahrheit verschwiegen wird. Was dem russischen Wesen des autokratisch-nationalen Daseins scheinbar abzulesen wäre, divergiert geradezu im methodischen Anspruch, da die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse im Prozess der Erforschung nicht die Wahrheit gültiger Kulturwerte und ethischer Imperative einfach eliminieren darf. Konsequenterweise wandte sich Max Weber in seinem Aufsatz „Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher Erkenntnis“ von 1904 gegen die „Vermischung“ von Tatsache und Wertung. Weber wählte die Position der Distanz: „*Gesinnungslosigkeit* und *wissenschaftliche ‚Objektivität‘* haben keinerlei innere Verwandtschaft“.⁹⁵⁸

Nach ca. 112 Jahren stellen sich wieder von neuem bohrende Fragen nach dem gesellschaftlichen Wert von Geschichte, Literatur und Wissenschaft: Was ist im konkreten Objektbezug interdisziplinärer Wissenschaftlichkeit und Erkenntnis zu überdenken, zu differenzieren oder zu korrigieren – die Anthropologie, Methode, Sprache, Themafrage, Wertung und Theorie? Alles, was historische Probleme durch übermächtige metasprachliche Vereinheitlichung „nivellieren“ will, „verkompliziert“ die Analyse, weil beispielsweise die vom Konkreten entkoppelte, stets „stromlinienförmige“ Begrifflichkeit wie „Identität“, „Transformation“, „Revolution“, „Diktatur“, „Regime“, „Demokratie“, „Republik“ oder „Reform“ weder einer menschenwürdigen Lebensweise noch einer plakativ-verknüpfenden Generalisierbarkeit zuträglich ist: Gegen die methodologisch-neutralisierende Objektivität ist die philologische Methode eine weisheitsvolle Komplettierung, weil ihr Erkenntnisstil dienstbereite Zwecke der Aufklärung und Techniken der Selbstzufriedenheit – unter den korruptierten Zeichen der Direktheit manipulativer Sprachlenkung – konterkariert oder relativiert.

Den grässlichen Maschinenmechanismus des sowjetisch-missionaristischen „Fortschritts“ begreifen und entlarven zu können, ist das Eine. Das Andere ist buchstäblich das Urteil kritischer Historiker, die jetzt die jede Menschlichkeit verheerende „Rote Revolution“ empfehlenswert im Gewaltbild einer „Reihung“ perpetuieren. Was sie dramatisch-akkumulieren und theatralisch zum „unvollendeten“ Dauerton anschwellen lassen, demonstriert jedenfalls eine akademische Stadientheorie – sie modernisiert und kanalisiert das Revolutionsbett eines „Mainstreams“, das jetzt die seit 1917 auf ca. 76 Jahre angereicherten widersprüchlichen Erfahrungen und Erkenntnisse des „Revolutionsstroms“ in fünf Perioden aufteilt:

1. Die permanente „Revolution“ wäre die szenische Beweglichkeit eines stadientheoretischen Erkenntnisaktes und jederzeit im inneren Prozessablauf rhetorisch-kommunikativ „verschiebbar“, da sie weder formal noch staatsrechtlich ein Ende gefunden zu haben scheint. Mit jedem theoretischen Revolutionsakt ist eine soziale Daueraufgabe verbunden, wenn sie auf eine konkrete freiheitliche Herrschafts- und Lebensordnung vorbereiten will.
2. Ihre unerledigte Komplexität stimuliert weitere Korrekturen gesellschaftlicher Wichtigkeit. Demokratie lebt von freien Willensentscheidungen und ist durch keine wissenschaftliche Finalität vorbestimmt. In dieser Gemeinschaft der „res publica“ sind Menschen freie Mitgestalter und Teilhaber sozialer Gerechtigkeit. Ihre Sprache, in Wissenschaft, Wirtschaft und des Alltags, darf nicht pilotiert werden durch eine revolutionäre „Fortschrittserzählung“.
3. Die Freiheit der Forschung, die Wege aller denkbaren Lösungen offenhält, ist ein Grundprinzip des Gemeinwohls. Anpassung und Optimierung bedürfen des rhetorisch-kommunikativen Ausgleichs, der Verhinderung

des politischen Missbrauchs durch vordergründige Kompromisse.

4. Geistige Arbeit und kritische Stellungnahmen dürfen verfassungsrechtlich geduldete Minderheiten nicht ausgrenzen: Methodisches „Verstehen“, „Begreifen“ und verfahrensrechtliches „Entlarven“ fassen nicht nur ein gelehrtes Erfolgskriterium zusammen, sondern es kann auch die seemännische Navigationstheorie eines dinghaften „Tonnenleger-Ereignisses“, die Bahn einer Verlaufsfigur, die Konturen eines formalen „Problembewältigungsschemas“ oder die Signatur diskursorientierter „Vorstellungschiffren“ festschreiben.
5. Wissenschaftliche und mediale Offenheit regen eventuell zur Produktvielfalt von „Publikationen“ an, weil das eifrige Schreiben darüber wichtiger zu sein scheint als beispielsweise das „langgezogene“ Jahrhundertereignis selbst.

Nicht selten ist die Relation zwischen Teil und Ganzen sehr problematisch, allein schon deswegen, weil während des Krieges die „Petrograder Revolution“ mithilfe Lenins latent-ideologischer Programmatik den russisch-ökonomischen „Paradefall“ – in Anlehnung an den Zusammenbruch des Kapitalismus – für die „Weltrevolution“ einspannen wollte. Wenn das Ganze nicht einmal im Ansatz zu erkennen ist, welche Funktionen bekommen dann die Teile für den Betrachter? Welcher Historiker will schon zugeben, er würde sich völlig von der Kunst verdeckender Objektivität gegenüber seinem Gegenstand leiten lassen?

Fragen nach einem geschichtstheoretischen Gesamtbild greifen viele Teilfragen nach der „Republik“ auf, so dass die Gegenständlichkeit und Faktizität nicht alle Verdachtsmomente zu klären vermögen, da ihre realstrategischen Ansichten darüber selbst im wortgesteuerten „Prozess des Verschmelzens“ mehr als verdächtig erscheinen: Konstruktionsversuche rechtfertigender psychosozialer „Mischungen“ wären historiographisch keine

überzeugende Alternative, um der Musterstrategie „Modernisierung“ sowohl Spielräume unreflektiert zu überlassen als auch einem korrigierenden wie optimierenden Historismus des „Indie-Nähe-Zurückholens sinnlich“ zu vertrauen.

Aleida Assmanns Hinweis auf die sang- und klanglose „Verabschiedung Lenins aus dem politischen Gedächtnis Russlands“, die sich sowohl mit dem kanalisierten „Schluseneffekt“ eines ideologisch-mechanistischen „Schiffshebewerks“ als auch mit der „Anpassung des Staats an ein neues nationales Selbstbild“ vergleichen lässt, ist bisher noch eine diffuse gesellschaftliche Momentaufnahme. Oder steht Lenins „Auslagerung“ aus dem Mausoleum des „Roten Platzes“ in die Requisitenkammer der Geschichte erst noch bevor? Was will schon im 21. Jahrhundert ein hoffnungsvoller „politischer Systemwechsel“ bezwecken, wenn deren staatskonformen digitalen Geisteswissenschaften, von keiner elektronischen Verfallszeit beeinträchtigt, gar nichts garantieren können?^{95h} In einer normativ prekären Zeit Russlands müssen sich Geisteswissenschaftler wie domestizierte Hasen „ducken“, statt mit wachsamen Analysen eine Haken schlagende Aufmerksamkeit erregen zu dürfen.

Wer kennt schon ein russisches bzw. sowjetisches „Gesamtbild“ oder wer weiß, was in Revolutionszeiten oder unter der Monstrosität einer Modernisierungsdiktatur widerspruchslös wirklich ein „Faktum“ ist? Unvorstellbar teuflische Fakten sind die Ausgeburt stalinistischer „Optimierungen“, die Menschen in aller Skrupellosigkeit extrem und unbarmherzig verdinglichten. Zusammen mit den vielen „kleinen Stalins“ und den Terrornetzen der Zyniker, in denen sich Mitmacher, Schmeichler, Speichellecker und Denunzianten sammelten, gehören sie zu den Phänomenen menschenverachtender Monstrosität in der Geschichte, die Entsetzlichkeiten programmatischer, zukunftsweisender oder propagandistischer Modernität freilegt:

1. Gewaltsame Technisierung wird zum Regulativ der Modernisierung. Das heißt nichts anderes im Trans-

formationsmodus: Geschändete individuelle „Identität“ kann als unbarmherziger Modus nur mit der geschändeten öffentlichen „Identität“ zur Einheit „verschmelzen“.

2. So überrascht es nicht, dass in der internationalen Historiographie zur Verlaufsgeschichte von Modernitäts- und „Revolutionsstadien“ die Aneignung der Deutungsfreiheit selbstbezüglich und experimentell wächst. In deren konkurrierendem „Spiel“ hängt jegliche Vielfalt wohlweislich ab von temporär-wechselnden Themafragen und neuen Quellenmaterialien für experimentelle, ergänzende und „wahre“ Maßstäbe.
3. Wissenschaftliches „Glücksempfinden“ (engl. „serendipity“), das von außen kommt und im Innern des Wissenschaftlers das Gefühl der Souveränität auslösen würde, inspiriert zuweilen Gedanken eines eigenen „Geschichtslabors“. Allerdings dokumentiert das Glücksempfinden „Augenblicke“, in denen nicht nur die gebannte „Sprache direkt inneres Gefühl, Zustand darstellt“, sondern auch „Trägerin“ ist, ohne Grenzen „verwischen“ zu wollen, wenn man überraschend findig geworden ist.⁹⁵ⁱ

Objektiv Widersprüchliches und Korrekturbedürftiges, deren Ergebnisse den Tiefgang vorübergehender Bewertungen moderner Geschichte erheblich „verschieben“ können, wird von der Beweglichkeit und Anpassung der wissenschaftlichen „Schiebebühne“ registriert: Die Rede von einer „Epochenzäsur von 1917“⁹⁶ ist längst in die stadientheoretisch-gliedernde Revolutions-Architektur der wissenschaftlichen Geschichtskultur eingebunden worden. Ihre Modernität hat Konjunktur, wenn „Verschiebungen“ und „Umwertungen“ den Status des Indikativs erwerben, um beispielsweise Peter den Großen durch gute Argumente zu einem „ebenbürtigen Akteur [!] im europäischen Staatensystem zu machen“⁹⁷. Oder wer „in Wahrheit“ von der

„eigentlichen Revolution“ spricht, müsste in sozialen Analysen über zeitbedingte inflationäre Prinzipien der Modernisierung und philologisch über eine theoretisch-gemeinsame, „authentische“ Sprache reflektieren – über „Sphärenmischungen“ ihrer Aneignung, Parteilichkeit, Beschwörung, Opportunität, Reduktion, Machination oder über ihre begrifflichen „Wortspiele“ und Tarnkappen im Namen sprachlich-hybrider Selektionen.

Jedwede Instrumentalisierung wird in „totalgeschichtlicher“ Perspektive die Massen der Arbeiter – allerdings ideologisch „ungemein“ produktiv – nun in „wunderbarer“ Weise durch eine metaphorologische, transformative, gleichnishafte, musterhafte oder strategische „Fließarbeit“ nach Schlögel zu einem hybriden „Arbeitskörper“ verschmelzen“. Diese Wortemacherei ist ungerecht, widersprüchlich und zwiespältig, weil sie insgeheimen Zielen absoluter Plastifizierungen Beistand leisten kann. Bisher unwidersprochen begründet der vermeintlich aufgliedernde Reduktionismus viele Urteile:

1. „Die Arbeiterschaft blieb der ungeliebte Bastard [!] der wirtschaftlichen Modernisierung“.
2. Die „Herausbildung einer Arbeiterschaft mit eigener Identität [!] war von entscheidender Bedeutung für die Stabilität [!] des Landes und des Regimes“. ^{97a}

Wenn die Strategie des sozialwissenschaftlichen „Verschmelzens“ diesen Fortschritt, der in Wirklichkeit eine unmenschliche Katastrophe war, zumindest metaphorologisch-kriminologisch in die Hybridität, Performance und Funktions-Identität eines lebenden „Arbeitskörpers“ gebracht hätte, dann würde damit nicht nur die innere Unvereinbarkeit einer widersprüchlichen Begrifflichkeit vertuscht, sondern auch der Verzicht auf eine korrigierende wissenschaftliche Autonomie akzeptiert. Entgegen dieser plakativen, sukzessiven Stadien-theorie, deren Wiedergabe die überzeugende Authentizität fehlt, ist der Konstruktion nicht die annähernd reale „Geschichte eines Zerfalls“ oder gleicher-

maßen ein Auseinanderfallen historischer Kräfte zu bestreiten. Kurzum: Die „Transformationslogik[!]“ ist systemische Nivellierung ist Militarisierung, ist (Pseudo-)Produktivität ist performative Standardisierung, aber keine Methode historischer Konstruktion, von deren Abgrenzung kein Modell wie ein „Laboratorium“⁹⁸ dispensieren darf. Oder gingen etwa in der Februarrevolution erstaunlicherweise „jene Kräfte unter, die Russland auf den Weg der industriellen Revolution gestoßen und das Land vorübergehend zum dynamischen Zentrum der Zivilisationsbewegung hatten werden lassen“⁹⁹?

Was kam, hatte „eigentlich“ – vielleicht auch unwissentlich – jeglichen „romantischen“ Spielcharakter des Menschlichen verloren, weil die „russische Revolution“ eingestandenermaßen zur „Revolution gegen diese Revolution der Moderne“ geworden war: „Was folgen wird, ist eine Modernisierungsbewegung ohne Moderne, eine Fortsetzung des Weges auf die Höhe der Zivilisation, doch ohne die Elemente der zivilen Gesellschaft“.¹⁰⁰ Der amorphe Wortgebrauch bewegt sich scheinbar auf hoher Ebene, entwertet sich selbst, spielt mit dem Revolutionsbegriff und nimmt als „Modernität“ kein Ende – woran es indes der „histoire totale“ mangelt, ist eine konkrete Berücksichtigung der authentischen Perspektive „von unten“ oder aus der Einzelsicht unmittelbar betroffener Menschen. Stattdessen wird alles soziologisch-rezeptologisch wie zu einem Brei der Begriffe konturenlos „verrührt“, „nivelliert“, „verschmolzen“, camoufliert und leidenschaftslos „serviert“ – beispielsweise „verdichtet“ zu einer „Transformationsperiode“ von 1750 bis 1850 mit einem „Janusgesicht“, dass wie für eine „Weissagung“ ausreichen würde: „Begrifflichkeit und Begreifbarkeit fallen seitdem für uns zusammen“.^{100a}

Die logische Reduktionssprache marxistischer Ideologen ist die artikuliertete Erkenntnistheorie scheinbar objektiven Wissens, deren experimentellen „Transformationen“ gleichsam eindimensionale Regulative wie latent-universelle Gesetzmäßigkeiten deklarieren. Anders ausgedrückt sind sie bewusste menschliche Kolonisierungsprodukte des Denkens und Handelns. Als ange-

sehener marxistischer Theoretiker periodisierte Nikolaj Ivanovič Bucharin (1886–1938) – allerdings in einer modellsprachlichen Vorausschau – in seinem 1920 erschienenen Buch „Die Ökonomik der Transformationsperiode[!]“ angeblich die Zertrümmerung des Kapitalismus. Ihr überträgt er wichtige ideologische, ökonomische und technische Phasen, deren revolutionäres Weltsystem er durch Kohärenz bzw. Komplementarität definierte, undefinierte oder durch modifizierte Instrumente überbot: Zweckhaft ressourcenorientierte Wissenschaft ist einerseits stets wandelbar, funktional-materiell und ausbeuterisch – sie „überspielt“ andererseits übertriebene Entfremdungsphänomene einer hybrid-mechanisierten Projektion.

Russlands „langes Mittelalter“ (Jacques Le Goff), das weder von einer Renaissance noch von einer durchgreifend breiten Aufklärung innovativ bereichert bzw. verunsichert worden war, erscheint neuerdings in der Forschung seit der Ära Peter des Großen wie eine „epochenspezifische“ und transformierende „Umgestalter“-Perspektive. Das ist bemerkenswert, weil Russland noch im 17. Jahrhundert, vornehmlich in den Verhaltensformen der Zustimmung bzw. Ablehnung westeuropäischer Denk- und Lebensweisen, unentschlossen, zwiespältig oder distanziert gegenüber einer Bereitschaft zur „Europäisierung“ erschien: Systemlogisch wäre jedoch die Europäisierung zugleich eine abstrakte Modernisierung, weil ihre planierende Macht wie eine Entzauberung des Heiligen die Funktionalität neuer Zwecke für politische Momente „vereigentlicht“ hätte. Auch wenn die russische Kirche unter Peter dem Großen den untergeordneten Status der Staatskirche bekam, bleibt Andreas Renner nicht zögerlich, den Zaren zum großartigen „Brückenbauer zwischen Ost und West“¹⁰¹ zu befördern.

Diese Art und Weise einer „Modernisierung“ wäre als systemlogischer Bewegungsbegriff oder als neo- bzw. monomythologische Verlaufsfigur ermächtigt zu „Überbrückungsthesen“ – zu scheinbar „hochentwickelten Brückenelementen“, mit denen die Konstruktion historischer Prozesse wie eine wissenschaft-

liche „Luftbrücke“ determiniert würde: Frei schwebende „Brücken“ suggerieren nicht nur neue sachliche Rationalisierungen, sondern eigenlogisch auch „transideologische“ Welten mit erwartungseuphorischer Wirklichkeit. Mangelzustände werden einfach durch den System-Einsatz realer und medialer sowie sprachlicher und begrifflicher Leistungs- bzw. Modellpotenzialität „verknüpft“, „überbrückt“, nivelliert oder zusammen mit kommunikativ-gangbaren bzw. vertrauten „Transformationen“ leicht „bewältigt“.

Modernisierungstheoretische „Brückenbauer“ sind – genauer unter die Lupe genommen – permanente Entwerfer oder Verschleißer der Wirklichkeit, um dann mit ihren selbstgewissen Verfahren und Konzeptionen ihre „Konstruktionen“ zu schablonieren. Aufgrund ihrer korrigierenden ideologischen Gegenwartsnegation zugunsten einer vorausgegangenen bestätigten Schablonierung würde Russland den Radikalismus der Produktionsverhältnisse legitimieren und als „Transformationsakteur“ neuer Zukunftswelten erscheinen. Als ehemals gewalttätige, stalinistische Agenten würden jetzt Transformateure sowohl die Negation sozialer Klüfte als auch die Transformation der „Überbrückung“ schonungslos vorantreiben. Ihre vom menschlichen Willen determinierten „Zwecke“ wäre quasitheologisch der Weg mit dem glückenden Bewusstsein offensichtlich alles untergeordnet; den Erfolg ihrer Totalsäkularisierung, der den Überlieferungsbruch ausführte, mobilisieren sprachlich-absurde Plastifizierungsmittel. Aufhorchen ließ im festlichen Rahmen die von Anastas Mikojan (1895–1978) unterwürfig-inszenierte, euphemistische „Hommage an die Organisation des revolutionären staatlichen Terrors, eine Beschwörung der unlöslichen (!) Verbindungen des Apparates mit der Bevölkerung“.¹⁰² Diese teuflisch-glorifizierte „Sowjetizität“ bevorstehender Raumgewinnung und Raumplanung synthetisierte auch in filmisch-hybrider Wirklichkeit gängige Maschinen-Triumphe absurder bzw. illusionärer „Transformationen“ und inhuman-imaginärer „Homogenisierungen“:

1. Medial-expressive Zeiterfahrungen und die filmisch-technische Simultaneität des Disparaten drangsalierten den Reihungsstil mimetischer Zwangsbeglückung der Arbeitermassen oder pilotierten deren Perspektivlosigkeit, eine vom Religiösen entleerte gnadenlose Zustimmung, die wie ein Paradoxon jegliche Negation oder Abwehr ausschloss. Dafür sorgten filmische Schnitttechniken der Collage, die das fortlaufende Zusammendrängen rasch wechselnder Bilder – wie in den Filmen des Regisseurs Sergej Michajlovič Ėjzenštejn (1898–1948) – wirkkräftig dramatisierten.
2. Ähnlich einem absurden Kompensationsgeschäft tribunalisierte die Massenregie der „Transformationsmaschine“ richterliche Vorwürfe inhomogener Verhaltensweisen, böartige Anklagen fadenscheiniger Unterstellungen oder korrumpierte minderwertige „Aggregatzustände“ abweichender Reaktionen.
3. Die fragile Anfälligkeit der in die Moderne katapultierten Lebensverhältnisse, die Großstädte mit entwurzelten verzweifelden Menschen regelrecht „überschwemmte“, wurde überlagert von einer gewollt-verräumlichten Ästhetisierung der Wirklichkeit, die vorgeblich entweder politisch-anästhetisch oder präventiv-medial „erobert“, aber effektiv in der Praxis „durchgedrückt“ werden musste.
4. Die „wahre“ missionaristische Revolution war die totale Indoktrination der angeblich klassenlosen Gesellschaft: Der Missbrauch der Ästhetik vereinfachte und glorifizierte die seelenlose Technik, als eine Menschen sprachlich verschlingende „Erlösungsmaschine“.

Besaß der propagandistisch ausgerufene „Sowjetmensch“ in Wirklichkeit kein Bewusstsein sozialer Kontrolle, um seine Position zwischen dem propagandistisch vorgestanzten Wirklichkeitsbild und den Erregungen, die von den „Volkstribunalen“ im

Kampf gegen „Volksfeinde“, „Abweichler“, „Aufwiegler“, „Konterrevolutionäre“, „Schädlinge“ und „Saboteure“ entfacht und gesteuert wurden, im eigenen existenziellen Interesse zu differenzieren? Der inszeniert-aufbauende und zugleich Kritik verhindernde „Personenkult“ wiegelte zwischen dem „Unterbau“-Bereich und allen „Überbau“-Führungsebenen zu Gehässigkeit und Beschuldigungen auf: Metasprachliche Zukunftserwartungen und „Modernisierungen“ waren doktrinär-„verwirbelt“ in „gleichgeschalteten“ Prozessen, einzig zur Entfesselung niedrigster Instinkte, asozialer Niederträchtigkeiten und widerlicher Bösartigkeiten. Gemeinste Rivalitäten strapazierten den „Unterbau“ mit seinem gefühlkalt-aufgeputschten Wettbewerb der Kollektivierung und Industrialisierung. „Sowjetmenschen“ wurden wie mit Mehltau in der sozialistischen Produktion „eingestäubt“, um sie scheinbar auf „massenkonforme“ und „verschmelzungswillige“ Wege vorzubereiten. „Stachanov“-Kampagnen unter dem arbeitswilligen Deckmantel des Plansolls heizten Prozesse zur arbeitssüchtigen „Pseudo-Demokratisierung“ an.

Eine auf diese Weise definierte mechanistische „Rahmung“ der Modernisierungsdiktatur erklärt gern Monumentalleistungen durch ein „Aggregat“, einen „Generator“ oder durch Antriebskräfte eines „Motors“: „Das System, das seine eigene Dynamik produziert, ist jederzeit sowohl der Motor der Modernisierung wie der Motor der Geschichte. Die Unterscheidung zwischen beiden Größen ist unerheblich, ja unmöglich geworden. Das ist aber nur eine Frage der Perspektive“. Aleida Assmann¹⁰³ verwischt Gegensätze und urteilt metasprachlich sowie zweckdienlich binarisch: „Diese System- und Modernisierungslogik nicht als Wirkung einer Naturgewalt, sondern als eine kulturelle Option zu sehen, ist möglich geworden, seit wir begonnen haben zu erkennen, dass dieses System bestimmte Handlungs- und Deutungsmöglichkeiten zum Vorteil der einen privilegiert und andere Optionen zum Nachteil der anderen ausschließt“. Entsteht hier mit ihren harmlos klingenden „Systemverteilungsoptionen“, denen jegliche philologisch-originäre Leseart fehlt, ein „moderner

Mythos der Geschichte“, mit dem euphemistisch eine „neue Zentralperspektive aufs große Ganze [!] der Weltgeschichte“ eröffnet wird? Solche „Systemverteilungsoptionen“ sind Regulatoren im Spekulationsdienst der ideologischen „Erlösungsmaschine“!

Geschichtswissenschaft kommt wie andere Disziplinen nicht ohne Korrekturen und sogenannte „Nachbesserungen“ aus, aber in der Modernisierungstheorie herrschen Erwartungen konkurrierender Experimentallogik mit permanent-erwarteter, linearer Modell-Effektivität: Nach Ansicht Manfred Hildermeiers entwickelte sich daraus im 19. Jahrhundert Russlands ein vergleichendes Dispositiv sowohl von sektorialer „Rückständigkeit“ – allerdings mathematisch-„verformelt“ angehoben auf eine Bewertungsebene „mit ‚mittlerem‘ Entwicklungsniveau“ – als auch temporal nachholender „Modernisierung“, die „alle wesentlichen Ziele und Motive [...] aus Westeuropa erborgt [!]“ hätte.¹⁰⁴ Von außen kommende Kräfte hätten somit einen „Teil des umfassenden Modernisierungsprozesses“ gebildet und einen Teil der „Transformationen“ in wechselseitiger elastischer Verschränkung ausgestaltet.

In der Sprache der Plastikwörter gleichen diese Produkte einer „sozialistischen Entwicklungsdiktatur“ und den Projektionszielen eines revolutionären Modernisierungsdogmas. Im Modus systemlogischer Anerkennung arrangieren diese Plastikwörter alles glatt, leicht und „überzeugend“. Attributive Relevanz bestätigt den Eindruck: Vor ihrem Hintergrund hätten sich merkwürdigerweise nicht nur die „Vorgänge des Jahres 1917 zu einer Revolution im genaueren Sinne des Begriffs summiert“, sondern der „Rote Oktober“ hätte auch mit der „Vergangenheit“ gebrochen.¹⁰⁵ Summation, Kontinuität und Kulturbruch gestalten einerseits Wissenschaftsgeschichte und Begriffsgeschichte, andererseits nutzen sie eine Paradigmendifferenz, die empirisch-sprachliche divergierende Begriffssysteme mit unterschiedlichen semantischen Aussagen verbinden: In der Person Lenins verschiebt sich die Kontinuität zur extremen Diskontinuität, zum Antichristen oder zum eklatanten „Kulturbruch“ mit Regiewechsel, für den der rigorose

Bedeutungswandel von Theorie und Sprache dem Sprung-Wechsel von der Metaphorik zur Metaphorologie adäquat ist.

Der „Rote Oktober“ erscheint in diesen modernistisch-temporären Ergänzungsmustern der Machtbehauptung, deren bolschewistische Ausführung sich anscheinend durch äußerst radikale Methoden erfolgreich bestätigt hat, wie ein gleichrangiges Beziehungsregulativ. Im Kern resultiert daraus eine fragile Synchronizität, die im Ereignis des „Roten Oktobers“ sowohl die einmalige „Wachablösung“ als auch die „Geburt [!] des Sowjetstaates (Oktober 1917–1921)“ samt der „Geburtswehen“¹⁰⁶ zukunftsorientiert rechtfertigen soll: Diese verblüffend-konstruierte, sprachlich-fixierte Homogenität erscheint zum einen harmlos, zum anderen wie ein ideologisch-monströses Phänomen, das den staatlichen Werdegang mit Schrecken konditionierte. Gehören hier nicht schon Revolutionsbegriffe wie „Wachablösung“, „Geburtsort“, „Geburt“, oder „Geburtshelfer“ (Ernst Bloch) in den auffällig-„gemischten“ Kontext reflexionsbedürftiger Bricolage-Metaphern? Das ist eine Überlegung wert, denn nur die Metapher wirkt wie ein sprachliches Leitfossil, das im Bewahren, zu dem das Hervorbringen sinnlicher Zeichen seines deutungs offenen Naturherkommens beiträgt, insbesondere „Mythisches“ zur Sprache bringt als bewusste Variationen einer „wahren Erzählung“.^{106a}

Als pluralistischer „Gegenstand kontroverser Deutungen“ hätten ihre Verfechter von „Staatsstreich oder Militärputsch“, denen die „Selbstrechtfertigung der russischen Liberalen“ bekannt war, nicht das „Klagelied auf die Verletzlichkeit der ungefestigten Demokratie gegenüber der Entschlossenheit selbstgewisser Ideologen“¹⁰⁷ singen können. Auch hätten sie nicht emotional und kommentarlos in eigener Selbstbespiegelung revolutionäre Narrative als Modernisierungsstadien strapazieren dürfen: „Trauergesänge“ beklagen in der Regel den Abschied von einer demokratischen Zuversicht, weil die revolutionäre Gewaltgeschichte kein Vertrauen in „gesellschaftliche“ Makroperspektiven des riesigen Landes eröffnet hat. Russland brauchte sicher-

lich wie alle Länder einen „Gründungsmythos“ oder Ursprünge historischer Mythen, die – im großen Strom von Erfolg, Niederlagen, Fehlern und Errettung – ihr eigenes politisches Verständnis mit ihrer Kultur vernünftiger Selbstbehauptung bestätigen. Dabei erscheint deren Sinngehalt indes im Volk wichtiger als die Erfahrung, die in der Entfesselung des vorgetäuschten „rein“ Faktischen verderbliche ideologische Wege suchte.

Ähnliches gilt für Modelle selbsternannter Gewissheiten und sowohl für die gesamte „Stufung“ des historisch-dialektischen Materialismus als auch für die gewalttätige Revolutionsgeschichte, die sich seit der „Wachablösung“, der Zwangsauflösung der „Konstituierenden Versammlung“ und dem Separatfrieden mit Deutschland dann in der folgenden Zeit bis 1932 ergeben hat: Mit ihr sind Irrwege fürchterlicher „Modernisierungs- und „Vernichtungsphasen“ zu beurteilen, deren Antworten auf der Hand liegen. Was spricht menschenrechtlich gegen die mediale und politische Allmacht einer strategisch-exekutiven „Homogenisierungskatastrophe“ oder gegen die fürchterliche Allgegenwart einer stalinistischen „Terrormaschine“? Die „von oben“ durchgängig vollzogene Dehumanisierung kriminalisierte im „Bürgerkrieg“, in der „Industrialisierung“, der „Zwangskollektivierung“ sowie in den absurden „Schauprozessen“ alle wortverdrehenden Sprachformen individueller „Umwertung“ bzw. „Verwandlung“, die bewusst nicht zwischen „Störenfrieden“, „Sündenböcken“, „Mitläufern“, „Sektierern“, „Opportunisten“ und „Willfähigen“ unterschied: Stalins wahnsinnige Modernisierungsdiktatur hatte am konsequentesten mithilfe staatskonformer richterlicher „Sprachlenkung“ alle multipolaren Vernetzungen, Perspektiven, Transformationen und Identitäten zerstört und beseitigt.

Mit ihren (pseudo-)juristisch inszenierten „Dramaturgie-Mustern“ oder ihren erzwungenen gestelzten „Geständnis-Mustern“ im Schauprozess verängstigten die Richter entweder das eigene Volk oder stachelten Menschen erst richtig gegeneinander an. Hier kulminierte in der Revolutionsgeschichte – scheinbar zweispurig – die Militarisierung und Modernisierungsdiktatur

wie ein reales Wahnsystem, in dessen „Durchdrehen“ und „Verdrehen“ alles sprachlich enteignet und zugleich schamlos instrumentalisiert wurde: Das blutige Inferno des inneren Krieges von 1918 bis 1938 verursachte nicht nur unmenschliche Quälereien und Massaker, sondern die Verzweiflung der Menschen potenzierte auch das katastrophale Ausmaß, indem die „Terror“-Sprache die menschenunwürdige „Mythisierung der bolschewistischen Macht“ eindrücklich und plakativ verhüllte.

Modernisierungstheoretiker objektivieren Konzeptionen und Modelle mit einem spezifisch-sprachlichen „Betriebsmodus“, der in der Forschung zwar semantisch-reduzierte Worte für funktionsäquivalente Verfahren „entladen“ hat, aber Sprache zugleich für den gleichschaltenden Dienst von Transformationen und Identitäten wieder „aufladen“ kann. Ihre naturalistischen Prozesse der „Entladung“ und „Aufladung“, die nicht an normative Erinnerungen aus der Vergangenheit gebunden sind, bemächtigen sich menschlicher Welten und Assoziationen in gedachter Wirklichkeit und Gegenwart: Digitale Interdisziplinarität ist maschinengebundene machbare Perfektion, verbreitet materiale abstrakte Relevanz oder profiliert kulturelle Verschmelzungs-, „Einschmelzungs-“ und Umwertungsprodukte, die Vergangenheit verändern und Menschen der Zukunft mit völlig neuen Herausforderungen konfrontieren. Menschen werden theoretisch auf willensschwache Rollenträger degradiert, die in der Gesellschaft zwar das Denken vielfach verknüpfter Teilbereiche präsentieren, aber deren Intentionen sich in ständiger Zirkulation im vereinfachten Prinzip zuspitzen lassen: Zum einen metaphorisch zwischen Aneignung und Anerkennung oder zum anderen metaphorologisch zwischen „Aufladung“ und „Entladung“. Auch sind Mischformen möglich: In Zeiten öffentlicher Krisen, in denen Identitätsverwirrung herrscht und „Transformationen“ ihre Konturen bis zur behaupteten „Ein-“ oder „Verschmelzung“ verlieren, wird das praktische Verhältnis von Identität und Haftung für das eigene solidarische Handeln brisant.

„Kugelwissen“, Autoritätsglaube und Theorienstreit: Zukunftsprojekte, Modernisierer und „Maschinenmodi“

Spätestens seit dem „Kalten Krieg“, der nach dem „Zweiten Weltkrieg“ bis in die 80er Jahre des 20. Jahrhunderts hineinreichte, wurden Gedanken einer einheitlichen Wissenschaft und Weltordnung durch die Konkurrenz der zwei Weltmacht-Blöcke unter Amerikas und Russlands Führung evolutionär, forschungsrelevant und experimentell-offensiv untersucht: Wissenschaftliche Denkarbeit experimentiert mit innovativen Methoden geistiger Flexibilität. Während der Physiker, Wissenschaftsphilosoph und -theoretiker Thomas Kuhn in seinem Buch „Die Strukturen wissenschaftlicher Revolutionen“ (1962) auf solche „Denkspiele“ einging, betonte er nicht den appellativen Wert gesellschaftlicher Geschichte als „Fortschritt“, eine anschauliche Richtigkeit des Körperlichen als angeblich routinemäßiger Paradigmenwechsel, in denen Wissenschaftler mit zielsicher-etablierter Theoriearchitektur kooperierten, arbeiteten und weniger vom nachhaltigen Geist der Revolution pilotiert wurden.

Wer kennt nicht die Faustregel, dass Philosophen bei Einschätzungen Physiker risikolos zu Rate ziehen sollten. Nach den Konditionen Kuhns wären Forscher vielmehr am paradigmatischen Zyklus wiederkehrender Konkurrenz oder an der exploratorischen Lösung von Wissensproblemen interessiert, die letztlich auch Grenzgänger „aufgeschlossener“ Wissenschaft paradigmatisch erfassen würden. Strategien derartig „hochgestochener“ Wissenschaft waren fulminant, die in Zeiten des „Kalten Krieges“ verschiedene solidarische Bedingungen wider-

spiegelten: Zwischen Amerika und der Sowjetunion herrschten kontroverse Weltbilder, die im Großen überhaupt nicht kompatibel waren – in Europa im Kleinen schon gar nicht wegen der politisch privilegierten Polarität weltanschaulich-instrumentalisierter Lebenswelten in der Bundesrepublik Deutschland und in der „Deutschen Demokratischen Republik“.

Wissenschaftliche Idealbilder, die nicht auf eine heroische Vergangenheit zugunsten einer grenzenlosen Erwartung zukünftiger Prozesse verzichten wollen, leisten nicht selten einen Beistand, technologisch-hybride Zielsetzungen gesellschaftlicher Zukunft zu fördern, zu planen oder zu begrenzen: Wissenschaftlicher Wandel und gesellschaftlich ordnende Stabilität, die sich aus der Philosophiegeschichte ableiten lassen, trafen in Amerika auf Kuhns kühne Entscheidung, neue Theorien einer wissenschaftsphilosophischen Zeitströmung diskursiv zu reflektieren. Erkenntnistheoretische Überlegungen, die wiederum ethische Zukunftsfragen für zeitgenössische technologische Debatten aufwerteten, waren zugleich Beiträge, um „therapeutische“ Denkkategorien nicht nur gegen die kognitive Relevanz und Diagnostik der Modernität aufzubieten, sondern auch den Wortfeldern interdisziplinär-verschmelzender Sprache in Kuhns Argumentation öffentlich und kontrolliert zu widersprechen.

Prinzipiell sind Kritiker Kuhnscher „Big Science“, einer paradigmatischen Abstraktion der sozialen Welt, offensichtlich gefragt. Sie sollen in detaillierten „antiparadigmatischen“ Prüfverfahren Kuhns „nachhaltig“ und „unzulänglich“ vorhandenen, wuchern den „Schwachstellen“^{107a}, wie die Wahrnehmung der kognitiven Spieler selbstbezoglicher Anthropozentrik oder die der Materialität von Enten und Kaninchen kritisch kommentieren. Derartige Analysen mit metaphorisch-materiellen Entitäten anschaulicher Unterordnung demonstrieren sowohl den experimentellen Gestaltenwechsel ihrer paradigmatischen Sinnfindung als auch die Falsifikation ihrer erwarteten Befunde. Ähnliches gilt beispielsweise für die evolutionär bekannte These, dass der Mensch dasjenige Tier ist, welches sich als Mensch im Unterschied zum Tier

„versteht“, jedoch sich einfacher Gleichsetzung gegenüber widerständig verhält: Tiere können Menschen von keiner Verantwortung entpflichten, wie bisweilen in Literatur und Forschung aus „animal“ und „anima“ („Geist, „Seele“) – einer Identität des Animalischen und der „Anima“ – abgeleitet wurde.^{107b}

Der Mensch, der sich üblicherweise „selbst bestimmt“, entspricht zwar formal einer wissenschaftlichen Forschung, in der aber das „animal-rationale“ bzw. „animal sociale“ den regulativ-praktischen, biologischen Vollzug humaner „Transformationen“ als Spezies von „Tier und Mensch“ bewusst vollzogen hat. Auch wenn sich der Mensch nicht immer vernünftig verhält, geht es optimistisch um die Humanität, Personalität und Würde, die weder einer irritierenden Anthropozentrik noch einem selbstnormierten Sprachspiel nahekämen, wie beispielsweise in der rhetorisch-literarischen, poetologischen Austauschbarkeit von Tier und Mensch. Diesem kommunikativ-materiellen Sinnkreis entsprechen beispielsweise Muster einer anthropozentrischen Gefährdung, vordergründige Theorieversprechen populärer Identitäten oder metaphorologische Strukturen sprachlicher Bilder, mit denen die Fragwürdigkeit abstrakter sozialer Modelle sowie die Rekonstruktionslogik der reduzierten Komplexität mithilfe moderner Deutungsmuster korrespondieren.

Der Mensch ist niemals Gott gleich, das ist sicherlich nicht nur der tiefste Sinn seines Menschseins, sondern auch ein theologischer Vorbehalt menschlicher Kultur, der zugleich seine Botmäßigkeit in der Beziehung zu Gott definiert hat. Pilotieren künftig Methoden und Verfahren der Globalisierung, Digitalisierung und Materialisierung die fortschreitende Modernisierung der Welt, als wäre die autonome Norm des Selbst die einzige deterministische Leittheorie humaner Wert- und Raumgrößen? Das gesellschaftlich verlockende Provokante ist bekanntlich als modernistische Denkweise eine funktional-fortschrittliche Materialisierung, eine universal-verheißungsvolle „Nützlichkeit“, weil sie durch Vergessenheit sowohl auf das Tiefgründige und Schwierige des Ursprünglichen als auch auf die Authentizität

von Sprache und Bild gegenüber der Vergangenheit verantwortungslos verzichten würde.

Die strukturelle Sowjetisierung radikalisierte ideologisch-beschleunigende Zeitmodi, die Menschen gegen Passivität und „Rückständigkeit“ aufschrecken und dogmatisch für umwälzende oder umdefinierte „Objektivitätsprozesse“ im Joch der Modernisierungsdiktatur mobilisieren sollten. Indem die Monumentalpropaganda die durch „Säuberung ausgelöste Erschütterung“ im Volk mithilfe der Mobilisierungsdramaturgie von großsprecherischen „Transformationen“ zu täuschen versuchte, sollte diese „Verwandlung“ Menschen in der Weise „verzaubern“, als wäre diese Vision schon die eigene Erfahrung, die neue Vision im Prozess zu einer Vollendung. Was sich hier mithilfe der „Militarisierung“ vollziehen sollte, das war letztlich eine technoid-„durchinszenierte“ und administrativ-dramatisierte Kollektivierung. Vorgeschobene Gründe sollten totalitäre Absichten tarnen, um sich der beschleunigten Liquidierung von Kulaken – vorverurteilt wie vermeintliche Klassenfeinde von Terroristen, Saboteuren und Mördern – konsequent zu entledigen. „Rote Fachleute“ und Wissenschaftler mobilisierten mit der Partei des Proletariats, der Bolschewiki, mit Stalins Zwangsindustrialisierung das innovative Leitbild „Flugzeug“. Mitte der dreißiger Jahre galt es als plakatives „Symbol einer revolutionären Mission“ oder als technologische „Waffe im Kampf mit negativen Eigenschaften des Raumes“.

Was der Blick auf die stereotype Synthetisierung des technischen Fortschritts imaginieren sollte, war die Modernisierung einer propagandistischen Schein-Authentizität – nämlich eine visionäre „Verschmelzung“ von Theorie und Leben. Mit ihrem Stempel positiver Erwartungshaltungen wollte die Modernisierung den normalen Rhythmus des Lebens nicht nur zugunsten einer sowjetischen Aneignungsbereitschaft empfänglich machen, sondern auch die kostbare Zeit durch die ästhetische Erfahrung einer traumhaft-anerkannten Lebensszenerie antizipieren: Die mediale Modernität raumgreifenden Erfolgs schien die

Rückständigkeit, Trägheit und „Last seiner Geschichte“ schlagartig zu überwinden, als würde diese „Objektivitätsmaschine“ den sogenannten „Epochensprung“ und damit die „Definitionsmonopole über Feind und Freund“ durch „Arbeitszwang“, Materialität des Wissens, Wortmonster oder funktionale Derivate des Sprachgebrauchs verharmlosend widerspiegeln.¹⁰⁸

Im Reich hemmungsloser „faustischer“ Zwecke, das der eigenen Experimentierpotenz keine Grenzen setzte, wird die semiotische Armut gleisnerischer Politformeln vertuscht. So gesehen „überspielt“ die final ungesellige, kalte Ohnmacht des amoralischen Endzwecks in der Militarisierung die Ganzheit von Glaube und Wissen. Eindrucksvoll stimuliert die Popularität und Effektivität der Technologie Vorstellungen epistemischer Affirmationen, als würden sie das „grandiose soziale Laboratorium“¹⁰⁹ nicht nur mit seinen anonymen Konditionen, sondern auch das Wesen einer erfolgreichen Reduktionssprache und rational-wissenschaftlichen Selbstbestimmung charakterisieren.

Goethe konnte nicht wissen, dass die Figur seines „Faust“ ein Schlachtfeld äußerst ambitiöser militanter Zwecke, Transitionen und Transformationen im 20. Jahrhundert okkupieren würde. Was bei der literarischen Zweckdienlichkeit des „Faust“ als Neues herauskam, war die extreme Anerkennung der theoretisch verpflichtenden „Herstellung eines Kanons“: In der Summe eine objektiv-dogmatische, bereitwillige Gefügigkeit des „Neuen Menschen“, die nivellierte Koexistenz einer „durchmischten Gesellschaft“, die Verpflichtung eines „gemeinsamen Zeithorizonts“ und die Schaffung eines „identischen kulturellen Raumes“, gestaltbar aus grenzenlos-illusionärer, weltbezogener Anerkennung im theoretischen Maßstab des ideologischen Materialismus.

Diese durchgängig „umkrepelnde“ Zwangsformel, die aus der scheinbar weissagenden „Transformation des Landes“ hauptsächlich in Russland den „Klassenantagonismus“ in allen Formen vertreiben wollte, korrumpierte den optimistischen Wechselrahmen zu einer scheinbar tollkühnen. säkularisierten „Sakralität“, zu einem Willkürapparat, der zwar äußerlich von

einer religiösen Allmacht zehrte, aber mit einem Vernichtungswillen zum Tötungshandeln antrieb, das die Negation Gottes als unionsweite, „uferlose Gleichzeitigkeit“ der „Objektivitätsmaschine“ vergegenwärtigen wollte. Sprache als semantisch offenbarte Wahrheitsstiftung verlor durch die zukunftsweisende „Optionsmaschine“ an semantischer Ursprünglichkeit, gewann dagegen im zeithistorischen Veränderungsprozess der Militarisierung an diesseitiger dynamisierter Wirkkraft.

Mit dem industriellen Zeigecharakter der Welt artikulierte die Sprache einen latent-steigenden, „übersetzten“ Reduktionsprozess, der als gesellschaftliches Schwund-Imitat mindestens auf zwei Bereiche großen Einfluss nahm:

1. Die Selektionsmaschine „solidarisierte“ in der sowjetischen Diktatur mit ihrer gestanzten Begrifflichkeit zwangsläufig Menschen, als wären sie mithilfe einer „pilotierenden“ Anästhesierungsmaschine bis zum Letzten bereit.
2. Nichts sollte dem Zufall überlassen werden: Kontroversen zwischen politisch interessierten Gruppierungen wurden weltanschaulich orientiert, segmentiert „aufgeladen“ oder bestenfalls optimiert bzw. professionell-gemeinschaftlich instrumentalisiert.¹¹⁰

Dieser „sinnwidrig“ bis „sinnentleerte“ Formalismus im 20. Jahrhundert, der Menschen mit der Erniedrigung des Menschlichen ideologisch hantieren ließ, beherrschte somit die Nomenklatur in Tateinheit, denn die Vergegenwärtigung bloß menschengemachter Worte wuchs sich aus zu einer verzweifelten „Selbstreflexion“ der in sich verglimmenden Seele. Das war nicht nur eine eigensinnige Schwäche, sondern auch letztlich eine widersinnige Verlorenheit, eine das Ego und das Gewissen des Menschen rigoros zerstörendes „Identitätssystem“. Durchschauten die Menschen nicht diesen angeblich „Gemeinschaft“ schaffenden Effekt, der ihre objektivistische Erniedrigung nur durch das flüchtige

Surrogat einer metapolitisch-willfährigen Verwandlungsmission zu erfüllen vermochte? Wollten sie wirklich an einem exklusiv-revolutionären Projekt teilnehmen, um der Hybrid-Zukunft die Bahn brechenden Dienste durch ihre scheinbar selbstlose „Unterwürfigkeit“ zu garantieren?

Wer Menschen zwanghaft einem „blinden Autoritätsglauben“ unterwirft, der benötigt die Propaganda wie ein Opiat, das die monomanischen Bedürfnisse auf „Väterchen“ Stalin fixierte. Die „Objektivierungsmaschine“ der Propaganda beherrschte die ambivalenten Ebenen der Inszenierung, denn die Radikalität der gesellschaftlichen Umkehr wurde zur kollektiven Heilserwartung von Grund auf erhoben: Wirklichkeitsfremder Fanatismus war die stilisierte Attitüde des Diktators Stalins, die alle Lebensbereiche verpflichtende Mission und monströse Instrumentalisierung. Ihre auf Missbrauch angelegte Vorschrift wurde als Aneignungs- und Anerkennungsform den Menschen gewaltsam „übergestülpt“. Literaturwissenschaftlich wäre das weniger die Resonanz der Lektüre, sondern die „Verschiebung“ des Erkenntnisinteresses, die den Rezipienten auf ein dialogisches Verstehen festlegt, wenn er den latenten Sinn aktueller Wirkungsabsichten zu entschlüsseln versucht. Für eine rezeptionstheoretische Legitimation gibt es ohnehin kein Einheitsmuster, das beispielsweise für Menschen kritiklose Einsichten in die medialen Wirkungsmechanismen erleichtert wie das Durchschauen zwischen Werk- bzw. Textintentionen oder die Akzeptanz ihrer navigierenden Rezeption.

Mit Goethes „Weltliteratur“ wurde der „Mission des Übersetzers“, insbesondere mit dem Blick auf die Kultur der russischen Welt, eine erhebliche Bedeutung beigemessen. „Die Doppelbestimmung der Übersetzung“, deren sprachlich-interne Unlösbarkeit Goethe beschäftigte, erkannte er in ihrem inhärenten Problem, zum einen „objektiv mit dem Fremden bekannt zu machen“ und zum anderen dessen Wirklichkeit durch Sprache „subjektiv zum literarischen Eigentum“ anverwandeln zu wollen. Jede „Anverwandlung“ eröffnet aus Lev Kopelevs Sicht, die mit Goethes (HA 12, S. 499, 947) identisch ist, eine verantwor-

tungsvolle Perspektive: „Übersetzer sind als geschäftige Kuppeler anzusehen, die uns eine halbverschleierte Schöne als höchst liebenswürdig anpreisen: sie erregen eine unwiderstehliche Neigung nach dem Original“.^{110a} Kopelev beschreibt in seinem Beitrag „Faust in Russland“ ausführlich und detailliert Goethes literarische Rezeption in den Reihen der russischen Gebildeten. Wohlbemerkt war Goethe in Russland unumstritten, weil sein „Faust“ abendländisch etwas völlig Neues repräsentierte: „Faust“ wurde mit Hilfe des Mephistopheles jener Prototyp der Modernität, die geheimnislose „Symbolfigur der Neuzeit“ oder ein innovativ-offensiver, exzeptioneller „Vergessenshelfer und Mentor der Vergessenskunst“, auf jeden Fall die zu überwindende „Fehlentwicklung des abendländischen Geistes“.^{110b}

Unter den Wissenschaften ist die Geisteswissenschaft ein Füllhorn philologischen und epistemischen Vermögens in pluralistischer, ontologischer und methodologischer Hinsicht. Schriftliche oder mündliche Texte enthalten und „entfalten“ u. a. in der Regel kontinuierliche Autoritätsbezüge und komplementäre Ordnungsstrategien, weil jeder Lektüre denkbar „Gutes“ literaturhistorischer Erinnerung „innewohnt“. Antworten auf Textleistungen sind stets kontrovers, weil ihnen eben gegen Böses ein Firewall fehlt. Aber was differenziert literarisch Mögliches vom Verständnis performativ gelingender Wirklichkeit? Das wäre letztlich die Dialektik der rhetorisch-kommunikativen Wegscheide, die im äußersten Konfliktfall das prädierte Suchen nach parlamentarischen Lösungen nicht mehr mit der Theorie absoluter Entschiedenheit zu versöhnen vermag. Wer ausschließlich auf den „Katechon“, den „Feind Gottes“ oder den Antichrist als Gottes Feind, fixiert ist, nimmt zwar den Teufel ernst, aber unterschätzt die Empfänglichkeit und Verführbarkeit des Menschen durch das Böse. Welchen Einfluss haben ideologische Radikalität, Hybris und Erfolgshunger auf die methodisch-kritische Komplexität, der zudem noch die Eigenheit der Kontingenz vorbehalten ist. Dieses gilt dem Guten wie dem Bösen, aber auch der

Koinzidenz, die Gott im Denken der Menschen nicht wie eine performative „Verwirklichungsmaschine“ lizenziert.

Wissenschaftliche Kontroversen in der Geisteswissenschaft verlaufen im Allgemeinen undramatisch und undogmatisch: Jürgen Paul Schwindt vereinbart mit der Lektüre thematologisch, kategorial, diakritisch, epistemisch und selbstreferenziell einen intensivierten Leser-Auftrag, dass die aufklärende „Erkenntnisverfertigung“ innere Ordnungsprinzipien komplettiert. Thomas Fries erörtert die hermeneutische Sperrigkeit der Texte, die nicht nur das „Wesen der Literatur“ charakterisiert, sondern auch gründlich die Eigenheit der Interpretation qualifiziert. Ihre Auge und Ohr schulenden Denkformen bilden nicht nur zu eigener interpretatorischer Verantwortung aus, sondern das Wissen imaginativer, tiefschürfender und fortdauernder Erkenntnis sei ergänzend zu den „athematischen“ Dispositionen analytisch zu ermitteln. Fries erörtert zudem die aus der „radikalen *Dialogizität*“ resultierende Kommunikation, die keinen Dialog ermöglichen würde. Er wäre im Ergebnis die scheiternde Expressivität des „Aneinander-Vorbeiredens“. Franz Kafka (1883–1924) ermöglicht ihm eine analytische Erkenntnisleistung: Die sich im „Ich“ vollziehende wirkliche, flüchtige bis absurde „Transformation des Selbst“ wäre eine selbstvergessene Dialogizität, in der sich die Relativität von Zeit und Raum wiederfände. Das ungleiche Referenzsystem im literarischen Kommunikationsmodell, das zwischen dem „Ich“ („Fragender“) und „Du“ („Schutzmann“) orientiert, würde nicht einmal durch das Moment einer „Impulstransformation“ aufgehoben.¹¹¹

In der sowjetischen Praxis wurde die Lebenswirklichkeit zum raumgreifenden „Entwicklungsdifferential“ umgemünzt – zum ideologischen Desiderat durch Gewaltausübung: Das stalinistische Mahlwerk unterdrückte das riesige Land wie eine mechanistische Allzermalmer-Maschine – machtvolle „Gespensterarbeit“ vernichtete sowohl Haltungen menschlicher Ehre als auch Positionen des inneren Krieges, „übersetzte“ seine bildlich-entgleiste Latenz in eine erzwungene „Masken-Sprache“ oder errichtete

militante Fassaden unbelehrbarer Weltblindheit. Die Wissenschaft demokratischer Staaten kann diesen regulatorischen Widerspruch sprachlicher Standpunkte bis zum interpretatorischen Dissens ausschöpfen. Aber die absoluten Werkzeuge der Ideologie und Gewalt, die in der Logik der Absurdität herrschten, „weissagten“ das monströse Gegenbild zur Humanität.

Der ungeheure Wortbruch ist ein Abgrund, vor dem die Logik der Gerechtigkeit prinzipiell bewahren soll. Eine sozialwissenschaftlich nivellierende Sprache, die ihren terminologischen Wortgebrauch auf Befunde der „Säuberung“ überträgt, beginnt revolutionäre Wahnleistungen durch die utopische Ästhetik des „schönen Scheins“ zu verwischen, abzuschwächen, zu entideologisieren oder zu neutralisieren. Objektivität ist keine Maskerade, ihre verdeckte Zwiespältigkeit der Wirklichkeit ist im Gegenteil die Wahrheit der Ungeheuerlichkeit. Darum entlarvt die Polarisierung zivilisationsbrechende Irrwege, um die fratzenhafte Euphorie eines „destruktiven Sozialismus“ in seiner unkritischen Vulgarität freizulegen oder die illusionistische „Projektion einer Heimat Sowjetunion“¹¹² hingebungsvoll zu preisen. Nicht alles eignete sich für eine Transition im Strom der Antizipation, wie ein weiterer Tatbestand demonstrierte: Stets hallte in der tagtäglichen Wirklichkeit der Modernisierungsdiktatur das allgegenwärtig-gepresste Fauchen der „Terror-Lokomotive“ wider, zwischendurch war das Geratter anderer Züge für die Zulieferung der Menschen für Erschießungskommandos im Netz der Einwegbahn nicht nur zu vernehmen, sondern auch im Beben der Erde zu spüren.

Im realen Zustand der Verzweiflung und Einschüchterung oder in der seelischen Anfälligkeit und Verletzbarkeit bis zur Traumatisierung dominierte letztlich Kraftlosigkeit, die tatsächlich durch das Wort weder Merkmale lähmender Anästhetisierung noch einen weissagenden, inneren Glanz sozialer Einheit und Solidarität widerzuspiegeln vermochte. Angesichts dieser sprachlichen Dumpfheit sind Dichter keine Erfüllungsgehilfen menschenverachtender Gewalt, sondern ihrem Begriffe nach in literarischer Aneignung aufrichtige substanzielle Bewahrer des

Menschlichen, deren innere Freiheit „athematischer Lektüre“ zu neuen Erkenntnissen führt. Ihnen ist die „Ernstnahme des kategorialen Ehrgeizes“, die Einsicht in die Kontingenz der Sinnbildungen, in die „Sperrigkeit des Weges“ oder in die „fortschreitende Komplexisierung der Verhältnisse“ nicht fremd geworden: „Das athematische Lesen ist ein epistemisches Lesen“, das sich bei der philologischen Suche zum einen auf die wissenschaftliche und literarische „Erkenntnisverfertigung der Texte“, zum anderen – so wiederum die Rechtshistorikerin Marie Theres Fögen – bis auf die „Bühne hinter den Gesetzesworten“ erstrecken müsste.^{112a}

So gesehen fordert der „Rote Oktober“ viele Themafragen, Antworten und Weissagen heraus. Was dem prüfenden Blick auffällt, ist zuerst die Begrifflichkeit. Die russische Geschichte als Aspekt der „Globalgeschichte“, als einer wissenschaftlichen Perspektive Europas unter vielen, verfügt einerseits über den kaum entwirrbaren Kollektivbegriff „Rückständigkeit“ – repräsentativ in den Aspekten „Rückständigkeit als wertender Begriff“, als „Quellenbegriff“ oder als „Verzeitlichungsbegriff“.¹¹³ Andererseits verhilft die der Empirie nahe Analyse von Globalgeschichte mit der systemlogisch stringenten Verlaufsf figur der „Modernisierung“ dazu, sowohl über vernetzende Wechselwirkungen des 20. Jahrhunderts mit ihrer Pluralität und Modernität als auch über die blutig-gefräßige Monstrosität der kontextbezogenen, sozial-kulturellen „Transformation“ bzw. der „Verwandlung“ nachzudenken, um scheinbar sprachlich-distinkte, willentliche und interkulturelle, nicht verharmlosende (proletarisch)-sozialistische Rechtfertigungen der sogenannten Transformations-, Interaktions- und Anpassungsprozesse freizulegen.

Denn Russlands Weg, besonders seine Verflechtungen mit Europa, thematisiert – als sowjetisch-ideologisches Gewaltprodukt von 1922 bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs – nicht nur eine Schwächung, sondern „paradoxerweise zugleich dessen Weg in die Rückständigkeit“¹¹⁴. Diese Ambivalenz vertuscht sowohl Zwänge scheinbar ideenreicher Impulse der marxistisch-leninistischen Ideologie als auch die missionaristische Hybridität

einer von avantgardistischen Akteuren eigenen kämpferischen Denkarbeit und Handlungsweise. Daraus resultieren zwei Seiten einer Medaille: Wissenschaftlichen Ursprünge „mentaler ‚Verwestlichung‘“ bzw. „kultureller Verwestlichung“ sind die Diktion der einen Seite. Die andere trieb eine verdinglichende „Westernisierung“ („Westernization“) mit kreativistisch-fortschrittlichen Strategien voran, die gewalttätige sowjetische Visionen der Zukunft prospektiv mit wirkungsmächtigen Intentionen verknüpfen: Skalierten sie der Nationalisierung interne kontroverse Voraussetzungen, die in der Praxis sowohl die Indigenisierung des Bolschewismus als auch die „kulturelle Homogenisierung [!] des Imperiums“ zum Scheitern verurteilten?¹¹⁵

Im fortschreitenden Prozess der Historisierung rückte die zeitlich begründete Analogie funktionierender Diktaturen ins Zentrum vergleichender Forschung. Das Urteil eines englischen Historikers wirkt heutzutage im Himmel der Geschichtsschreibung zuweilen authentischer als das eines deutschen: „Der Vernichtungsfuror Stalins war dem Vernichtungsfeldzug Hitlers zuvorgekommen“¹¹⁶. Stellen vergleichende ideologiekritische Überlegungen die Beschwörungsformel „Singularität“ der nationalsozialistischen Verbrechen in Frage? Dieser Tatsache genügen Fragen an die Geschichte, die ihrer Lektion durch Vergleich, Verfahren und Kritikfähigkeit methodisch zuträglich sind. Da eventuelle Vorwürfe, es würde die Verharmlosung von NS-Verbrechen und die Instrumentalisierung der Opfer beabsichtigt, nach 75 Jahren durchaus anachronistisch sind, emanzipiert und orientiert jede neue Perspektive.

Sie muss jedoch durch vergleichende Kategorien und Maßstäbe zu den Diktaturen, ihrer jeweiligen „Rechtsstaatlichkeit“ und ihren präzise definierten Konzepten zwischen nationalsozialistischem „Führer-“ und sozialistischem „Rätestaat“ durch eine kritisch-abgrenzende Komparatistik kurz kommentiert werden: Äußerst brisant sind modernistisch-schablonenhafte Thesen, „beide Regime“ hätten „voneinander gelernt“, noch bedrückender ist die Konformität vergleichender Deutungsmuster „Ordnung“

wie die der „Ordnung durch Terror“ bzw. die der „Ordnung ohne Ambivalenz“ oder die „Überlegenheit homogener Gesellschaftsordnungen“, obwohl eine Konfliktlage zwischen „eindeutigen Ordnungsvorstellungen und uneindeutigen Verhältnissen“^{116a} geherrscht habe. Überzeugen „ihre monströsen Ordnungsprogramme“, um die Gestaltbarkeit der Zukunft als „ewige Ordnung“ selbstgewiss-eindeutig begründen zu wollen?^{116b} Tradition und kulturelles Erbe spielten im Wissen, in der Selbstwahrnehmung und in den Wahnvorstellungen der Auftragsgeber bzw. Täter weder im „Klassenmord“ noch im „Rassenmord“ eine korrigierende bzw. orientierende Rolle.^{116c} Sogenannte „Ordnungsutopien“ sind keine ideologischen Entlastungsprojektionen, die ohne Differenzierungen zu beurteilen sind. Vielmehr sind „Inhalte“ rechtsnihilistischer Worthülsen, die der Zarenzeit und der Leerformeln des Stalinismus, zugleich im Wechsel zum Bolschewismus substituierbare hierarchische Abhängigkeitsverhältnisse, die das politische Leben der staatlichen Allgegenwart gewaltsam unterwarfen und durch die dogmatische Subsumierung scheinbar innovative sozialistische „Transformationen“ diktierten.

Der Nexus von Ursache und Wirkung spielt eine spezifische Rolle in der Historiographie oder noch zwingender im Diktaturvergleich. Als staatliche Feindbilder diabolischer Judenfeinde waren Hitler und Stalin zwar ganz verschiedene militante Vernichtungsstrategen, aber die Weltanschauungs-Bricolage des NS-Rassenkriege und die der sogenannten „ethnischen Säuberungen“ im sowjetischen „Klassenkrieg“ bedürfen einer spezifischen Trennschärfe: Am differenzierenden Beispiel der revolutionären Bewegung, die den Übergang von Russland zur Sowjetunion beschleunigte, wurden inhärent-vorhandene, antisemitische Einstellungen, die selbst Zar Nikolaus II. nachgesagt wurden, geschichtsmächtige Belege. Insbesondere intellektuelle Juden lösten seit 1917 in Lenin und Stalin argwöhnische Wahrnehmungen aus, die auch in führenden Schlüsselpositionen der Partei und des öffentlichen Lebens ein latent vorhandener Antisemitismus nachweisbar waren.^{116d}

In den Jahren nach 1918/19 verschärften sich interethnische Vorbehalte: Die „Codierung der Juden als Kommunisten“ wurde ein „durchgängiges aktivierendes Stereotyp“, da ihre starke Präsenz als „Parteimitglieder und als politische Kommissare“ provozierende judenfeindliche Reaktionen ausgelöst hätten. Die Unterschiede zwischen „jüdischem Kommunismus und russischem Bolschewismus“ waren das eine Schema, das andere waren überraschende Karrieremuster „politischer Aufsteiger“, nämlich loyale, gut ausgebildete Staatsdiener; ihr Elite-Anteil unter den Wissenschaftlern, Ärzten und Ingenieuren, aber ebenso in den Reihen der Geheimpolizei und unter den Mitarbeitern des Innenministeriums der UdSSR (Tschecha, [ČK], GPU, OGPU, NKVD, KGB) war beträchtlich. Unter den gefürchteten „roten Chefs“ der Geheimdienste Feliks Dzierżyński (1877–1926) von 1917 bis 1926, Vjačeslav R. Menžinskij (1874–1934) von 1926 bis 1934, Nikolaj I. Ežov (1895–1938) von 1936 bis 1938 und Lavrentij P. Berija (1899–1953) von 1938 bis 1953 wurden weitaus mehr als eine Million Menschen umgebracht, unter denen der Anteil von Juden besonders hoch war. Im Unterschied zum Nationalsozialismus wurden allerdings die sowjetischen Juden bis 1952 weder offiziell noch pauschal als Gruppe verfolgt, litten aber nach dem Zweiten Weltkrieg öffentlich unter infamer Diskriminierung. Erklärt eine sogenannte zwingend-„allwissende Aussage“, die soziologisch-objektiv formuliert ist, nicht die omnipotente Mechanik des repressiv-propagandistischen Erfolgs, dass die „Pogrome beim deutschen Einmarsch [...] den Besatzern ihr ideologisches Bild der Symbiose von Judentum und Bolschewismus bestätigt“ hätten?¹¹⁶

Wissenschaftliche Bewertungen geraten nicht selten in ein methodisch-diffuses Zwielficht. Der stalinistischen Repressionswut und dem „roten Terrorwahn“ fehlte jegliche Legitimität, weil ihnen Gesetze der Menschlichkeit schlichtweg fremd waren. Überzeugt die „Reductio ad Stalinum“, die Baberowski seiner „Repräsentationsfigur“ vorbehält? Der Diktator wird selbstgerecht zur forschersichen Gestaltungsgröße: „Stalin repräsentierte die nationalen Obsessionen der multiethnischen bolschewistischen

Elite, die sich soziale Wirklichkeiten nur in nationalen Formen vorstellen konnte“.^{116d} Aber Stalins Qualifikationen entsprachen denen eines Georgiers, nicht denen eines Russen oder Europäers: Klischeehaft hielt Stalin zum einen Juden pauschal für „Feiglinge“ und „Parasiten“, zum anderen pauschal „Polen und Deutsche für gute Soldaten“.^{116f} So ist es kein Wunder, dass Baberowski die „eigentliche Verkörperung der Moderne“ als überzeugende „Ordnungskraft“ der „Eindeutigkeit“ determiniert:

1. „Die stalinistische Gewaltherrschaft, die in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts den Massenmord zum Grundsatz staatlichen Handels erhob, schöpfte [!] aus der Kultur [!] des Krieges“.
2. Während Baberowski den diffusen „biologischen [!] Rassismus der Nationalsozialisten“ unterstreicht, könnte man „allenfalls von einem kulturellen [!] Rassismus der Bolschewiki sprechen“.

Klassifiziert „Rassismus“ wirklich „biologisch“ bzw. „kulturell“ eine authentische Wirklichkeit? Oder sind moderne Kategorien eine begrifflich-semantiche Vereinfachung der Komplexität im Sinne von „Repräsentationen“, deren „binären“ Ordnungen zweifelsfrei zwischen „Erschaffen“ und „Negieren“ wechseln würden.^{116g}

In der historischen Gesamtschau agierten die beiden Diktatoren mit totaler Menschenverachtung, totaler Militarisierung und Brutalität, im Allgemeinen mit einer unterschiedlich-antisemitischen, staatlich-gesteuerten Gewaltausübung gegen Juden, aber im Besonderen wie Leitfiguren ihrer Terrormaschinen. Davon durchdrungen formuliert Richard Overy eine Antwort über die Projektion der beiden „Zwillingsdämonen“¹¹⁷, deren altvertraute Rolle mit sozialen Merkmalen von „Außenseitern der etablierten Gesellschaft“¹¹⁸ zeigt, wie sie während der gesellschaftlichen Militarisierung mit ihren tückischen „Akten kollektiver Wirklichkeitsverdrehung“¹¹⁹ hantierten: „Hitler und Stalin, beide selbst ehemalige politische Terroristen, hatten einen wesentli-

chen Anteil an der Erzeugung der Vorstellung von einem ewigen Feind“. Das war am russischen Beispiel begründet in dem „zentralen Dualismus zwischen dem tugendhaften bolschewistischen Revolutionär und dem konterrevolutionären Gegner“.¹²⁰

Das typisierende Kunstwort „Zwillingsdämon“ ist fundamental fragwürdig, weil er auf seiner Grundlage, dem Vergleich der Verbrechen im Bolschewismus und Nationalsozialismus, die Historisierung pauschal „schattieren“ könnte: Den Vorwürfen der Relativierung, Verharmlosung oder Homogenisierung durch „zeugungstheoretische“ Schematisierung wird sich kein Historiker entziehen können: Stets ist zu bedenken, dass in der Sprachlenkung jeder forschersichen Vergegenwärtigung inhärente Kräfte des Menschlichen vorherrschen. Seit dem Historikerstreit von 1986/87 gibt es unter Historikern gegenüber der Radikalität des Geschehenen weder wegen der Methode Zweifel an der diakritischen Differenzsituation noch in der Rezeption einen Mangel an gelehrtem Zündstoff: Das Monströse des 20. Jahrhunderts ist der Nachwelt eine bleibende Mahnung.

Wortverdrehen produzieren bekanntermaßen ewige Webwaren verwertbarer Wirklichkeitsmuster. Auch wenn Overy beiden Diktatoren mit ihrem sogenannten „Sacro Egoismo“ keine immanente Äquivalenz unterstellen will, unterscheidet er linearprogressiv, konzeptionell entweder „fortschrittpauschal“ oder „fortschrittsnational“. Danach wäre ihr Daseinswille von personalanaloger Gerichtetheit: „Der Sowjetkommunismus sollte ein Instrument für den menschlichen Fortschritt sein,[...], während der Nationalsozialismus seinem ganzen Wesen nach ein Instrument für den Fortschritt eines ganz bestimmten Volkes war“¹²¹. Das materialisierte, entzauberte Denkprinzip „Fortschritt“ war allerdings politisch die zieltreue Überlegenheitsmaxime des Alltäglichen. Im Begriffsraster der Totalitarismus-Theorien oder den Systemen politischer Religionen handelte es sich einerseits um ein zynisch-aggressives, ideologisch-stalinistisches Sowjetsystem, andererseits um eine fanatisch-rassistische, aggressive „Weltanschauung“ Hitlers – beide Diktatoren, das ist wichtig,

diskriminierten entscheidend ihre Macht mit einer „beispiellosen Vergewaltigung der Seele“¹²². Wohlbedacht hat sich das sowjetisch geprägte Kompositions-Wort „Weltanschauung“ bis heute in Russland erhalten: Der vieldeutige Kampfbegriff „Ideologie“ und die Komplexität des Begriffs „Weltanschauung“ (russ. „mirovossrenie“: „Weissagung“) haben sich im „zeitgenössischen“ Sprachgebrauch in wortbildnerischer Kontraktion einander sehr angenähert.^{122a}

Das soziologische Ergebnis der schamlos verdinglichenden „Objektivitätsmaschine“, ein auf Bergen von Leichen gründender systematischer Massenmord, muss statt dieser hybriden Analogie zwischen Herrschern und Beherrschten ganz andere wesentliche Differenzen herausarbeiten. Rein logische Modernisierungsschübe, die keiner Analogisierung gerecht werden können, übersetzen eventuell inflationäre performative „Modi der Transformation“, tragen aber zur Dynamik der Urteilskraft nichts bei. Ob dann die „Schädlingsarbeit im Äther“, die im Rundfunk eine „unbeholfene Entlarvung“ perfektioniert hätte, zudem einen anästhetisierenden „Transformationsbeitrag“ für die „Herstellung der großen sowjetischen Gefühlsgemeinschaft“ geliefert hätte, erscheint in Schlögels „histoire totale“ in den Formen einer pathetischen Wortemacherei mehr als fraglich.¹²³ Rechtfertigen solche gestanzten Worte digitaler Buchdrucktechnik sowohl eine Allianz mit der stählernen „Objektivitätsmaschine“ als auch die „verzaubernde“ Identität mit einem gelingenden Selbstbild? Funktionale Deklarationen wie Stalins „stählerne Diktatur“, Hitlers „stählerne Härte“ oder Goebbels' „stählerne Romantik“ personifizierten eine wesenlose Bricolage, die der Gewalttätigkeit menschlicher Konflikte und zwischenstaatlicher Selbstregulationen keine ethischen Grenzen auferlegte. Wie scheinbar inspirierte „Religionsstifter“ verkörperten sie eine archaisch-gewaltsame Gleichheit, die nicht nur das Heil eines sogenannten (national-)sozialistischen Humanismus, sondern auch den weltmächtigen „Geist“ einer „permanenten Revolution“ beschwor.^{123a}

Schärfer wäre das komparative Profil zwischen dem jeweiligen Diktator und „seinem“ Volk in der Komplexität ihrer erschütterten Welt zu rekonstruieren, die aus den Nachwirkungen des Ersten Weltkriegs hervorging: Proteushafte Präentionen, die zukünftige Diktatoren im Oberlicht individuell-verklärter „Strahlkraft“ erhöhen sollten, vereinbarten sich mit Zustimmungsausbrüchen der Massen in divergierender Wirklichkeit „von unten“. In Erkenntnis derartig differenzierter Merkmale – unter Berücksichtigung der unmittelbar Betroffenen – schärften sie bei Kritikern den Blick auf die produktive Problemwahrnehmung veränderter bzw. unterdrückter Interessen. Was ambitionierte sowohl die situativ eingeschätzte Modernität in der Perspektive von außen als auch die Wirksamkeit ungemein defizitärer „Transformationen“ von innen, die Strategien, Erwartungen und Funktionen faszinierender Stabilisierung und menschlicher Akzeptanz in gesellschaftlicher Gegenseitigkeit und Gefolgschaft bis zur völligen Hingabe steigern sollten? Faszination verfestigte sich zu einer emotionalen Bindung, die „changieren konnte zwischen überschwänglicher Begeisterung, Verstortheit und Abscheu“.¹²⁴ Schriftsteller Hermann Broch (1886–1951) beschreibt in seiner 1931/32 publizierten Romantrilogie „Die Schlafwandler“ den geschichtlich krisenhaften Zerfall verpflichtender Werte in den halbierten „Generations-Stadien“ 1888, 1903 und 1918: Nicht nur die zunehmende kulturelle Hohlheit der Tradition entsprach einer habituell-starren, religiösen Fassade der Ritualisierung, sondern auch aus der Sicht des Erzählers einer ironisierten Daseinsform zwischen einem Nicht-Mehr und Noch-Nicht.

Was im Allgemeinen die disruptive Unterdrückung weitgehend erreichte, die zur Ablehnung gegenüber alten Werten und Eliten beigetragen hatte, förderte im Besonderen den Diskurs: Zustimmung, Ablehnung, Kritik und Zweifel zersplitterten jedoch die Verhaltenspraxis in ihrer mentalen Wirkung bis zum willentlichen Vergessen. Auch die operationale Wandelbarkeit des Begriffs „Westernisierung“ wird als Interpretationsfigur der Historiker, die semantische Inhalte der ethischen Orientierung

nicht völlig auszublenden vermögen, zum raumgewinnenden Darstellungsmuster und zur seelenlosen „Großen Kategorie“. Je nach Standort des Betrachters entfaltete sich die Revolution mit komplexen Antrieben „von innen“ und „von außen“. Gar nicht so sicher entsprang sie dem „spezifischen Spannungsverhältnis zwischen Russland und Europa, das Staat und Gesellschaft im Zarenreich seit seiner Öffnung nach Westen entscheidend prägte“.¹²⁵

In kognitiver Gestaltung der „sozialistischen Entwicklungsdiktatur“¹²⁶ – allerdings aus dem Blickwinkel von 1989 – brachte diese hoffnungsvolle Modernisierung in markanter Spekulation etwas Drittes hervor: „Eine Gesellschaft, die eigentlich [!] die westeuropäische Zivilisation zur Vollendung [!] hätte führen sollen [...]. In dieser Perspektive markierte die Umwälzung von 1917 Bruch und Kontinuität zugleich einen Bruch [!] in den Mitteln, Kontinuität [!] im Zweck“.¹²⁷ Eine derart geschmeidige Relativierung macht alles Formbare in klärender Aussage im Ergebnis schwierig. Unklar bleibt, welche Staatsform der Gedächtniskonstruktion gemeint ist. Wenn „Bruch“ notwendigerweise einen „Wandel“ hervorbringt, dann wird „Kontinuität“ selbstbezüglich-begrifflich oder diskursiv-latent mit zweckdienlich funktionalisiert. Oder entlastet die „Investition in die Zukunft“ ein normativ prekäres Gedächtnis ohne Hoffnung?

Das Wort „Bruch“ ist im historischen Kontext existenziell und ethisch unklar oder müsste methodisch den kulturellen Normenbruch begrifflich genauer determinieren. Moderat bereitet Hildermeier auf das Geschehene als historisch Bevorstehendes vor, indem er historiographische Möglichkeiten der Wahrheitsuche zumindest methodisch anzeigt. Historiker kennen jedoch die vorgängigen metaphorischen Wurzeln kultureller und kognitiver Indikatoren, da nunmehr die naturwissenschaftlichen „Laborwerte“, die Sprach- und Wortinhalte panrationalistisch austauschen, keinesfalls aus dem Nichts entstanden waren. Insbesondere marxistisch-leninistische Ideologen ständen am Pranger, weil sie ihre realpolitischen Zielsetzungen nicht nur als „Bruch“ und Diskontinuität, sondern auch als Maxime ihres

pseudomessianischen „Theorie-Glaubens“ protomodernistisch-projektiv und eklatant-final „verdrehen“: Das ursprüngliche, nunmehr funktionalisierte „verbum proprium“ ist jetzt weltumspannend inhaltsleer – digitalisierte „Laborworte“ und „Laborwerte“ der „Objektivitätsmaschine“ bestätigen in ihrer wissenschaftlich-internationalen, teleologischen Verfügbarkeit einen „diffusen und inhaltsarmen Universalitätsanspruch.“¹²⁸

Was kann die mentalistische, anpassungsgeschmeidige und vieldeutige Translationskategorie „Transformation“ jederzeit beliebig-anwendbar, theoriezentriert und nutzenorientiert leisten, wenn sie selbst strategisch im dienstbaren „travelling concept“ permanent „potenziell krisenhaften“ Übersetzungsprozessen oder einer „anderen Gesetzen gehorchenden Ordnung“ ausgeliefert ist?¹²⁹ Immer bleibt zum einen „Andersartigkeit und Fremdheit im Übersetzen“¹³⁰ erhalten, das auch als solches zu beachten ist. Zum anderen verschleiern und nivellieren verfügbare Schlüsselbegriffe wie „Transformation“ und „Modernisierung“ nur in unzureichender Ausdrucksweise „Gewaltbrüche“ der „Sowjetideologie“, auch wenn ihre Wurzeln einerseits hauptsächlich in der deutschen Philosophie, der englischen Nationalökonomie und der sozialistischen Tradition Frankreichs zu suchen sind. Andererseits ist das sowjetische Experiment des zentralistisch-hierarchischen und zugleich dogmatisch-apologetisch, beschworenen bzw. entstehenden Industriestaates von diesen Wurzeln her zu konterkarieren.

Nur so würde das grausame Monopol-Phänomen, das in der Forschung von der Begrifflichkeit einer scheinbar absolut-technologischen „Laborwelt“ camoufliert wird, völliger Entlarvung anheimfallen. Ihre alltägliche reduktionssprachliche Valenz vervollständigt sich permanent in Denkopoperationen, deren Metasprache regelrechte „Höfe“ mit geeigneten „Plastikwörtern“¹³¹ konstituieren. Oft überwog in der Vergangenheit unwidersprochen bis in die Gegenwart hinein im Kreis amerikanischer und europäischer oder globaler Historiker ein phönixhafter Eindruck, der allein den „Roten Oktober“ privilegierte, auch wenn

ihm kein direktes Sofortprogramm missionaristischer Erfolge in „Brückengeschichten“ des Auslands beschieden war: „Brücken“, darunter auch „Luftbrücken“, verbinden sozusagen im „Überbrücken“ sperrige Ordnungsprinzipien und Sachverhalte zwischen den radikal verschiedenen Sphären sogenannter „wahrer“ bzw. „reiner“ Ideologie und den gewachsenen Verhältnissen eines jeweiligen Landes. Wer hatte den ideologischen Anspruch auf den richtigen Weg eingelöst? Leninistisches und trotzkistisches revolutionäres Gedankengut, das sich außerhalb der Sowjetunion im extremen Wechselspiel zwischen politischen Nomenklaturen sowohl anpassungsgeschmeidig als auch zu radikalen „travelling concepts“ verdichtete, verursachte in Asien, Spanien, Mittel- und Südamerika sowie in Kuba teils bemerkenswerte teils vorübergehende, „brückenmetaphorologische“ Welterschütterungen.

Unabhängig von der Hybridität, die mit der sowjetischen Kanonisierung Lenins begann und mit der stets beschworenen Kohärenz der „Bolschewistischen Partei“ in „Kontexten der Übersetzungen“ behauptet wurde, hat die Forschung der neueren Zeit variantenreiche Vergleichs- und Detailprobleme Russlands und der UdSSR zum einen mit dem „Konzept des ‚neuen Menschen‘“ und andererseits mit den normativen Deutungs- oder Analyse-kategorien von „Rückständigkeit“ und „Modernisierung“ lebhaft diskutiert: Das kulturelle Zusammenwirken oder „Überbrücken“ von ambivalentem „Fortschritt“ und landesweit erschreckender Rückständigkeit, deren denkerischen Resultate über Brücken-Indikatoren von „Verstetigungen“, Transfers, Verflechtungen, „Weissagungen“ oder Verschränkungen entscheiden, veranschaulichen meist Historiker „post festum“ anhand kontextbezogener Fragen. In ihrem Horizont gelungener und gescheiterter Wahrnehmungsbeziehungen polarisieren sie den temporalen Rahmen ihrer Begrifflichkeit, Wertmaßstäbe und Perspektivität. Imitate sind in ihrer Tragweite häufig weder wirklichkeitsnahe Konzepte noch elastische Modellkonstruktionen.

Modellierte, digitalisierte oder „methodenimperialistische“ Diagnosen im Diskurs sind nicht weiterführend, wenn aus-

schließlich Europazentriker den Diskurs aktualisieren: Die Verflechtung mit Europa ist perspektivisch nicht wertneutral, im Gegenteil, sie hat die Normen und die Semantik russischer Strukturen der „Übersetzung“ kleinteilig, vergleichend und differenzierend, ohne die Hybridität sozialer Normen als epistemische Möglichkeit zu fürchten. Lenins gewaltbereite Revolutionstheorie radikalisierte nicht nur Stalins „gesellschaftliche“ Basis bis in die achtziger Jahre hinein, sondern auch „in Gestalt der sozialistischen Entwicklungsdiktatur“ den expansiv-langwierigen und globalen Vernichtungskrieg gegen die Klasse des Bürgertums.

Ord nende Welten kennzeichnen häufig janusköpfige Züge. Was die revolutionäre Gewalt als eine die Zukunft scheinbar ordnende Welt klassen- und menschenfeindlich durchpeitschte, differenzierte und entfernte sich von Formen der westeuropäischen Demokratie. Gerade sie legitimierten ordnungshalber die Streitkultur in der kritischen Demokratie mit dem friedlichen, drängenden und kompromissbereiten Einsatz von Reformen. Deswegen setzt die Streitkultur etwas voraus: „Ohne die *Möglichkeit des Normbruchs* gibt es keine Normativität“.¹³² Auch hier sind Differenzierungen zwischen Normen, ihren Ansprüchen und ihrer Befolgung nötig, die Menschen in wiederholenden Zusammenhängen des sozialen Umgangs abwägen, wenn sie Normen – allerdings als Rekonstruktion von „Machen“, „Finden“ und „Erfinden“ – ohne größere Beachtung der Ereigniszeit sprachlich-wahrheitsfähig behandeln.

Angeblicher „Fortschritt“, der als schwerwiegender Normbruch Mehrdimensionales der Gerechtigkeit bewusst disqualifiziert, ist ursprungslogisch-normativ stets der Reflexion bedürftig, um beispielsweise sogenannte „Optimierungen“ des Menschbilds aufzudecken bzw. frühzeitig zu diskreditieren. Die anarchischen innenpolitischen Zustände in den zwanziger Jahren, nicht zu schweigen von Lenins Siechtum, Stalins eiskaltem Zynismus, Lenins Tod und Stalins Verlogenheit der manipulativen Machtergreifung, überspannten unter den Bolschewiken zwischenmensch-

liche Zerklüftungen, die den praktischen Gegensatz zwischen geschichtsphilosophischer Utopie und sowjetischer Wirklichkeit ins rhetorisch-kommunikative Unerträgliche des „Brückenlosen“ steigerten. Die widermenschlich-eigentümliche, sichtbar-präsente und soziale Hinterlassenschaft der Zarenherrschaft, erschwerte methodisch abgesicherte Urteile. Aufgrund der ungenügenden Quellenlage erschweren sie nicht nur einen vergleichenden Zugang, sondern scheinen Vorstellungen vom ideologischen Erfolg in einer anderen Welt bisweilen pseudohistorisch zu inszenieren.

Selbst für Experten ist es in Wirklichkeit schwierig, die „Russischen Revolutionen“ im mehrdimensionalen Prozess mit ihrer geopolitisch-kulturellen Besonderheit, ihrem ideologischen Eigenwert und historischem Perspektivenreichtum sowie ihrer selegierten Relevanz in Theorie und Praxis auf der derzeit seriös-vorhandenen Quellenbasis genau zu analysieren und einzuschätzen. Zweifel gegenüber der revolutionär verwirrenden Wirklichkeitsnähe werfen gelegentlich viele Fragen auf, ob abstrakte westeuropäische Begriffe auf russische Verhältnisse überhaupt übersetzbar oder übertragbar sind. Nahmen nicht russische Klassenbegriffe, die der marxistischen Theorie geschuldet waren, aufgrund ihrer Aneignung, die sie als „Übersetzung“ qualifizierte, sprachlich nicht eine andere semantische „Färbung“ an?

Ein solcher semantischer „Übersetzungstausch“ konnte zum einen autoritär-vermittelnde Anstöße zu einer krisenlosen-straffen, ideologischen Geschäftigkeit fördern. Dass sie ideologisch zum anderen eine neue intellektualisierte Welt als die im Werden pilotierte, mussten doktrinäre Berufsrevolutionäre, die klassenbewusste Avantgarde der Tat, realisieren. Was sie als hierarchische Führungsgruppe „weissagend“-dirigistisch „privilegierte“, galt nicht für die Masse, der die entsprechende Bewusstseinsbildung ihrer Einschätzung nach noch fehlte. Dass dieser geballte Zustand des Übergangs den Revolutionären dennoch entgegenkam, ist selbst in paradigmentheoretischer Einschätzung mehr als ein erstaunlicher Vorgang in Petrograd. Indem diese Umwälzung gelingen musste, war es primär notwendig, die prozessab-

hängige Aktionseinheit nicht nur pseudo-organisatorisch „von unten“ aufzubauen.

Vielleicht signalisiert Thomas S. Kuhns metaphorisch-wahrheitswidriges Paradigma, dass in der anthropologischen Welt – seit Beginn der Renaissance – Irrwege mit riskanter „historischer Schwelle“ zunehmen, weil die Retrospektive zu Studien einlädt, die Personen und Situationen wie durch analysierte, metaphorologisch-wissenschaftliche Verhaltensmodelle instrumentalisieren. Danach würden sie in unausgereifter, anscheinend archaischer Anwendung von „Tier und Mensch“ lehren, wie sich das angeblich politisch-übertragbare Vergleichsbild vom „Menschen“ auf das „Haustier“ empirisch teils als domestiziertes Verhalten teils als fügsames „Nutztier“ empfehlen würde. Diese naturalistisch entwickelte, angeblich materiale Realität des Artenwechsels, die Kuhn ganzheitlich-metaphorologisch und kollektiv-„bruchlos“ antizipiert hat, ist in Fragen seiner Tauglichkeit ohne Annäherung inkompatibel – dieses Scheindasein lebendiger Tradition macht sich in ihrer Inkommensurabilität nicht einmal als religiöse „Konversion“ des Forschers, an sozio-psychologischen Verschiebungen der Wahrnehmung oder grammatisch an der „Sprache“ bemerkbar. Eine derartig „unübersetzbare“ Paradigmen Differenz, für Kuhn eventuell eine epistemologisch-gedachte „Transition“ bzw. „Transformation“, demonstrierte nur das Selbstbild eines „geswitchten“ Grund- und Abhängigkeitsverhältnisses.

Kuhns Zeichen- und paradigmentheoretischen Tier-Mensch-Bildbruch „übersetzte“ wahrscheinlich Elisabeth Wehling – hier schon als optimistische „Kognitions-“ und „Transformationsakrobatin“ im Voraus erwähnt – im laborsprachlichen Gedankenexperiment mit neurokognitiv-reduzierter Komplexität auf den determinierten Alleinvertretungsanspruch des Menschen. Sprache als Zeichen mit ihren inhaltlichen Veränderungen zwischen Text und Kontext bezieht sich methodisch sowohl auf das scheinbar „transformative“ Verhältnis zwischen Mensch und Tier bzw. „Herr“ und „Tier“ als auch im intellektuell-generalisierten Masterplan auf das Zusammenspiel von Staat und Bürger. Die

ethische Referenz zwischen Gott und Mensch wird jetzt durch Erkenntnisse der Evolution substituiert, denn Kuhns unausgesprochen evolutionär-chimärischer Ursprung, der einer „unhintergebar mythischen Vor-Gegebenheit“ entspricht, fördert die anthropologisch-divergierende „Übertragung“ auf das Verhältnis zwischen Tier und Mensch. Mit ihrem Verfahren artikuliert sie scheinbar zutreffend wie im „Switching“ standardisierter Wahrnehmungspsychologie bildlich mehr als Kuhns wissenschaftlicher Systemwechsel von tausend Worten: „Was in der Welt des Wissenschaftlers vor der Revolution Enten waren, sind nachher Kaninchen“.¹³³ Damit kann Magier Kuhn nicht beeindrucken.

Dennoch bleibt ein rechtsphilosophischer Stachel, der die ehemals theologische Begrifflichkeit insbesondere im säkularisierten Freiheits-Wagnis auch im „sprachvernutzenden“ Status wachhält, weil es grundsätzlich im demokratischen Verständnis um der Ethik willen ein lebensspendendes normatives Gewährleistungsprinzip bleibt: Die Kontingenz des rhetorisch-kommunikativen, mitgestaltenden Ethischen, kontinuierlich eine traditionell-christologische „Mit-Gegebenheit“ der Normativität, ist in demokratischer Praxis unter Umständen im Spielraum einer umgangssprachlich-gebilligten Handlungsfreiheit verfügbar, aber nicht der Garantie einer historisch-ideologischen, totalitaristischen „Leerformel“ oder „Herzlosigkeit“ ausgeliefert: Folglich ist die materiale Konnektivität weder eine praxisorientierte noch eine gemeinwohltaugliche Hybridisierungskategorie. Vielmehr ist die wissenschaftliche Gewissheit, die scheinbar alle biologischen Grenzen verwischende metaphorische Bildausweitung bzw. -übertragung vom Menschen auf das „Tier“ diktiert, eine im hybriden Staatsinteresse erzieherisch-heillose Hypothese, weil sie zum einen das auf das Subjekt verzichtende „metaphorologische Paradigma“ beglaubigt. Zum anderen realisiert es eine „Metapher der Katachrese“, weil sie die inhärente Verfremdung, die wissentlich reale Abwesenheit des Menschlichen so indiziert, als würde der Leser davon nichts bemerken.

In der Scheinfunktion veranschaulichter Metaphorik, die in Wirklichkeit eine paradigmatische Flexibilität sein soll, fungieren Tiere im instrumental-plakativen Wortgebrauch sowohl in der eigenen als auch in der empirisch-menschlichen Welt – auch wenn eine Materialisierung im Spiel zu sein scheint, bleibt der Wissenschaftler immer der transformativ-argumentierende, moderne Strategie: Kuhns Theorie tierisch-menschlichen, „visuellen Gestaltwandels“ ist im Allgemeinen ein operational-lehrreiches, angebliches Gestaltexperiment seiner insgesamt fragwürdigen „Übersetzungen“ der Paradigmen-Theorie. Im Besonderen implizieren sie damit als humane Einwandvorwegnahme entweder eine „irreduzible Hypothek“ oder die rhetorische Figur der „Prolepsis“ bzw. „Anticipatio“.^{133a}

Ein metaphysisch misslungener Paradigmenwechsel wäre sowohl ein vereinheitlichter Objektivismus als auch ein inkommensurables Krisenbild zwischen dem „Vorher“ und „Nachher“, das im alogischen biologischen Argument, dem Gestaltwechsel zwischen Tierarten, nicht einmal einem kritischen Bürger-Status symbolisch entspräche: So wie die einen einstmals flugtauglich und aufgeregt schnatterten, kuschen die „postrevolutionären“ Kaninchen jetzt beruhigt. Wenn der Bürger allein im paradoxen Objekt-Status kollektiver Nutztiere interessant wäre, dann wäre das autoritäre Verhältnis zwischen Staat und Bürger eine dem „Kaninchen“ ähnliche tierische Objektivation und zugleich real ein dialektischer Irrweg: Kuhns unübersetzbare „Faktum“, theoretisch eine fiktionale Metaphorologie misslingender anthropologischer Denkweise, wäre ein irrtümlich-„performatives“ Faktum oder ein biologisch umprogrammierter Code der „Objektivitätsmaschine“. Diese schwerwiegenden Einwände sind auf Kuhns Paradigmentheorie generell übertragbar, weil er behauptet, dass sich etwas Ähnliches zwischen Vertretern zweier Paradigmata nicht nur abspiele, sondern auch das eine das andere ersetzen würde. Verwenden nunmehr Geisteswissenschaftler im Schulterschluss mit Naturwissenschaftlern das Paradoxie-„Swit-

ching“, als wäre es ein experimentelles Geduld- und Kraftspiel des kleinschrittigen oder großsprecherischen Erfolgs?

Was wäre aber in wortbildlich-verwischender „Übertragung“ mit dem naturhaften Gruppenverhalten einfacher Nutztiere, deren Geschnatter und Mobilität der Enten sich von kleinen Ställen und stillem Mümmeln der Kaninchen unterscheidet, in Wirklichkeit zu beweisen? Ihre transformativen Bildvorstellungen gehen materiell von einem gemeinsamen Objekt in der Natur aus, postmodern denkbar als „epistemisches Ding“. Im narratologischen Verhältnis von Tier und Mensch gab es allerdings von der Antike bis weit in die Frühe Neuzeit hinein literarisch-fließende Übergänge und nachhaltige Verbildlichungen in „mythischen, religiösen, philosophischen und satirischen Diskursen“.^{133b}

Was Tiere domestiziert, „einengt“ oder paradox instrumentalisiert haben mag, war im Wesentlichen noch völlig unbelastet vom Durchbruch extremer semantischer Bedeutsamkeitsverluste durch die moderne Labor-, Funktions-, Verdinglichungs-, Verrechnungs- und Verwertungslogik. Wenn allein Menschen sprachlich fähig sind zur Verantwortung kultureller Selbstausbildung und „Selbsttransformation“ in gottbezogener Eigentlichkeit, Ursprünglichkeit und Ergriffenheit, dann stehen zumindest ihnen die geistigen Möglichkeiten zur Verfügung, um den Schutz des eigenen Selbst gegen Fackeln der Brandstiftungen, Banalisierung des Bösen, den Auswüchsen des „wildes Denkens“ und Perversionen des „terroristischen Willens“ hartnäckig zu verteidigen. Wäre die zutiefst prekäre Akzeptanz der Metaphorologie bereits ein Gewinn interdisziplinärer Intellektualität, die der unsichtbar-latenten Spannung zwischen Begriffs- und Metapherngeschichte weniger Bedeutsamkeit beimessen würde?

Stadientheoretische „Umgestaltungen“ der Geschichte garantieren im Treibsand der Geschichte von Raum und Zeit keine ewigen „Identitätswerte“. Wegweisend im öffentlichen Raum ist heute die orientierende Sinnsuche nach einem sinngebenden Wiedergewinn, denn jede „Rekonstruktionskultur“, die selbst eine gemachte Remythologisierung der Geschichte einbezöge,

wäre zuvorderst eine propagandistische Projektionsfläche, die den Erwartungen jeglicher gegenwartskonformen Vergangenheitsmanipulation entgegenkäme. Das Jahr 1917 spiegelte zwar in Petrograd ein „Wirrwarr mikroskopischer Zirkel“ wider, hätte aber Lenin – wie der Theoretiker, Sozialrevolutionär und Landwirtschaftsminister Viktor Michajlovič Černov (1873–1952) der „Provisorischen Regierung“ zum Thema „Lenin“ in der „Delo Naroda“ vom 16. (29.) April wortgewandt ausführte – strategisch eine Arena geboten, in der die „bourgeois[!]“-russischen „Spießbürger“ zur eigenen Verteidigung auf das bekannte apokalyptische Bild der „Legende vom Antichrist“ zurückgegriffen hätten: „Dieser Antichrist ist Lenin“.¹³⁴ Černovs Fähigkeit, die zukünftige geschichtliche Katastrophe strategisch-ahnungsvoll mit der traditionell-paternalistischen, geläufigen Metapher des Teufels zu charakterisieren, ist nicht nur eine chiffrierte Vergessenheit, sondern auch quellenmäßig ein treffender Quellenbeleg der Forschung, der vom Osteuropahistoriker Reinhard Wittram kommentarlos veröffentlicht wurde.

In weissagenden Zeiten größter politischer Bedrängnis, auf die auch die kirchliche Gemeinde apokalyptisch antwortete, reflektierte Černov gewissermaßen geschichtsphilosophisch-ahnungsvolle Gedanken über die fatale Kampfansage des „Gesetzlosen“, mit der er die verunsicherte traditionell-russische Intelligencija auf die Konfrontation des möglicherweise kommenden und den alles durcheinanderbringenden „Teufel“ vorbereiten wollte: Lenins weltanschauliche „Selbstbestimmung“ war die rationalisierte Bedingung seiner scheinbar friedlichen Konfliktregulierung. Černov aktivierte dagegen ein der Parusie nahes wahres Zeichen: Die Offenbarung des Johannes memorialisierte den Sinn der Heilsgeschichte und die Liebesgeschichte zwischen Gott und Israel – mit dem Martyrium der Liebe verband die Apokalyptik, die „Enthüllung göttlichen Wissens“, eine „Wachsamkeit“ (Mk 13,37) jeder christlichen Gemeinde auf die Zukunft hin und ein Sehnen dem Kommenden gegenüber, denn der (un-)sichtbare Himmel war das Symbol der Autorität.

Černovs Aussage wäre als situativer Wendepunkt Russlands überaus beachtenswert, als würde die Geschichtsphilosophie und Philosophiegeschichte in der „inszenierten“, „vergegenwärtigten“ und eigenen Dialektik konvergieren: Sozialistische Ideologen exerzieren stets ihre methodische Logik als die verbindliche Zeichenfrage der Geschichte. Historiker präsentieren möglicherweise ihre geschichtlichen Verlaufslinien als „Geschichte des Vergleichgültigens oder Vergessens“, die dann „logischerweise vom Ende her erzählt“ wird.^{134a} Gegen jede kompatible Gewissheit des Menschen war allein ihm die Lösung geheimnisvoller Zeichenfragen entzogen. Geschichtsphilosophisch entschied sie kein kalkulierender Zeichenlehrer, denn die Weltzeit operationalisierter Geschichte ist der Heilsgeschichte Christi inkompatibel.

Über drei „Formen philosophischen Kreditverlusts“^{134b} reflektiert Schmidt-Biggemann:

1. Das „ehemals siegreiche neue System [verliert] seinen Kredit und das alte steigt empor wie ein Phönix aus der Asche“ – gewissermaßen philosophiegeschichtlich die „tragische Variante historischer Kontingenz“. Komplexität ist allein die Arena der Wissenschaft: Auf den Theorienstreit reagiert das Denken performativ durch die Mitwissenschaft und die Lebenswelt des Repräsentativen.
2. Die semantisch-reduzierte Geschichtsphilosophie erfährt ein „Stahlbad der Zeit“. Dadurch ist sie Hoffnungsträgerin marginalisierter Wortinhalte, die sowohl die unmittelbar innere Einheit der „alten Wahrheiten“ als auch hoffnungsvolle Wortinhalte im „philosophiehistorischen Schwundstatus“ bewahren.
3. Philosophiehistorische Narrative berichten über „wahr‘ Geschichten inszenierter Vergangenheit“ sowie vom „Aufstieg und Niedergang der Systeme“. Folglich ist der „Philosophiegeschichtler“ aus dem Grunde „ein trauriger Besserwisser, denn er liebt die großen systematischen

Entwürfe, die er sympathisch beschreibt und gleichwohl der allmächtigen Geschichte anheimfallen sieht“.

„Sprachvernutzung“ geschieht im Verformungsprozess ideologischer Übergriffe. Der Wortreichtum, dem ganzheitlich ein missionarischer Wahrheitsanspruch inhärent ist, konkretisiert im sprachlichen Schwundstatus noch semantische Reste, mit denen sowohl die basal-revolutionäre Entwicklung als auch Lenins und Trotzkis „rationale Rekonstruktion ex post“ exerziert wurde. Schmidt-Biggemanns geschichtsphilosophisches Fazit bestätigt nicht nur eine Binarität: Der Trost des Philosophenhistorikers ist nicht die „ewige Wahrheit, sondern der Reichtum der Denkmöglichkeiten“. Schmidt-Biggemann schließt mit den Worten: „Die Welt wird alt, nicht die Zeit. Das Glück – auf der Kugel [!] rollend – müsste man am Schopfe fassen [...]“. Er fügt hinzu, „Zufall und Glück, also Kontingenz“, würden sich nicht zügeln lassen. Wenn dieses „Glück“ der Theorie des Sozialismus inhärent gewesen wäre, dann besäße es als Gedanke eine gewisse Eigenlogik, weil dann den Russen eine ehemals national-messianische Komponente, ideologisch eine nicht zu vernachlässigende messianistische Fähigkeit zum Sozialismus, auf keinen Fall abzusprechen wäre. Jedoch kann kein „Labor“ im Voraus das Desaster einer aus dem Ruder laufenden Weltordnung „verzaubern“, die dem „größten Genie der Menschheitsgeschichte“, dem geborenen Russen Lenin, wie die „Sowjetische Enzyklopädie“ betonte, zu seinem Glanz verholfen hätte.

Im wirtschaftlichen Chaos der folgenden Jahre nach der Oktoberrevolution konnte einzig der Erfolg das Gefühl der materiellen, industriellen und technisch-organisatorischen Unterlegenheit nur durch das gezielte Gegenteil überwunden werden. Dafür sorgte die offizielle Propaganda, die den sogenannten „Aufbauerfolg“ bewusst und hartnäckig förderte. Zwischen diesem pathetischen Idealbild suggerierter Wirklichkeit und der wunschbedingten Deutung im Stil der offiziellen Propaganda muss grundsätzlich differenziert werden, denn die wirkliche

Meinung der sogenannten „kommunistischen“ Bevölkerung war weitaus komplexer. Übernahm sie etwa die eindringlich-emotionale Phrase, dass „jeder zu seinem Recht kommt und niemand seine Rechte missbrauchen kann“, weil für sie schon das „kommunistische“ System im Synonym „gut und vernünftig“ konvergiert zu sein schien? Die radikalen Vollstrecker der „Übersetzung“ beschritten den konsequenten Weg einer wirklich weltlichen Mission, um die schlagkräftige „Durchsetzung“ materiell definierbarer Bedingungen zu realisieren.

Unter den „metaphysischen Bedingungen für den Aufstieg der Naturwissenschaften“ lieferte der Naturalismus die Gesetze, die ihn im sozialistischen Zwangsstaat in den Status der „perfekten Maschine“ erhob. Lenin war nicht nur ein „Antichrist“, sondern auch vernunftgeleitet in Permanenz durch den Stachel der Worte, nämlich das säkulare Prinzip der Weltverbesserung im Gleisbett des revolutionären Lokomotivführers. Dieser säkularreligiöse Glaube, der diesseitige Inbegriff des politischen Messianismus, erhob Lenin scheinbar zum Propheten und performativen Transformateur seiner „Transformations-“ oder „Konzeptionsmaschine“, die eine bahnbrechende Erfüllung umwälzender Erwartungen und radikal-innovativer Definitionszwecke garantieren sollte.

Naturwissenschaftliche Begriffe, wie die der Physik und der Biologie, enthalten nach Auffassung vieler Wissenschaftler begrifflich-interdisziplinäre, metaphorologische Anteile, die sie in der Sprache spannungsvoll als Überlagerungen teleologischer Elemente ausweisen.^{134c} Ihre Anerkennung konditioniert Möglichkeiten kontingenter Beschaffenheit. Goethes „Kugel“-Beispiel mag noch an den Umgang mit einem symbolisch vertrauten Bild erinnern, dessen „Transformation“ radikal umschlägt in einen ultrazentralistischen Parteaufbau, der Lenin „konspirativ-blanquistisch“ in die Lage versetzen sollte, wie ein mechanistisch-planender Strategie der Revolution agieren zu wollen. Obwohl Lenin keine programmatische Gebrauchsanleitung „petrifizieren“ konnte, wandte er sich gegen jede Art einer Gedan-

kenakrobatik „revolutionärer Phraseologie“: Diese Wirklichkeitsnähe interpretierte Trotzki in seiner Aussage, als er Lenin zu einem „Priester der Revolution“ ernannt habe.^{134d}

Wie in einer ahnungsvoll-weissagenden Profanität wurden annäherungsweise die komplexen Stichworte „Ideologie“ und „Weltanschauung“ in der russisch-sowjetischen Geschichte im vereinheitlichenden Verständnis popularisiert. Den Beweis liefern u. a. die Wörterbücher „Geschichtliche Grundbegriffe“ und „Historisches Wörterbuch der Philosophie“, wenn sie im Einzelnen zu Rate gezogen werden. Im Verständnis einer objektiven Welt wird „Weltanschauung“ subjektiv dann weisheitssagend mit „rückständigen“ Welten vergleichbar. Daran könnte auch eine Pariser Postkarte aus dem Jahr 1906 anknüpfen, die Marx als „Le Moïse Moderne“ mit den zwei Gesetzestafeln „Le Capital“ und dem „Manifeste Communiste“ auf dem säkularisierten „Heiligen Berg“ des Proletariats abgebildet hat.

Die von Fichte und Schelling weiter entwickelte Identitätstheorie der Subjektivität wirkte nach in der europäischen Avantgarde, die Karl Marx als supranationalen Ideologen feierte. Für die aneignende Konstellation „Moses Marx“ und „Priester Lenin“ fehlen zwar „harte“ Nachweise, aber diese grenzüberschreitende These ist zumindest ein „oral“-inhärenter Faktor, der sowohl den anthropologischen Weltbegriff als auch die anmaßende Analogisierung in einen vernunftgeleiteten Willen und handlungsfähiges Weltbild perspektiv „übersetzte“: Weltgeschichte, Weltkrieg und Weltanschauung erschufen ohne kritische Korrekturen den „umstürzenden“ Pluralismus scheinbar ganzheitlicher Lebenswelten – existenziell determiniert er eine in sich geschlossene, homogene und stimmige Totalität.

Genauso ist der „Brückenschlag“ oder „Sprung“ vom „Stabilisator“ Goethe zum diskontinuierlichen „Übersetzer“, dem „Trotzkisten“^{134e} Lenin von 1917, auf den ersten Blick überraschend, aber im Kontext begriffsgeschichtlichen „Kugelwissens“ nicht abwegig. Letztlich überspielte der „Brückenschlag“ einen latenten ideologischen Zwiespalt zwischen Lenin und Trotzki,

der für die Begriffe des „Internationalismus“ und dem „Sozialismus in einem Land“ die Induktion wichtiger Faktoren bereit hielt. In den erwähnten Begriffen hatte sich eine strategisch-kombinierte, politische Einheit erhalten, die als ideologische Eckpfeiler gewissermaßen die Theorie-Dominanz einer permanenten Revolution definierte. Zwischen Gestalten geistiger, weltanschaulicher und ideologischer Zusammenhänge, denen Friedrich Meinecke (1862–1954) beispielsweise an Goethes Person orientierende Wirksamkeiten ideell-erlösender Kräfte beimaß, reflektierte seine Ideengeschichte die Manifestation individualisierender Ideen, die vitalistisch auf gesellschaftliche Mächte ausstrahlen würden.^{134f} Überschätzte Bildungsbürger Meinecke nicht vielleicht politische Möglichkeiten von Staatsaktionen, als er während des Ersten Weltkriegs eine instrumentale Verbundenheit zwischen dem klassischen deutschen Humanismus und der deutschen Großmacht unterstrich? Oder dachte auch er schon an „Schlafwandler“?

Goethe hatte sowohl der Glaube, der Menschen in den Willen Gottes faszinierte, als auch die Nachhaltigkeit philologischer Kenntnisse und Inhalte der Antike beeindruckt. Tiefreichende europäische Wurzeln der Traditionsgebundenheit, in denen sich der schöpferische Geist wie ein „Stabilisator“ erweisen soll, wirken nach in naturhaften Sinnbildern und wirklichkeitsnahen Begriffen. Mit den Mittel der Philologie beurteilt spiegeln sie menschliches Dasein – wie Johan Huizinga über das Kulturphänomen allgemein reflektiert hat – unter der „Herrschaft der Götter“ wider: Was von der Antike bis ins 19. Jahrhundert als aktives Prinzip galt, „Spielzeug Gottes zu sein“, war in emblematischer Tradition nachzuvollziehen.¹³⁵ Goethe suchte in dieser Verantwortung wie im Psalm XVI, 8 seinen „Schutzgeist“ um seiner Vollkommenheit, Selbstfindung und seiner „Spiel“-Weisheit willen: „[...] ich bin wie ein Ball, den eine Stunde der anderen zuwirft [...]“.¹³⁶ Ball und Kugel (griech. „sphaira“, lat. „globus“) sind in der Antike zwar in Idealgestalt kugelförmige Größen,

bezeichnen aber noch nicht ausschließlich die „Erdkugel“. Vielmehr sind sie in der Elastizität unterschiedlich.

In Jesaja 22, 18 beginnt die Prophetie mit JHWHs Auftrag (V 15), dem Propheten eine Botschaft zu überbringen – die auffällige Kombination der Zwischenformel „der Herr, JHWH Zebaoth“ verstärkt diesen Zusammenhang in der Verbindung des hebräischen Worts „Zebaoth“ mit dem Gottesnamen JHWH.¹³⁷ Zwei Gottesnamen bilden gleichsam in konsensfähiger Stiftung die Stilfigur des „hysteron proteron“: „JHWH wird dich wegschleudern“ (V 17a) in Verbindung mit dem der vorausgehenden Handlung: „er wird dich einhüllen und zu einem Knäuel zusammenwickeln“ (V 17b–18a) – dann „wie einen Ball in ein geräumiges Land (dich wegschleudern)“.¹³⁸ Die sphärische Gestalt der Erde bezeichnete im späten Altertum das Himmelsgewölbe, das als riesige Hohlkugel gedacht wurde. Wie schon bemerkt, hatte keine Renaissance das kulturelle Russland inspiriert und neu motiviert – unter dem Einfluss von Ostrom war die russische Kirche dadurch weniger in geistliche Führungsansprüche und staatliche Verhältnisse verstrickt als das westeuropäische Christentum nach der Reformation. So brachte die orthodoxe Kirche beispielsweise keine Gelehrsamkeit philosophisch-theologischer Bildung hervor: Insbesondere für das humanistische Persönlichkeitsideal fehlten die in der Renaissance erneuerten antiken Verbindungen.

Naturphilosophisch plausibles „Kugelwissen“, wie das von der runden Gestalt der Erde, ist nicht nur seit 2300 Jahren bei Aristoteles (384–322 v. Chr.) und über 100 Jahre später beim hellenistischen „Universalgelehrten“ Eratosthenes (um 276–194 v. Chr.) nachweisbar, sondern dann auch in gebildeten Kreisen der Römer ein vielfach verwandtes Symbol für „Erde“ und „Welt“.¹³⁹ Die Rezeptionsgeschichte der „Weltkugel“ legitimiert somit verschiedenartige Herkunftsstränge: Mit Konstantins Sieg im Zeichen Christi 312 n. Chr. wird die Erdkugel vom Kreuz und Christusmonogramm bekrönt. Die messianische Herrschaft, die mit dem Hoheitstitel „Göttlicher Richter“ übereinstimmt, war jenseits des Kosmos im Judentum bekannt (Jes 2,4; Ez 7; Dan 7,10). Dem alt-

testamentlichen Typus „Herr“ ist der Himmel ein Stuhl und die Erde eine Fußbank – antitypisch dient dem thronenden Christus die Erde wie ein Fußschemel (Jes 66, 1). Dazu gehört, dass die Deutung des Mythischen immer offen bleibt für exegetisch-ungelöste Fragen, auch wenn es zu den offensichtlichen Neigungen der Menschen gehört, Schwieriges und Unbegreifliches dennoch nach Menschenart wissenschaftlich zu entfalten.

Seit dem spätantiken dritten Jahrhundert, als das Christentum zunehmend an Bedeutung gewann, geriet das antike „Kugel-Wissen“ im westlichen Kulturkreis nicht in Vergessenheit, weil die Kugel-These der Erde Aspekte rational-kritischer Welterklärungen bis ins Hochmittelalter bereithielt: Biblisches Heilswissen in christlich-dogmatischer Tradition war für alle Fragen der Wissenschaft die ausschlaggebende Instanz theologischer Begrenzung. Erst im Hochmittelalter begann mit der Aristoteles- und Platon-Renaissance des 12./13. Jahrhunderts der Aufbruch zu einer breiten Gelehrten-Rezeption, die entgegen kirchlicher Hindernisse das Zusammenspiel von „Mobilität und Wissenstransfer“ intensivierte.¹⁴⁰ Unaufhaltsam begann im 13. Jahrhundert ein Verdrängungsprozess, denn die „antike Erdkugelthese“ ersetzte sukzessive die „Scheibenvorstellung der nordischen Kosmologie“.¹⁴¹ Da sich noch nicht alles auf den Begriff bringen ließ, belebten ihre Unwägbarkeiten nicht nur Gestaltungen verzaubernder Einbildungskraft, sondern auch Antriebe menschlichen Willens, die ein Einpendeln zwischen Dichtung und Wahrheit zu erreichen versuchten oder zumindest sie bildlich-bewusst im Schwebezustand hielten.

Die Werte höchster Symbolik legitimierten im Krönungsritus die Stellung des Königs, den Rang der Reichskirche durch die Christustradition und die historische Kontinuität der Karlstradition. Den deutschen Kaisern, zu deren Insignien seit dem 11. Jahrhundert der kreuzbekrönte Reichsapfel gehörte, veranschaulichte die Kugelgestalt die Gesamtheit der göttlichen Schöpfung und zugleich ihren Herrschaftsanspruch über die ganze Welt. So wie der Weltenrichter Christus auf der Weltkugel vornehmlich im Bild des 14./15. Jahrhunderts thronte, wurde

sie in der Zeit von Humanismus, Renaissance und Reformation insbesondere ein Attribut der Fortuna, mit dem das Zeichen für den schlechten Zustand der Welt aufkam: Die Kugel konturierte das unbeständige, wechselhafte Glück. Mit dem ersten Globus, dem sogenannten Behaim'schen Erdapfel, der um 1491/92 in Nürnberg entstand, verbreiteten dann innovativ-bessere Versionen wahrnehmbare Bildvorstellungen der Erdkugel.

Der Globus wurde zum Symbol, mit dem ständische Ordnungsvorstellungen – bezogen auf den Weltenrichter Christus oder auf das Bild des griechischen Riesen „Atlas“ – einen sichtbaren Aneignungs- bzw. Anerkennungswert festigten, der Positionen auf der Kugel mit menschlichen Handlungen der Machtstellung „übersetzte“: Auf den Weltenrichter Christus bezogen ging es großen Politikern, die im 19. Jahrhundert auf der Weltbühne agierten, um Recht und Gesetz oder um Macht und Herrschaft. Auftritte wie beispielsweise die von Napoleon oder Bismarck trugen das Risiko einer unsicheren Standfestigkeit auf der runden Kugel, die je nach Urteilslage als ihre Schwäche ausgelegt wurde. Besonders dem französischen Architekten Étienne-Louis Boullée (1728–1799), der mit Kugel, Kreis und Rundheit im Sinne herkömmlicher Verwertbarkeit gebrochen hatte, diente die Kugel sowohl dem „ungeschaffenen Schöpfer“¹⁴² des unendlichen Universums als auch den Wächtern der christlichen Religion. Wie alle Worte der Offenbarung sind sie in der Geschichte gleichsam ein Kollektivum semantischen Reichtums, mit dem die rationalistische Reduktion des menschenfeindlichen Purismus oder selbst die Sterilität eines „sozialen Laboratoriums“ unvereinbar ist.

„Billardkugel“ Lenin und „Volkstribun“ Trotzki: Goethes „Gedankenfabrik“ und Kreml-„Putinism“

In Goethes originellem Sinnbild von „Kubus und Kugel“, das kulturgeschichtlich ihre jeweils eigenen Entfaltungen und Sinnbilder hatte, schien er die ruhelose Kugel mit ihrem „Korrektiv, dem soliden Kubus“ als eine Art mobil-fortschrittliches Zukunftsproblem vorauszuahnen: Bei ihm handelte es sich kontemplativ um „die innere Gleichsetzung seines Wesens mit dem Bilde der rotierenden Kugel“.¹⁴³ Zeitgemäß ergänzte er ebenso seine bildliche Aussage um den „Webstuhl als Sinnbild für die *fabricia intellectualis* in immer neuen Varianten“¹⁴⁴, der Ende des 19. Jahrhunderts einem Fabrikationsgeschehen gleichkam. Zugleich wusste er als „Bilderkundiger“ und „wahrhafter Künstler“, wie „altbekannte Formen mit eigenen Inhalten zu erfüllen“ waren.¹⁴⁵ In Goethes Überlegungen ging es „bei seinem Denkmal“ zum einen „um einen Stabilisator“ und zum anderen erschien er selbst wie ein unruhiger emanzipatorischer Geist, als würde er bereits mithilfe einer metaphorologischen Kombination zentralisiert-geordnete Arbeitsprozesse der „Manufakturindustrie“ im Wort „Gedankenfabrik“ billigen¹⁴⁶ – wie ein Zeitanzeiger, der in Umbruchszeiten nicht nur zwischen Gegenwart und Zukunft vermitteln will, sondern auch an die kreativen Grenzen seiner „schöpferischen Gestaltungskraft als Dichter“¹⁴⁷ geraten war.

Mephistopheles spricht 1790 im Fragment „Faust“, dem Meisterwerk deutscher Sprache in der Endfassung von 1808 und 1832, vom handwerklich-metaphorologischen Gebilde „Gedankenfabrik“ – ganz absichtlich vom „teuflischen“ Machwerk. Damit

will er einen überspannten, selbstreflexiv-kognitiven Fremdheitsschock gegenüber der „emblematischen Traditionsgebundenheit“¹⁴⁸ und der „tiefer gelagerten Gründe“¹⁴⁹ erreichen, um Studenten später ganz bewusst mit sinnreichen „Reibeflächen“ moderner wissenschaftlicher Denkprozesse, gewagter Gedankenexperimente und algorithmischer „Gedankenmaschinen“ zu konfrontieren und zu sensibilisieren. Das „Fabrikationsgeschehen“ geschieht heute allerdings in einer Weise, als würden akademische Lehrer in ihren Seminaren sowohl Sprachprobleme selbstvergessener Hörigkeit, die an Max Webers ökonomisch-asketischen Lebensstil vom „stahlhartem Gehäuse“ erinnern, als auch die zerebrale Wirklichkeitsproblematik digitalisierter Perfektion dezidiert-schärfer und verantwortlicher analysieren.¹⁵⁰

Max Weber war selbst ein unruhiger Geist. Heute sei der Geist, der die Macht äußerer Güter über den Menschen charakterisierte, seiner Ansicht nach im siegreichen Kapitalismus – „ob endgültig, wer weiß es? – aus diesem Gehäuse entwichen“. Nachdenklich forderte schon Goethe mit hilfreichen philologischen „Erläuterungen“ in der Sammlung „Sprichwörtlich“ heraus: [...] „doch ohne Dolmetsch wird's auch nicht gehen“: Nichts darf der Vergessenheit anheimfallen. Im metaphorischen Wortspiel, wie dem der literarischen Einbildungskraft von der „zweiten erdichteten Welt neben der Welt der Natur“, wechselte das Phänomen von „Spiel und Kultur“ in das „ernsthafte“ Spiel, das sich bereits wie eine „selbständige Kategorie“ und experimentell wie ein „freies Handeln“¹⁵¹ verstand: Das ganze 18. Jahrhundert und die Gestalt Goethe in Weimar hätten einem Geist vertraut, dem Lothar Ehrlich und Georg Schmidt eilfertig bereits das vorausdenkende Anpassungsbild vom „Laboratorium der Moderne“^{151a} zuschrieben. Die Forschung des 20. Jahrhunderts demonstriert nicht nur freies Handeln, sondern ihre Perspektive erweitert sich gewissermaßen, weil sie metatheoretisch und methodenimperialistisch interdisziplinäres Experimentieren widerspiegelt.

Während Goethe noch mit seinem „Altar der Agathe Tyche (Weimar 1777)“ die geschichtlich-politische Kontinuität weit-

gehend einhielt, suchte Lenin 140 Jahre später – als würde jetzt Černovs Sinnbild neue „rotierende“ Möglichkeiten zwischen „Mensch“ und „Billardkugel“ für „Impulstransformationen[!]“¹⁵² bereithalten – in Petrograd eine Stimmung propagandistisch zu lenken. Wollte Lenin eine zeitgemäße Denkgemeinschaft antizipieren? Wegen seines autonom-kalkulierenden Weltverständnisses mussten „Mensch“ und Billardkugel“ nicht mehr nur konsequent an das Traditionsverständnis göttlich-absoluter Überordnung erinnern, sondern auch ganz bewusst die grundstürzende „Transformationsgefahr“ ins Spiel bringen: Lenins unbeirrbarer „Theorie-Glaube“ produzierte, potenzierte und usurpierte das Fragerecht, das aus seiner autoritär-strategischen Sicht konsequent den Widerspruch verbot.

Dogmatisch wollte Lenin in dieser turbulenten Situation – unter Betonung seiner Eigengesetzlichkeit – „Gegen-den-Strom-Schwimmen“. Er agierte mit dem Tabu der „Unfehlbarkeit“, indem er seine Überredungsgabe in den Dienst gesellschaftlicher „Transformationen“ seines marxistischen Denkens hüllte. Wie ein Rhetoriker verschleierte er nicht nur Wirkungsziele seiner gedachten Weltanschauung, sondern vermied auch Konditionen bolschewistischer Strategie genauer zu verifizieren. Vielmehr wollte Lenins rhetorischer Wille überzeugend werben, wobei er appellative Lockmittel wie Friede, Freiheit, Land und Brot beschwor. Missionaristische Konditionen final-gesetzmäßiger Mittel des historisch-dialektischen Materialismus hätten in dieser Situation mit Sicherheit noch keine Wirkungsmöglichkeiten hervorgerufen.

Goethes Rhetorik, die im geistigen Spannungsfeld Zumutungen wie das „Kugelwissen“ und die „Gedankenfabrik“ manifestierte, personifizierte nach hundert Jahren ein Wirklichkeitsverständnis, das in der russischen Notstandsdemokratie das exemplarisch-figurliche Deutungsmuster des Übergangs determinierte: Es spiegelte metaphorisch eine „Wand“ wider, die nicht nur zwischen beiden Augen zu stehen, sondern auch durch den Kopf zu gehen schien. Im Spezifischen symbolisierte sie eine politische Polarität, deren prinzipielle Variabilität zwischen Černov und L'vov einer-

seits und Lenin und Trotzki andererseits ganz entschieden unerfüllte Versprechen ideologischer Präferenzen radikalisierte, die von den Revolutionären in Petrograd undemokratisch zu revolutionären Leitbildern der Zukunft umgemünzt wurden.

Möglichkeiten der wissenschaftlichen Komparatistik und rhetorischen Analyse decken heutzutage mögliche strategische Bezüge einer Suasorie auf, deren Ratsamkeit die fingierte Entschließung in der Praxis zur gewaltsamen verschob, so dass statt sprachlich-kritischer Steuerungen der Zwang zur Disruption in der revolutionären „Gedankenfabrik“ offen durchbrach:

1. Goethe veranschaulichte im ganzheitlichen Sinnbild von „Kubus und Kugel“ noch sein „emblematisches Denkmal“: Der Kubus als dreidimensionaler Raum, der sich dem Lernenden mit den Bindungspotenzialen „kugelförmig“ eingeschriebener Eigenschaften der Elemente und Temperamente erschließen kann, nimmt bei Vitruv (1. Jh. v. Chr.) und bei Isidor von Sevilla (560 n. Chr.–636 n. Chr.) im Wissen um die Welt Möglichkeiten einer vollkommenen Kreisform an.¹⁵³
2. Den unumstößlichen Typus „homo quadratus“, der in Platons „Timaeus“ auf „kosmische Vollkommenheit und spezifisch männliche Tugenden“ hinweist, paraphrasiert Erasmus von Rotterdam (*Rhetorica* III, xi, 2), indem er in der Renaissance des 12./13. Jahrhunderts die Aristoteles-Definition vom „guten Menschen“ (lat. „homo quadratus“; engl. „foursquare man“) auf sich selbst bezog.¹⁵⁴
3. Goethe erweiterte und variierte übrigens seine emblematischen Möglichkeiten von „Kubus und Kugel“ durch den technischen „Webstuhl“ bis zum Symbol individueller „Petrifikation“: Was sich von der antiken statuarischen Quaderform und dem biblischen „fundamentum in re“ ablöste, regulierte in humanistischer Freiheit die „Kugel“ mit „Stabilität“, „Beweglichkeit“ und „Veränderlichkeit“, aber auch mit Leidenschaft,

Sittlichkeit, Trieb und Ordnung.¹⁵⁵ „Stabilisator“ Goethe symbolisierte dem Menschen seine ähnlich freie, petrifizierte Position, als könne jeder auf seinem „eigenen Montserrat“ glücklich werden.¹⁵⁶

4. Im Gegensatz zu Goethes Vorstellungswelt „transformierte“ der gemäßigte, kompromissbereite und gebildete Černov, lange ein Redaktionsmitglied der „Delo Naroda“, Lenins mobilisierenden Auftritt in eine poetisch-sprachübliche und literarisch-fortschrittliche „imponierende Ganzheit“ – bedenkenlos in eine von subjektiven „Maßlosigkeiten“ in die Zukunft weisende, imaginativ-gesteuerte Selbsttransformation: „Lenin ist der typischste Held dieser Periode“.¹⁵⁷

Diesen marxistisch-antizipierten Absolutheitsanspruch, dem eine prinzipielle Erkennbarkeit objektiver Wahrheit nur scheinbar entspricht, verkörperte Lenin in der materialistisch-verdinglichten Vorstellung Černovs „wie aus einem Stück Granit und dabei als Ganzer rund, rundgedreht wie eine Billardkugel: man kann nirgends einhaken, und sie rollt unaufhaltsam vorwärts“.¹⁵⁸ Die von keinem „göttlichen“ Odem geschaffenen „granitenen“ Gebaren stimmen wohl überein mit seinem „einlinigen Verstand“, seiner „schiefseitigen Willenstendenz“ sowie seinem „abgestumpften moralischen Feingefühl“ und – im ausgesprochen rational-karierten Kontrast zur humanistisch-seelischen Kultur – mit der allein ihm theoretisch vorbehaltenen, autonomen Determiniertheit im fiktiv-plastischen Vergleichsbild „Kugel“¹⁵⁹: „Ihr eigenes Wegrollen oder Liegenbleiben hängt von ihr selbst ab, von ihrem eigenen Wesen“.¹⁶⁰ Über hundert Jahre später beurteilte Jans-Jörg Rheinberger das Kernproblem der Forscher gegenüber einem solchen mobilen Gegenstand in verschiedenen Gesprächen:

1. Forscher „kreisen immer wieder um das Experiment – um das Experiment im Labor, im Schreibvorgang, in der künstlerischen Forschung, im Leben“.

2. „Denn das erkenntnisproduktive Experiment ist darauf angelegt, etwas zum Vorschein kommen zulassen, von dem man als Forschender gerade noch keine genaue Vorstellung hat“.^{160a}
3. Überraschungspotenziale bereichern nicht mehr als „Historia magistra vitae“ das Denken der Forscher, sondern auf die vielen Bereiche der Geisteswissenschaften wirken lautlose Gefährdungspotenziale, die der paradoxen „Mischsemantik“ mit der rasanten Tendenz zur metasprachlichen Plastikkultur erhöhte Relevanz verleihen.

„Memoria schafft Identität“ hieß es einstmals mit dem Schwerpunkt „Übereinstimmung“, dagegen fördern jetzt Apparate der digitalen Kultur „Identität ohne Memoria“.^{160b} Noch ist entscheidend das Korrektiv „User“ – aber wie sieht es bei aller Pauschalität bei den nachwachsenden jungen Menschen aus? Das aus Erinnerung, Identität und Umwelt gestiftete Kulturleben, das in der Analyse nicht nur auf statistisch ermittelte Indikatoren zurückgreifen müsste, erfuhr spätestens nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland und der Sowjetunion – was nicht überrascht – völlig verschiedene politische Wege und gesellschaftliche Lebensweisen. Gelenkte „Identität“ in Zeiten der Demokratie und des sogenannten Wirtschaftswunders sowie die ordnende Nomenklatura im Staatssozialismus vermochten auf Dauer ideologische Identität als strategische „Verschiedenheit“ nicht verhindern.

Den Petrograder Spieltisch dominierten zwei Spieler, nämlich Lenin und Trotzki, mit ihren jeweils materialisierten „Stoßtechniken“: Lenins Denken und Handeln reagierte in der Petrograder Wirklichkeit auf die revolutionäre Interessenlage mit seiner enormen dialektischen Beweglichkeit, die das richtige ideologische Führungsdenken als Bewusstseinsbildung „von oben“ sowohl in der avantgardistischen Sprachrevolution als auch in gemeinsamen Aktionen mit den Arbeitern „von unten“ ummünzen wollte. Der bolschewistische Parteiwille der Avantgarde wurde somit zum „Transmissionsriemen“ Lenins, der mit

allen Mitteln die dirigistische „Übersetzungsarbeit“ für kollektive Ziele steuern wollte.

Immer war Lenin – wie Hildermeier betont – im „Spiel“, so im April 1917 tätig wie ein mit Vorschusslorbeeren ausgezeichnete „Spielführer“, um die Partei „auf seinen Kurs“ durch eine „einzig richtige (!) Antwort“¹⁶¹ zu halten, aber scheinbar auch zielführend in den finalen Entscheidungen zum „Roten Oktober“. Jedoch blieben Lenins „Mitspieler“ nach Hildermeiers Aussage auffallend irritiert und auffallend zögerlich bis unschlüssig:

1. „Im Vorfeld des Oktober wiederholten sich die inneren Kämpfe vom April“.^{161a}
2. Lenins Briefe aus dem Helsinki-Exil fanden im Petrograder Zentralkomitee keine Akzeptanz: „Die Empfänger der Briefe waren ähnlich verstört wie Lenins Zuhörer im April“.¹⁶²

Wie sind hundert Jahre später gegenwärtige russische Positionen in der neuen „Rhetorik des Kalten Krieges“ zu werten, die sich auf Themen rechtsstaatlicher Freiheit, sozialer Gerechtigkeit, vernetzter oligarchischer Korruption, öffentlicher Transparenz und problemlösender Zielvorgaben zuspitzen?^{162a}

Offensichtlich wollte Lenin die empirische Gegenwart mit Angaben eines revolutionären Zeitpunkts nicht im Voraus belasten und weder theoretisch-gewiss noch praktisch Hals über Kopf für Maßnahmen eines gewaltsamen Umsturzes werben. Er war vielmehr davon überzeugt, dass sich erst nach einer beständig aufgeregten, siegreichen Revolution offenbar die Lage selbst so verändern würde, um dann eine „proletarisch-demokratische“ Staatsmacht errichten zu wollen. Nach einer ungesicherten Information, die Lenin in der „Neuen Zürcher Zeitung“ des 15. März 1917 vom Ausbruch der Februarrevolution erfahren habe, soll er sich kompetent, schlagfertig und selbstsicher auf seinen intellektuellen Partei-Avantgardismus berufen haben: „Rußland war gewohnt, von 150 000 adligen Großgrundbesit-

zern regiert zu werden, warum können nicht 240 000 Bolschewisten die gleiche Aufgabe übernehmen?“ Auch Lenin wusste von der magischen Kraft der Zahl.

Von Anfang August bis Ende September 1917 fand Exilant Lenin in Helsinki die „Gelegenheit, seine einschlägigen Gedanken“ in der Schrift „Staat und Revolution“ zu Papier zu bringen.^{162b} Ohne eine konkrete Strategie zu enthüllen und der Partei klare Handlungsanweisungen zu geben, skizzierte er die „wahre Marx'sche Lehre vom Staat“, die bekanntermaßen erstens ein Produkt unversöhnlicher Klassengegensätze und eine scheinbar über den Klassen stehende Macht sei. Zweitens sei der Staat definiert durch das stehende Heer und die Polizei (Straflager, Gefängnisse) und drittens sei er ein ökonomisches Werkzeug der herrschenden Klasse zur Ausbeutung der unterdrückten Klasse. Viertens werde der Staat einerseits mit der Aufhebung der Klassen überflüssig, „absterben“ und erst dann zur „wahren Freiheit“ vordringen. Andererseits zeigte Lenin sein ganzes argumentatives Geschick im objektiven Entwerfen seiner frei verfügbaren Zukunftsperspektive.

Wahrscheinlich hatte sich Lenin in der zweiten Jahreshälfte 1917 seinen Weg zu einer wirklich freien und sich selbst leitenden Gesellschaftsordnung erheblich leichter gedacht, als er sich dann erweisen sollte. Vielleicht überwogen bisher auch im allgemeinen Kausalnexus von Theorie und Praxis selbstkritische Vorbehalte, personell-interne, bolschewistische Differenzen und störende Einflüsse, die beispielsweise im individuellen Vorstellungskosmos von Retrospektive und Introspektive nur Weniges aufhellten. Solange keine klärenden und überzeugenden Detailuntersuchungen zum „Roten Oktober“ und keine sondierenden Beiträge zur sogenannten bolschewistischen „Theorie- und Gedankenmaschine“ von 1917 vorliegen, sind aus generell-marxistischen Konzepten weder persuasiv-taktische noch disruptiv-manipulative, Lenin'sche bzw. Trotzki'sche Strategie-Elemente auszudifferenzieren: Die Wissenschaft hat das letzte Wort – bis zu diesem Zeitpunkt ist die „rote“ Oktober-Sofortmaßnahme

indes dasjenige Überraschungsmoment, in dem theoretisch der subjektive Imperativ mit dem objektiven vermutlich konvergierte.

Aufschlussreicher sind für den revolutionären Gesamtzusammenhang einerseits ideologische Wegweiser zum „Roten Oktober“ und andererseits Erwartungen in den ersten Wochen der Februarregierung, als würden sie schon situativ-spekulative Kontraste in der „Übergangsphase“ vom Kapitalismus zum Sozialismus dokumentieren. Zwei Wochen nach Černovs Zeitungskommentar versuchte die euphorische Begrüßungsrede des Ministerpräsidenten Fürst G. E. L'vov auf der „Festsitzung der Deputierten aller vier Dumaperioden“ vom 27. April (10. Mai) 1917, veröffentlicht in der „Birževyja Vedemosti“ vom 28. April (11. Mai) 1917, die anwesenden Deputierten von seinem Wunschbild zu überzeugen. Versetzte L'vovs Begeisterung die Phantasie der Deputierten wirklich in nationale Schwingungen, als er sie leidenschaftlich beschwor, sie würden in Russland unter der optimistischen „Herrschaft großer Ideen“ den noch nicht abgeschlossenen „Prozeß der großen Revolution“ erleben?¹⁶³

Mit seinem wirklichkeitsfernen „missionarischen“ Pathos glorifizierte L'vov die Notstandsphase: „Die große russische Revolution ist wahrhaft wundersam in ihrem erhabenen ruhigen Gang, nun schon bald drei Jahre begleitet (osveščennaja: beleuchtet) vom Beben des furchtbaren Weltkriegs. Wundersam ist in ihr nicht die Märchenhaftigkeit (feeričnost') der Umwälzung, nicht die kolossalen Ausmaße der Verschiebung, nicht die Kraft und Schnelligkeit des Vorstoßes zur Eroberung der Staatsgewalt, sondern das einfache Dasein (samaja suščnost) der sie leitenden Idee“.¹⁶⁴ War die „Seele des russischen Volkes“ ihrer „eigensten Natur nach“ – frei von ironischer Distanz – wirklich missionarisch-pathetisch die „demokratischste Seele der ganzen Welt“?¹⁶⁵ Das war zum einen die seelenstarke „Beschwörung“ oder ein idealistisches Wunschdenken, denn „Demokratie“ ist eine einzuübende Lebensform, die zwar der Staat im Privatbereich nicht verlangen kann, aber gerade deswegen als eine „freischwebende

Herrschaftsform“ nicht nur gut gelernt werden muss, sondern auch exemplarisch unter den Herausforderungen des „Böckenförde-Diktums“ zu erörtern wäre.^{165a} Zum anderen erscheint der „material turn“ der 1980er Jahre, den die marxistische Ideologie prototypisch sicherlich nicht erahnt hatte, wie eine „Epistemologie des Konkreten“: Mit der „Dezentrierung des Subjekts“ begann mit der Materialkultur etwas Neues, nämlich die „Befreiung von der traditionellen, auf Ideen-, Theorien- und Begriffsentwicklung fixierten Wissenschaftsgeschichte“.^{165b}

Mit dem universal-heroischen Appell wollte L'vov Russlands Seele „nicht nur mit der Demokratie der ganzen Welt [...] verschmelzen[!]“, sondern auch deren scheinbar missionarische „Spitzenstellung“ auf dem „Weg der menschlichen Entwicklung [!]“ beanspruchen, um nach den vorbildlich „großen Prinzipien der Freiheit, Gleichheit und Bruderschaft“¹⁶⁶ zu handeln: Pathos und Rhetorik verursachen situative Wirkungen des Wortführers unter den Hörern, wenn sie auf das „ausstrahlende“ Wesen dieser Sprache „hörig“ reagieren. Die Wirklichkeit, die zwischen den Hörern ihrer Welt und den allgemeinen säkularen Lebensverhältnissen wie ein Dorn im Auge schmerzte, irritierte Beobachter im Zweifel, die mit unverstelltem Blick zwischen Arm und Reich auf den Neubeginn aufkeimender Hoffnungen und Loyalität urteilen sollten. Russland wirkte in Europa – weder doktrinär noch polemisch beurteilt – im Wechselspiel von Rückständigkeit und Modernisierung wie ein „Nachkömmling“: Das Plastikwort „Spätentwickler“ würde allerdings nur „entzauberte“ Geheimnisse der Expertensprache „nobilitieren“, weil es die „Selbsttransformation“ als Möglichkeit eines diskursiv-amorphen Rechtfertigungsworts legitimieren würde.

Wieviel Vergangenheit ließ sich in schwierigsten ungeklärten Krisenzeiten von Krieg und Frieden noch überzeugend und politisch im Nachholbedarf der Geschichte aktualisieren, wenn nach Hildermeiers Urteil die „Provisorische Regierung“ das Land – insgeheim im Denken in anscheinend vorgreifender Reflexion – vom Los diskriminierender bis diktiert Verhältnisse

befreien wollte. Nicht selten ist die Spekulation ein Element der Beschwichtigung, das aber stattdessen mehr Unruhe auslösen kann. Das galt nicht nur für ernst gemeinte Absichten, möglichst schnell den „Untertanenverband in eine Gemeinschaft freier, rechtsgleicher und souveräner Staatsbürger zu verwandeln“, sondern auch für suasorisch-rhetorische, frühzeitige Weichenstellungen, um freiheitliche Ordnungsvorstellungen schließlich nach der „angemessenen Legitimation der neuen Demokratie“¹⁶⁷ heraufzubeschwören. Reichten genuin rhetorische Mittel aus, willentlich mit emotionalen Reaktionen zu spekulieren?

„Flächendeckende“, vergleichende Urteile sind äußerst fragwürdig: Moralisch schien die „Gottesfurcht der Bevölkerung nicht oder kaum gelitten zu haben“, dagegen eher „ihre Form: Glaube und Kirche fielen – wie in Mitteleuropa auch – auseinander“.^{167a} Allgemein ist Gottesfurcht etwas spirituell Gegebenes, aber auch etwas Philosophisches, das sich in der sinnlich-religiösen, normgerechten Welt auf Gefühle bezieht – außer der Wirkung von Furcht, Angst und Mitleid auch Sehnsucht, in deren Sinne die Verehrung wie eine Potenzialität in der politischen Wirklichkeit sinnstiftende Möglichkeiten der Menschen mit dem Ordnungsstreben nach Besserung befriedigen könnte.

Allein gottesfürchtige Verhaltensweisen, die „zauberhaft“, „konsensfähig“ und „großräumig“ mit einer pauschal-fixierten Homogenität vereinbar wären, haben dagegen wissenschaftlich im methodisch-distinkten Wortsinn kaum einen kategorialen Aussagewert. Gegen den modernistischen Mainstream historischer Erkenntnis behauptet sich die „Hoffnung“ (1 Petr 3, 15) stets wie ein Stachel: Die symbolische Repräsentanz Gottes vermochte Menschen nicht nur persönliche Tugenden der Mäßigung und Weisheit übernatürlich zu überantworten, sondern auch Gott gegenüber Gehorsam zu zeigen, ihm die gebührende Ehrfurcht, Frömmigkeit und Unterwürfigkeit zu erweisen: Dem menschlichen Geist geht es zudem um das Wahrnehmen Gottes, seiner Gnade und seines gestifteten Sinns, um zu verstehen, wie in der Welt exzellent und existenziell das Sein gleichwesentlich

als die absolute Möglichkeit sein könnte – Gott ist allmächtig, insbesondere gegen willkürlich Normen verletzende Möglichkeitsformen des Autonomen, Entzauberten, Bösen, Berechenbaren und Verfügbaren. Propaganda wird seit dem 19. Jahrhundert in geschichtsbezogener Weise wichtig: Wäre dann das pilotierende Gliederungsprinzip der interdisziplinären „Periodisierung“ eine eloquente Gefahrenabwehr gegen theoretische Universalkonzepte mit dem Primat der Biologie, Chemie und Physik bzw. in „interanimalischen“, materialisierten und praxisbezogenen Mustern des Neurokonstruktivismus?^{167b}

Im Frömmigkeitsdiskurs ist die individuelle Gottesfurcht eine gottgefällige Größe und ein spiritueller Indikator, in deren Unruhe des Geistes weder eine „geswitchte“, naturalisierte „Transformationsforschung [!]“ noch eine religionskritisch-emanzipierte Begrifflichkeit wirklichkeitsnah zu erschließen wäre. Gottgewollter Gehorsam richtet sich gegen zukünftig Böses, dem Putin naturalistisch-selbstherrlich wie mit einer zynisch suggerierten, russischen Mentalität in staatsmännischer Manier begegnen will: Seine Selbstgewissheit beruht auf einer im Menschen vorhandenen, aber nun von ihm scheinbar aktiv abrufbaren „Caritas“, als würde sie handlungsorientierend in einer Autoritätskrise die Kompetenz der Religion wie die einer „Service-Religion“ politisieren können. Putins Popularisierung seiner „hausintern“-inszenierten „Politischen Theologie“ ist instrumental bedingt, als trüge sie demnach nicht nur die demütige Furchtsamkeit der Unterwürfigkeit, sondern auch den Präge-Stempel eines „genetischen Codes“, dessen „kultureller Code“ das intentional-einzuübende, hyperzentralistische Staatsmodell wie ein „Code-Switching“ nun völlig beglaubigen würde.¹⁶⁸ Das orthodoxe Memorialwesen schöpft jedoch aus der Kraft eines eigenen gestifteten Rituals: Die heilige Macht des kultischen Gedächtnisses vereint Menschen in Gemeinschaften kollektiven Erinnerns, deren christologisches Potenzial das Gedenken an die Verstorbenen gleichsam den Lebenden als gottgewolltes Glaubensbild eigener Sterblichkeit erschließt.

Die Instrumentalisierung der russischen Vergangenheit demonstriert eine scheinbar konservative „Wendigkeit“, die sich zwar als nationale Identität „präsentieren“ lässt, aber nicht verhehlen kann, dass auch Eigenheiten des russischen Zusammenlebens weder von mühelosen noch spielfreudigen Reaktionen eines politischen „Wetterhahns“ kompensiert werden können: Heterogene, verdrehte bis verzerrte Vergangenheitsbezüge schaffen keine Konsistenz des Gegenwärtigen, im Gegenteil garantieren pseudodemokratische Mobilisierungen keinen spontanen „Aufbruch“, der gebieterisch zum akzeptablen „Durchbruch“ gesellschaftlicher „Transformationskräfte“ fähig wäre. Westliche Modelle sind unerwünscht, die offizielle Politik Russlands ist zudem nicht krisensicher – im durchmischten, avantgardistischen Sprachmuster gesellschaftlicher Aktivitäten „transformiert“ sie sowohl ursprünglich-subjektive, resistente und missionarische Glaubensbegriffe mit neuen Erfahrungsgehalten als auch objektivierte Neologismen moderner, imperialistischer und machtbewusster Denkweisen der „Russischen Welt“: Ihre semantischen „Vermischungen“, „Verschiebungen“, „Verschmelzungen“, „Umgestaltungen“ und „Neuprägungen“ sind auf der kommunikativen Vermittlungsebene enteignende Resonanzverstärker, die zum einen die populär-pluralistische Transitorität der inszenierten Unbehaustheit, zum anderen die synkretistische Sprachrevolution der Enttheatralisierung legitimieren können.

„Staatsvorbild“ Putin, der dem medialen Diskurs auf Dauer nicht diese differenzierte Art der Lernbereitschaft verweigern kann, wird gegenüber den postsozialistischen Verhältnissen der fortschreitenden Digitalisierung mit einer aufbegehrenden Streitkultur rechnen müssen. Rasche Gesetzesinitiativen wie das sogenannte „Jarovaja-Paket“, das die Antiterrorgesetzgebung und die Freiheit der Internetnutzung erheblich einschränken will, finden keinen großen Zuspruch, weil der Erfolg ihrer Anwendung für die Vorratsdatenspeicherung technisch ohnehin zweifelhaft ist. Das von Putin im Herbst 2017 unterzeichnete Verbot, private digitale Netzwerke zu nutzen, scheint wenig

erfolgsversprechend zu sein. Die russische Innenpolitik und die Informationspolitik werden weiterhin ausschließlich vom kontrollierten Staatsfernsehen pilotiert und ihre Staatsfunktionäre verzichten auf öffentliche Kontroversen mit Diskurs-Ausgleich.

Die digitale Zukunftskultur Russlands wird im Regierungsauftrag die kommunikativen und politischen Verhältnisse normativ zu steuern versuchen, so dass zwischen „Staatsräson“, Sprache, Verstehen und Verzeihen möglichst kompendiös-„gleichgeschaltete“ Spielräume herrschen, die sich nicht nur auf die technisch-ökonomische Revolution reduzieren lassen. Insofern demonstriert der „Putinismus“ des ehemaligen KGB-Majors eine administrativ-autoritäre, zentralistisch-„harte“ Befehlshierarchie, die den Bürgern nur ganz kleine, private Spielräume der Freiheit gewährt: Putins Gegner haben stets mit Verfolgung, Gefängnis, Ermordung oder Emigration zu rechnen – dafür bürgen „Einzelgänger“-Schicksale und Musterprozesse vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte wie in den Rechtssachen Anatolij T. Burdov (geb. 1952), Valerij A. Kalašnikov (geb. ?), Aleksandr M. Ryabkin (geb. 1941) und dem Medienmagnat Vladimir A. Gussinskij (geb. 1952). Radikaler dagegen sind Beispiele der Kreml-Kritiker Vladimir V. Kara-Mursa (geb. 1981), Alexej A. Naval'nyj (geb. 1976), Michail B. Chodorkovskij (geb. 1963), Boris E. Nemzov (1959–2015), Anna S. Politkovskaja (1958–2006), Oleg Sentsov (geb. 1976) oder des Kaliningrader Journalisten Igor Rudnikov (geb. 1965), der sich seit 2017 in Haft befindet, einzuschätzen.^{168a}

Die „zweite russische Republik“, eine deutsche Kategorie akademischer „Rekonstruktionskultur“, macht es den Gegnern in den letzten Jahren wahrlich nicht leicht: Öffentliche Kritik hatte es mehr als schwer, sie wurde entweder untersagt oder Oppositionelle wurden zum Schweigen gebracht. Enthüllten nicht die teils optimistischen teils schwankenden Betrachtungsweisen von 1917 bereits die katastrophal realpolitische Unterschätzung der städtisch-revolutionären Zerbröckelung? Oder handelt es sich begriffsgeschichtlich nur um eine interpretatorische Posi-

tionsverschiebung, wenn es heißt, angesichts des „Übermaßes an Problemen ging die Demokratie [!] in Russland an den Versäumnissen ihrer Träger und Angriffen ihrer Feinde zugrunde, nicht an unheilbaren Erbleiden [!] seiner Vergangenheit und der Rückständigkeit“?¹⁶⁹ Als die Regierung auf Druck des Petrograder Sowjet in einer Zusatznote vom 22. April 1917 auf territoriale Ansprüche verzichten musste, hatte das weder auf die Position Außenministers Miljukov noch insgesamt in der Innenpolitik irgendwelche Wirkungen entfacht. Entsprechend desillusionierend ist das Urteil: „Die Doppelherrschaft verdiente ihren Namen nicht mehr“.¹⁷⁰

Was hätte solch ein zeitfremdes Urteil gegenüber einem „Provisorium“ überhaupt rechtfertigen können? Institutionelle Bindungen hatten gewiss an Gewicht verloren, aber angesichts der krisengeschüttelten Verhältnisse ist das Zitat ein imperatives und harsches Urteil, das dem Stellenwert der schwächelnden Notstandsdemokratie in einer existenzgefährdenden Lage so nicht gerecht wird. Schließlich saßen die Petrograder Politiker in keinem Elfenbeinturm. Oder wurden sie einfach Opfer einer politischen Unterschätzung, von der auch – unter Berücksichtigung nationaler Unterschiede – die Weimarer Politik nicht freizusprechen ist?

Vielmehr bezeugte das zögerliche Verhalten der „Doppelherrschaft“ eine abwartende Passivität, die zu keinem politischen Aufbäumen angesichts der sie umgebenden sozialen Polarisierung ermunterte. Denn an dem gestörten Wechselverhältnis zuspitzender Verteilungskämpfe und den erschreckenden sozialen Schwierigkeiten wurde sichtbar, dass sich beim besten Willen weder die „Seele des russischen Volkes“ noch die ihrer „eigensten Natur nach“ als die „demokratische Seele der ganzen Welt“ in der diesseitigen Praxis erweisen würde.¹⁷¹ Täuschte nicht das wirklichkeitsferne Urteil darüber hinweg, dass dieser „Evolutionsprozeß der Freiheitsideen in Rußland“ – wie L'vov hoffnungsvoll bemerkt hatte – Lenin nach nur 56 Jahren russischer Innenpolitik wirklichkeitsnah und zielsicher in der „Pole Position“ der

Revolution zum Erfolg verhelfen konnte?¹⁷² Mit Sicherheit disziplinierten Lenin in dieser Phase kaltblütige eigenlogische und ideologische Züge des radikalen „Geschäftigkeitssinns“, um sowohl das explosiv-revolutionäre Denken in strategisch-„wahres“ Bewusstsein zu „übersetzen“ als auch wie ein „Lokomotivführer“ die „wahre“ radikalpräsentische „Eisenbahn“-Spur für seine Anwartschaft im Ungewissen von mental-utopisch bis intentional-praktisch im Voraus zu „entrollen“. Im hundertjährigen Revolutionsverlauf wechselten die politischen Gegenwartsoptionen, die Akteure immer im Glauben ließen, nur das sei modernisierungsfähig, wenn es das Eigengewicht des Staatlichen totalitär wie im absurden Stalinismus widerspiegelte.

Positionierte nun etwa Trotzki, der in Lenins Abwesenheit seit Anfang August 1917 die Einheit von Heizer und Lokomotivführer in einer Figur verkörperte, das bolschewistische Finale auf der Grundlage einer programmatisch-objektiven Gewissheit? Nach Hildermeiers Ansicht war es Trotzki, der nun „zur zweiten akzeptierten Führungsfigur aufrückte“, so dass sich „in entscheidenden Wesenszügen“ Trotzki wie ein „begnadeter Volkstribun“ und Lenins „hypnotische Willenskraft“ einander ergänzten: In den „Tagen der letzten Koalition“ Kerenskis kontaktierte der scheinbar allgegenwärtige Suchanov bei einem Zusammentreffen den innerlich unberührt-wirkenden Trotzki, der die Frage nach dem Stand der Revolution auf seine Art „beantwortet“ habe: „Trotzki lachte nur sein lautloses Lachen aus halb offenem Munde [...]. Damals war mir seine Gleichgültigkeit unverständlich [...] Für Trotzki waren die Fragen damals schon endgültig entschieden.“¹⁷³ Wenn das so stimmte, dann war „Stockholms“ scheinbar nebensächlich-geduldeter Stellenwert ohnehin „entzaubert“, denn zum Erfolg der „bolschewistischen“ Revolution gab es in Petrograd in Wirklichkeit keine überzeugende Alternative: Zur zukunftsfähigen „Neuverzauberung“ im Gestus der Bolschewisierung war der Richtungswechsel ein „Programm“ – er war gesellschaftlich die integrale Machtgröße der marxistisch-bolschewistischen Wissensgeschichte. Doch

wer konnte vom Antichristen Lenin auf ein gleichursprüngliches Wirklichkeitsbündnis mit dem Teufel schließen?

Diese Selbstsicherheit der revolutionären Retrospektive, politisch eine neue Amboss-Wirklichkeit zu „schmieden“, entspräche in der Entfesselung barbarischer Kräfte durch eine avantgardistische Kaste eher einer späteren zynischen Ideologiestiftung. Denn am Webstuhl der Zeit schien der Ablauf kurzer Fristen genauso eine untergeordnete Rolle zu spielen wie bei Verhaltenstaktiken gegenüber dem „Vorparlament“ zur „Verfassungsgebenden Versammlung“. Nur so konnte noch ein dem demokratischen und rhetorischen Pathos verpflichteter Politiker wie Ministerpräsident L'vov im April/Mai 1917 die Revolution im Hochgefühl seiner idealistischen „Übersetzung“ verantworten. Seine persönliche Bewährungsprobe entpuppte sich als kurzfristiges Zwischenspiel, denn die Wege sogenannter innenpolitischer „Transformationen“ in Petrograd, die Freiheit mit substantiell und rechtlich emanzipierten Lebensverhältnissen in ganz Russland zu rechtfertigen schienen, waren weder Metaphern „höheren Spiels“ noch Akzentverschiebungen für politische Verteilungsfragen, um problemlose und wirkmächtige Lösungen in Anschlag zu bringen. Bekanntlich demonstrieren differenzierte Erwartungen pluralistische Positionen, in denen die zeitlich rasch wechselnde oder skeptische Eigenlogik wirklichkeitsnah oft zu kurz kommt: Demnach würden Petrograder Sozialisten – nach Černovs distanziert-beruhigenden Worten – das „hochberühmte Leninsche Programm“ zum Anstoß einer „Selbstanalyse“ nehmen, ohne sich von den „auf den Tod erschreckten Hasenseelen“ der Spießbürger stören zu lassen.¹⁷⁴

Die philiströse Welt des Spießers charakterisierte in politischer Anschaulichkeit ein fluchtartiges Tierbild der Furchtsamkeit, in dem je nach Kuhns Landschaftsbild der Hase mundartlich mit dem Wildkaninchen in eins gesetzt wurde. Anhand der furchtsam-spöttischen Abwertung des „Spießbürgers“, den weder ein Hang zur Modernität auszeichnete noch eine reale Periodisierung des Verlaufs vorgeschrieben war, symbolisierten

sie zudem unverkennbar eigene Merkmale nichtproletarischer Bewusstheit. „Hasenseelen“ fürchteten grundsätzlich Gespenter der „roten Gefahr“, nämlich gewaltsame Konsequenzen einer bevorstehenden Veränderung, wie die der Modernisierung und Explosivität ideologischer Experimentalkräfte. Darum fehlte im Bild der „Hasenseele“ die Bereitschaft, gesellschaftspolitische Modernisierungen überhaupt ins Kalkül zu ziehen: Umso gefährlicher wurden die Wirksamkeiten bevorstehender ideologischer Verengung und politischer Dogmatisierung, als sie zur gebündelten unerbittlichen Stoßkraft gegen konservative, engstirnige und unschlüssige Personenkreise oder gegen geistige Immobilität und elitäre Konformität zum Einsatz kamen.

Allgemeiner ausgedrückt war das ein Kampf gegen die Beharrlichkeit bekannter traditioneller Normen und gegen die Schizophrenie gesellschaftlicher Werte, als befände sich Russland, das begonnen hatte, sich als moderne Macht zu verstehen, menschlich und politisch im dualistischen Zustand einer perfektionierten Lüge. Die „gesellschaftlich“ unausgebildete Kritik, die Sprache und das Kulturverständnis innenpolitischer Gegner entlarvte, hatte Menschen in ihrem unfreien Lernvorgang des Sehens, was ist oder im ungestörten „Wahrnehmen“ gesellschaftlichen Seins durch sich selbst gefangen: Mentalitätsunterschiede, die an überkommene Besitzverhältnisse geknüpft waren, stießen auf ideologische Positionen und divergentes bis widersprüchliches Denken. Erfahrung kannte nicht nur die Farben schwarz oder weiß – der Logos verriet dem Klugen und Wachsamem weder ihrer ureigenen Wirklichkeit zu vertrauen noch „genau“ allein auf ihr inneres Gesetz zu hören.

Um 1900 begann sich in Europa die Grenze zwischen der Offenbarungsreligion und anderen Religionen „kulturprotestantisch“ und fortschrittsoptimistisch ganz offensichtlich zwischen verschiedenen Lagern und Phasen aufzuweichen.¹⁷⁵ Nicht weiter hilft der vieldeutige Begriff „Säkularisierung“, denn er ist ohnehin kontraproduktiv und nicht aufschlussreich, um das spannungsvolle Entzauberungsnarrativ zu bezeichnen.¹⁷⁶ Vielmehr

gestaltete die Kürze dieser Übergangszeit geradezu verschiedenartig kontingente Phänomene, migrierende Wertüberzeugungen, schwindende Bindungsintensitäten, machtbildende Potenziale oder eklektizistische Formen siegesgewisser Selbstsakralisierung als etwas völlig Neues: Zur Begrenzung möglicher Gegengewichte gehörten dennoch „heilige“ Ausdrucksformen einer machtpolitischen Vorstellungswelt, in der man die unantastbare Schaustellung des Einzelnen, die Menschen in ihrer mystischen Verwirklichung erhöhen sollte, nicht unterschätzte. Vielleicht wurde ihnen auch eine weniger orientierende Bedeutung beigemessen.

Grundsätzlich hatte die ideologische Programmatik, die sich einerseits von der elitären Wiederholbarkeit platonischer Bildlichkeit, Menschen seien ein Spiel der Götter, abgelöst hatte, nicht nur Gottes Spiel der Normen durchkreuzt, sondern auch die menschliche Handlungsmacht vom Geist relativer Ohnmacht befreit. Worauf es nunmehr andererseits ankam, war die selbstbezogene Orientierung einer eigenständigen ethischen Persönlichkeit, die der Gottesbezug nicht gleichgültig war.

Nur wenn in Zeiten unglaublich blutiger Grausamkeit der Gleichheitsnominativ lautet, „Krieg ist Frieden“ oder im Umkehrschluss „Frieden ist Krieg“, dann muss selbst noch ein konventioneller Rest absoluter Rechtsverbindlichkeiten herrschen, die den zeitdiagnostischen Willen zwischen Siegern und Besiegten diktieren.¹⁷⁷ Insofern ist zwischen Völkern oft noch eine sittliche Tiefe von Würde, Anstand und möglicher Richtigkeit vorhanden, so dass nicht die Dämonie des Krieges, sondern einzig der möglich angstlösende Ernstfall „Frieden“ zu Ehren kommt – oder Gesellschaften versinken in Chaos und Selbstzerstörung. Eventuell war in der Vergangenheit bereits der „Kriegsgewinnler“ ein Verfälscher des Spielgeistes, aber derjenige, der jetzt gegen das „fair play“ ganz bewusst verstieß, erschien wie der eigentliche „Spielverderber“, weil er die Regeln der Kultur absichtlich brechen wollte.

Černovs überraschend naturalistisch-puristisches, epistemisch-verdinglichtes Lenin-Bild vom „reinen Behälter“, der

kulturfördernde Höhen als ein materialisiertes „reines Gefäß der Revolution“¹⁷⁸ zu konditionieren beabsichtigte, bestätigte in den Zeiten der Jahrhundertwende nicht nur in Mitteleuropa aufkommende Grundsätze einer „antihistorischen Kritik“, sondern auch Gefahren, die als „breitflächige Durchdringung“ oder als reale „Durchsättigung mit dem Historismus“¹⁷⁹ unbedingt ins Auge fielen. Wiederum extrem-autonom, wie verkettete Machtinteressen zwischen Person und Partei, charakterisierte die „antihistoristische Revolution“ in weitaus abgeschwächter Umorientierung das „eigentliche Schicksal des protestantisch-theologischen Historismus“¹⁸⁰, gegen die als höchste Richtschnur eine ernsthaft eingespielte Kultur wenig auszugleichen vermochte: Geschichtswissenschaft, die mit der historisch-kritischen Methode das Gedächtnis zu substituieren begann, hatte strittige Fragen produziert, indem sie zwischen Geschichte und Glaube, Historie und Metahistorie oder zwischen Gedächtnis und Erinnerung weitaus schärfer differenzierten.

Das kulturelle Gedächtnis zwischen den Lesarten und den Modi memorialer Ansprüche sowie historiographischer Kultur öffnete sich Normen eines Pluralismus. Die geglaubte reine Memoria, die auf den Wegen des „langen Mittelalters“ (Jacques Le Goff) weltsprachlich bereits an absoluter und lebendiger Verbindlichkeit enorm eingebüßt hatte, wandelte sich durch die experimentelle Weltgestaltung von der ursprünglich gestifteten Memoria zum gesetzmäßig-siegessicheren, avantgardistisch-konstruierten Vorwärtsgang ideologischer „Identität“. Heute scheint die funktionelle Weltaneignung von einem digitalen Prozess beschleunigt zu werden, der die Vergangenheit, wie die von öffentlich-musealisierten Phänomenen und hybrid-verzerrter Memoria, mehrheitlich bewältigen will.

Putins flexible nationalistische Matrix, deren russische Re-Ideologisierung vielleicht eine partielle Vergesslichkeit übt, weil sie den „mumifizierten Lenin“ – vielleicht vergleichbar dem Schicksal der „Christi-Erlöser-Kathedrale“ mit ihrer Sprengung 1931 und ihrem Wiederaufbau 1996 – jetzt wie ein völlig „entzau-

bertes“ Heilsprodukt einfach aussortieren will: Beginnt in Russland etwa die Versöhnung mit dem nostalgisch „alten Russland“, dem architektonischen Sinnbild im Wiederaufbau der orthodoxen „Erlöser“-Dominante“ oder eine populistische Synthese im neuen Gewand, die als eine „alt-neue imperiale Geste“ wiederum auf die Historisierung der „Hegemonie am Moskauer Himmel“ schließen lässt?¹⁸¹

In dieser „antihistoristischen Revolution“, die das verfügbar verstandene, moderne Subjekt als ein durch Entmachtung „gefangenes“ Wesen in „scheinreligiösen“ und moralischen Pseudo-Welten funktionalisiert hat, erschien der aus dem europäischen Ausland heimgekehrte doktrinäre Lenin dem weltläufigen Černov als die zentrale Revolutionsgestalt.¹⁸² Nach nicht einmal 100 Jahren widerfährt diesem Lenin-Bild in der kritikanfälligen immobilen Alltagsordnung Russlands ein signifikantes Schicksal. Ausschließlich auf ein Denk- und Sprachmonster projiziert funktioniert jetzt Lenin wie ein nationaler „Übersetzer“, der im extrem akzentuierten Wechseltausch sprachlicher Inhalte sowohl die „entsakralisierte als auch die „entzauberte“ Macht seiner gesellschaftlichen Grundagentheorie wie ein revolutionäres Weltgeschäft in Anschlag gebracht hatte. Was Lenins Instrumente des Wissens nicht mehr metaphorisch „übersetzten“, sondern vielmehr in metaphorologischer Aneignung dem systemlogischen Zusammenspiel der Praxis auferlegten, waren machtvollen konvertible Äquivalente einer diktatorisch „geistigen Verarbeitungsanlage“, einer „Transformationsmaschine“, die schon Paul Valéry im Blick auf Europas mediterrane Geistesgeschichte zukunftsicher erwähnt hatte.¹⁸³

Sozialphilosoph Hans Joas griff Gedanken der Säkularisierungsthese auf, relativierte sie angesichts seiner angeblichen Unvermeidlichkeit mit dem Hinweis auf „vielfältige Spannungsverhältnisse“, in die Menschen gottverbunden immer wieder „hineingestellt“¹⁸⁴ worden seien: Hinweise auf verschiedene Autoren veranlassen Joas, Max Webers „Geschichte von der Entzauberung“ primär als rationalen Durchdringungsprozess zu

erklären, der einer „Entzauberung der Welt“ gleichkäme. Diesen modernen Schlüssel- und Kollektivbegriff versucht er in seiner Historizität und Suggestionskraft, die das „Entzauberungsnarrativ“ mit Geschehnissen vom Alten Testament bis zum Ersten Weltkrieg verknüpft, wegen seiner „potentiellen Geschichtsmächtigkeit“, seiner unterschiedlichen Vieldeutigkeit und seinen „Zukunftsmöglichkeiten des Christentums“ durch bewusste Dekonstruktion zu „entzaubern“. Mindestens drei zentrale Möglichkeiten bieten sich entgegen einer Selbstsakralisierung der kritischen Betrachtung an:

1. Diese Umstände charakterisieren in historischer Perspektive und theologischer Dienstbarkeit das Wesen einer Persönlichkeit, das dem Streben im Geist einer soteriologischen Selbstfindung des Menschen nicht widerspräche.
2. Zu ihrer Bekundung des historischen Jesus, dem emphatischen Sinnzentrum religiöser Erfahrung, gehört nicht die Flucht aus der Geschichte, sondern auch die Hoffnung, dass durch sie die Geborgenheit ihres äußeren und inneren Heils bewahrt würde.
3. In einer irrtümlichen Legitimität liegen nicht unbedingt die Chancen für die Kontinuität und Konstitution christlicher Tradition, denn die „Geschichte der Entzauberung ist ja in dieser Sichtweise die Voraussetzung für und die Kehrseite der Geschichte eines sich durchsetzenden Rationalismus“.¹⁸⁵

Joas' Argumentation erscheint im Fazit des Indikativs nicht sehr überzeugend, vielmehr könnten inhaltliche Imperative gesellschaftlicher „Inselbildungen“ denkbar und progressiv werden. Insbesondere gleitende bis zersplitternde Formen der Segmentierungen und Mischbildungen wären wie kollektiv-existenzielle Korrektive vorstellbar. Wenn berücksichtigt wird, dass sich im Prozess der Digitalisierung, dem Multitasking und der Globalisierung Marxens Diktum „Das Sein bestimmt das Bewusstsein“

zum einen die Menschen und ihre Sprache durch sogenannte „Vergangenheitsbewältigung“ einschneidender Pilotage „optimieren“ würde, dann würde zum anderen im Sprachgebrauch der Menschen geschichtsvergessen, selbstvergessen und traditionslos nur das „befreiende“ Aktualisierte orientieren. Sprache, die nicht mehr sinnstiftend ist, lässt Menschen steuerlos treibend wie ein Wrack nicht nur dem Meer auszuliefern, sondern auch in ein totales Chaos abdriften: Im Reagenzglas des Labors geschaffene kognitive Gemeinschaftsgefühle sind kein Ersatz für natürliche Lebensgefühle.

Revolutionär Lenin war nicht nur die völlige Negation traditionellen „Übersetzer“-Denkens, sondern auch in seiner strategisch-zweckgesetzten Diskontinuität für einlinig denkende Eisenbahner das einzige Signal, das – ausgelöst vom imaginären Fahrdienstleiter – weder der Opportunität noch dem Nullsummenspiel überhaupt eine Chance lassen wollte. Nicht überraschend hält die sogenannte „Vergangenheitsvergessenheit“ für „wegweisende“ Ideologen der scheinbar subjektunabhängigen Wirklichkeit viele „technologische Disruptionen“, fundamentale „Transformationen“, digitale „Gleisabhängigkeiten“ und mechanische Spurwechsel bereit. Während Lenins „Heiligenschein“, der ihm die Mythologisierung eines „kommunistischen Heiligen“¹⁸⁶ zuteilwerden ließ, in den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts als öffentliche „Transformacija“ einer sukzessiven Desakralisierung wahrgenommen wurde, geschah durch die Sakralisierung des 1918 mit seiner Familie ermordeten Zaren das Gegenteil, als wäre die Politik nicht nur ein „Großes Marionettentheater“, sondern auch ein „Großes Wiederbelebungstheater“.

Der öffentliche Modus heterogener Tendenzen ermöglichte etwas ans Licht zu heben, als wäre nicht nur eine kohärent-russische Affinität zu Diagnosen eines linearen Rationalisierungsprozesses zu beachten: Zar Nikolaj's II. „Märtyrertod“ in Jekaterinburg wurde am 20. August 2000 von der russisch-orthodoxen Kirche heiliggesprochen. Kein Wunder, das jetzt Gläubige und Nationalisten affektbeladen, empfindlich, hellhörig und empört

auf sozial-religiöse „Befleckungen“ reagierten. Historische Tatsachen, wie die der Petrograder Massenstreiks, die Februarrevolution und der Sturz bzw. die Erschießung der Zarenfamilie, werden faktensicher und flexibel „umgedeutet“: Am Ort der Ermordung in Jekaterinburg steht jetzt die „Erlöserkirche auf dem vergossenen Blut“. Hundert Jahre nach der Ermordung des Zaren fand am 17. Juli 2018 vor dieser „Blutskirche“ in Anwesenheit des Moskauer Patriarchen Kyrill und einer großen Menschenmenge ein mehrtägiger Vigiltottesdienst für die Märtyrerfamilie und ihrer persönlichen Betreuer statt.

Darf in der russischen Öffentlichkeit der plötzlich „historisch“ hoch eingeschätzte, gesellschaftliche Verehrungswert des ermordeten Zaren nun einfach zum „Nostalgie-Theater“ eines absurden Freizeitwerts verkommen? Alle unerwünschten Störenfriede, die Heiliges angeblich beflecken wollen, dürften nach Volkes Meinung weder die Botschaft der Neuorientierung skandalisieren noch das unantastbare Gedächtnis des Heiligen verunglimpfen. Wer hätte möglicherweise auch Skandale zu befürchten, die sich in der Aufdeckung verlogener Positionen „wahrer Übersetzer“ stets auch als hasenfüßig-gesplante Gefühle oder unterwürfig als dienstpflichtig-trägerische Positionen von „Kaninchenhaltern“ widerspiegeln würden?

Dann wären die wichtigsten Stadien und Merkmale wissenschaftlicher Wahrnehmung zwischen der „ersten russischen Republik“, dem sogenannten „Februarregime 1917“, sowie der „zweiten russischen Republik und ihrer obrigkeitlichen Perversion[!]“ von 1993 bis 2017 zum einen irrtümlicherweise die Erfüllung einer „kollektiven Selbsttransformation [!]“ der „Enten- und Kaninchenhalter“, zum anderen methodologisch ein irrigerweise theoretisch-verdrängter Erfolg, der zumindest dem Ergebnis „Oktoberrevolution“ widerspräche.

Sogenannte evidente Tatsachen, die begriffliche und methodische Indikatoren für die Welt-Praxis erfüllt hätten, wären unvereinbar mit menschlicher Anpassung, Hörigkeit und Untertänigkeit, die scheinbar kontingenzresistent auf die konkreten

Faktoren der Handlungssituation und Problemlösung¹⁸⁷ reagiert hätten: Begriffsgeschichtliche Feinanalysen, deren Erforschung von Erfahrungen, ihren semantischen Bedeutsamkeiten und Veränderungen oder ihren sprachlichen Prägungen und sozialen Einbindungen nicht ohne die Praktiken in der materiellen Welt auskommen, manifestieren ihre Auswahl mit historisch-kritischen Begründungen der „Mikro-Diachronie“.¹⁸⁸

Um eine moralisch-expressiv begleitete Präsentierung, in der sich auch die russische Öffentlichkeit in einer hochsensiblen Aufmerksamkeit auszudrücken versteht, muss zukünftig der Politik in Russland niemand Sorgen machen. In Frage kommen verschiedene Formen der Mnemotechnik, die vielleicht auf Möglichkeiten einer „Typologisierung des Vergessens“ weisen¹⁸⁹: Der pompöse Historienfilm „Matilda“, der im Oktober 2017 erstmals der Öffentlichkeit präsentiert wurde, inszenierte nicht nur eine voreheliche Liebesaffäre des letzten Zaren mit der Prima-ballerina Matilda Kšesinskaja (1872–1971), sondern erregte auch monarchische, nationalistische und fromme Gemüter in Russland. Was Mitglieder der Staatselite und viele Bereiche der Gesellschaft aufwühlte, entrüstete und in militante Wallungen versetzte, scheint in ihrer Gesamtheit der Tatbestände einmal im Bewusstsein vorhanden gewesen zu sein.

Sowohl ein konditioniertes Vergessens-„Framing“ des „Entlernens“¹⁹⁰ als auch ein sozialpsychologisch erinnerungsbereites, vorübergehend vergessenes und verdrängtes „Entwußtsein“¹⁹¹ können einerseits in traumatische Bereiche des Schreckhaften weisen, durch die sich zentrale Elemente einer reaktivierten Modernisierung in Streitigkeiten verwandeln können. Andererseits würden Glorifizierungen Menschen in vermeintlich volkspädagogischer Navigation mental befähigen, nach einem radikalen Spur- wie Rahmenwechsel im „Konstruktiven Vergessen“ nicht nur Neues zu akzeptieren, sondern es auch unangefochtener zu lernen¹⁹². Da gemeinsames Vergessen der grausamen Vergangenheit weder geduldet noch leichtsinnig gestört werden soll, provoziert das hochstilisierte Faktum publikumswirksamer Ver-

filmung Menschen wie ein Sakrileg. Nur nebenbei bemerkt – Suchanovs Photo erinnert an die mondäne Tatsache, dass sich seit März 1917 im Palais der Balletttänzerin die Zentrale der Petrograder Bolschewiken befunden hat.¹⁹³

Obwohl ideologisch durchtrainiert hatten Zeitgenossen vielfach diese Aneignungsvorgänge schon offensiver und kontroverser interpretiert. Dagegen können sich nur Einwände richten, wenn sie Wege der Wahrheitssuche einschlagen: Alternative Wahrnehmungsmöglichkeiten müssen erstens methodisch abgesicherte Versuche wagen, um auch angesichts einer empirischen „Verschiebung der Sehweise“¹⁹⁴ operationalisierte soziale Beiträge liefern zu können. Zweitens scheint die dominant suggerierte Revolutionstradition eine in Lehrbüchern fixierte „Arbeit früherer Wissenschaftler“¹⁹⁵ schlichtweg zu bestätigen. Aus Identifikationsgründen erinnern viele Bereiche der historischen Wissenschaft an „ihre Helden und bewahren sehr wohl deren Namen“.¹⁹⁶

Lehrbücher vermitteln nicht selten den Eindruck, „was die wissenschaftliche Gemeinschaft zu wissen glaubt“, weil Ihre Mitglieder immer zugleich Richter sind, so dass sie oft der „Hinweis auf das Wesen der wissenschaftlichen Forschung selbst“ legitimiert.¹⁹⁷ Drittens wurde der „tief einsozialisierte Gedenktermin, der an die sozialistische (Oktober-) Revolution von 1917 erinnerte (7. November)“, erst 2004 aufgrund von Hinweisen des Patriarchen der russisch-orthodoxen Kirche¹⁹⁸ und dann 2005 per Parlamentsbeschluss „aus dem kollektiven Gedächtnis gestrichen und mit einem bis dato unbekannten Ereignis (4. November) aus der fernen Geschichte (Vertreibung der Polen nach ihrer Besetzung des Kreml 1612) überschrieben“.¹⁹⁹

Russische Historiker, die diese doktrinär-komplexen „Schnittmuster“ dem russischen Geschichtsbild vorgeschrieben haben, sind nicht die ersten Reparaturhistoriker und Gedächtniskonstruktoren, die die ungeheuren Verbrechen der Vergangenheit formal-neutral mit „Bruch und Wandel“ erklären oder als willfähige Handlanger im Dienst einer autoritären Machtpolitik tätig geworden sind.²⁰⁰ Da die „Erinnerungskultur ohne Geschichts-

wissenschaft“ merkwürdigerweise „blind“ und die „Geschichtswissenschaft ohne Erinnerungskultur“ schlichtweg „leer“ ist, scheint im 21. Jahrhundert die „Russische Revolution von 1917 und mit ihr der Kommunismus als weltumspannende Bewegung einer fernen Vergangenheit anzugehören, sie sind passé“.²⁰¹ Hatte Bertolt Brecht (1898–1956) nicht Recht, als er unaufgereg und vernünftig 1928 in der „Dreigroschenoper“ kontrolliert sagen ließ; „Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral“?

Was von der „Revolution“ im grausamen Modernisierungsprozess einer real-existierenden Gewaltgeschichte – nach Lenins Räte-herrschaft, „Kriegskommunismus“, „Diktatur des Proletariats“ und „Rotem Terror“ – durch die bössartige Menschenverachtung des radikalen Regimes überzuleben schien, radikalisierte Stalin 1925 mit dem „Aufbau des Sozialismus in einem Land“. Was wie ein zukunftsorientiertes Machbarkeits- und Planbarkeitsprodukt mit einer Gleichheitsideologie einerseits den innerparteilichen Machtkampf bis zum XV. Parteitag von 1927 aufwühlte, konfrontierte andererseits die „verfügbaren“ Menschen mit menschenverachtenden Schwierigkeiten stalinistischer Weichenstellungen.

Historiker begutachteten die Zeitverhältnisse mit einer formal-gliedernden, symbolisch-selbstdistanzierten und zuweilen affirmativ-begrifflichen Aneignung oder übten distributive Anerkennungskompetenz mithilfe von formal-ordnenden Stadien: Unüberbietbare Imperative von traumatisch-manifesten Zeitkonzepten schärfen im Angesicht menschlicher Ohnmacht Fragen nach Verantwortung und Gerechtigkeit der Gewalt-Akteure sowie ihren nach „Entgleisungen“, „Säuberungen“ und inhaltlich-absurden „Verschiebungen“, indem sie die Schuldfrage des Staates angesichts der Millionen von „Opfern“ und „Märtyrern“ jetzt normativ und moralisch thematisieren – gegen die katastrophalen Verhältnisse in der „Modernisierungsdiktatur“.

In der abendländischen Geschichte und Literatur bezeugten „Grenzgänger und „Brückenbauer“ deutsch-russische Welten des 19. und 20. Jahrhunderts – was hindert Historiker daran, die totalitäre Leidensgeschichte des 20. Jahrhunderts sowohl

unter dem Blickwinkel zwischenstaatlicher Irrwege und Zwänge als auch im empirisch-divergierenden „Destruktionsvergleich“ zwischen dem rassistischen Nationalsozialismus und der extremistisch-sozialistischen UdSSR differenzierter als mit den wissenschaftlichen Wortschöpfungen des Sprachlabors zu analysieren? George Orwells Vision „1984“ ist noch nicht überholt – im Gegenteil fordern anthropologisch pilotierende Perspektiven der Modernisierungsprozesse zur Wachsamkeit gegen eine (pseudo-)wissenschaftliche Aufgeregtheit heraus.

Performativ erzeugte „Ganzheitlichkeit“ und experimentelle Materialisierung: Friedensmodell integrativer Frame-Selektion oder Studiobühne paradoxe Wissenschaftstheorien?

Strategien der Vernunft verschoben seit dem Ende des 19. Jahrhunderts relativ schnell das Bewusstsein von der inhaltlich narrativen Geschichte zu einem kognitiven Primat des Logischen, der den wirklichen oder konkreten geschichtlichen Gehalt von der Sachlogik her im theoretisch-definierten und kategorialen Begriff erfasste. Friedrich Engels (1820–1895) und Marx betonten im historischen Materialismus nicht nur das final-determinierte Ganzheitsmoment des Logischen und Historischen, sondern auch eine objektivistisch-pilotierte Realität. Tiefenpsychologische Wissenschaftlichkeit hatte unter den Instanzen des „Über-Ich“ und „Es“ die aufeinander bezogene, moralische Distinktivität „entdeckt“. Im 20. und 21. Jahrhundert hat sich die christlich-naturalistische „Wirklichkeit“ stets aufs Neue dem Fundamentalcharakter wissenschaftlichen Denkens zu stellen.

Moderne Operatoren philosophischer Vernunft „verorten“ jetzt sprachlich-ambivalente Sinnfragen im reflektierten Leben einer „Zeitgenossenschaft“. Engagiert erkunden sie eine komplex-oszillierende Perspektivität – wie die einer kollegial-experimentellen „Denkheimat“ von Friederike D. Rass – sowohl im „Horizont fragmentarischer Existenzialität“ als auch in einer Sensibilität vor dem nicht von „Menschen gemachten Gott“. Alles in allem korrespondiere das mit einer „grundlosen Wahr-

heit“, die ihr Verständnis von einem philosophischen Sprechen durch die „Suche nach dem Riss in der Wirklichkeit“ wie eine wissenschaftliche Sinnsuche selbstkritisch und komparatistisch legitimiert. Denn die Intellektualität des Denkens rechtfertigt Bedingungen von Friederike D. Rass im eigenen Handlungsmodus hochkompliziert-kognitiver Experimentalität mit einem „Horizont dekonstruktivistischen Denkens“. Besitzt in der pluralistischen Gesellschaft die Gottesfrage und Wahrheitssuche gegebenenfalls noch Ansprüche einer verfügbaren „Ganzheitlichkeit“, wenn Philosophen, sinndiskursiv gegenüber der fortschreitenden Destabilisierung und dem Herausdestillieren der Sprache im Reagenzglas, im Allgemeinen die objektiv-pauschalisierende Vielfalt ihrer Wahlmöglichkeiten als „Vorboten“ post-säkularen Denkens“ und spekulativer Chancen fragmentieren und „priorisieren“? ^{201a}

Vielleicht charakterisieren diese Denk-Angebote experimenteller „Transformationsübungen“ und transitorischer „Identitätsmerkmale“ auch bildungssprachliche Horizonte einer überaus grenzwertigen „Orientierungsnot“, wenn im Besonderen „Interferenzen“ mit ihren gestalterischen Möglichkeiten zu einem philosophischen Gedankenspiel taugen. Wer optimistisch in die Zukunft schaut, der „Logos-Theologie“ vertraut und bereit ist, gerecht handeln zu wollen, wird einerseits die „Unbegreiflichkeit Gottes“ (Karl Rahner) der trinitarischen Gotteslehre zuliebe, andererseits wegen ihrer „trinitarischen Heilsökonomie“ sakramental würdigen. Nachdenkliche Menschen, die grundsätzlichen Immediat-Antworten kritisch begegnen, wären auch in der Lage, im demokratischen Freiheitsverständnis theologisch begrifflicher Wertachtung die *Dekonstruktion des Christentums* bis zur *Bedingung der Möglichkeit eines neuen Wahrheitsverständnisses* auszuhalten. Doch dieser globale Spannungsbogen, der eine machtstaatliche Multipolarität, autoritär-menschliche Unberechenbarkeit und traditionell-nachhaltige Diversität scheinbar integriert, wäre in seiner Komplexität eine „Riesen“-Aufgabe mit vielen Unbekannten.

Das Denken eines philosophischen „Vorgriffs“, wie es Friederike D. Rass vorführt, konkretisiert möglicherweise im reflexiv-exploratorischen, pluralisierten Deutungshorizont soziale Chancen einer selbstbestimmten begrifflichen Wandlungsfähigkeit: Diese retrospektiv-verwurzelte Fortschrittlichkeit gilt sowohl für ihre „grundlegende Preisgabe aller vermeintlichen (!) Verfügbarkeiten“ als auch für Werte ihrer sozial-operativen „Denkheimat“ unter Gleichgesinnten. Die Priorität einer spezifisch-anpassungsfähigen Terminologie, die zugleich in politisch-strategischer Hinsicht wiederum eine „dekonstruktive Verbindung von Universalität und Partikularität“ insbesondere *vom Christentum her* eröffnen soll, würde dann über die im Recht archetypisch-unverfügbare „Vor-gegebenheit“ – das metaphysisch bzw. „philosophisch“ jedem Menschen subjektiv-vorausgehende, habituelle Eigene – als Bedingtheit der rechtsverbindlichen Sprache verfügen dürfen.^{201b} Spielt diese sprachliche Wechselbeziehung von innen und außen in der heutigen ausgeübten Rechtspraxis überhaupt noch eine entscheidende Rolle? In der philosophischen Auseinandersetzung, die aus der theologischen Rede von der „Gottesfrage“ und „christlichen Wahrheit“ eine inhärent-unerschöpfliche Spannung übernehme, würde in pluralisierten Kontexten metaphysisch-kritisch insofern mit der Frage egalisierend in eins fallen, dass zwischen dem kirchlich-sinnstiftenden Repräsentativen und philosophischen Repräsentanten wie Gianni Vattimo (geb. 1936), John D. Caputo (geb. 1940) oder Jean-Luc Nancy (geb. 1940) eventuell ein differenziert-mimetisches Analogon vorläge.

Jede Wortverwendung, wie die Rationalisierung der Welt zu „verstehen“ sei, zeigt in der historischen Praxis viele Gesichter, hier ist sie beschränkt auf zwei extreme Beispiele.

1. Sie betreffen Menschen, die im 20. Jahrhundert des nationalsozialistischen und sowjetischen Machtsystems selbstherrlich und ruinös gegenüber Menschen in extremer Weise schuldig geworden sind. Was fehlte die-

sen Fahnenträgern an selbstreferenzieller Distanz und persönlichem Selbstverständnis gegenüber dem aufgezungenen „Gemeinschaftsgefühl“ und „Durchhaltekonsens“ sowie ihrem Rechtsnihilismus der Zeit?

2. Welche wertenden Reaktionen sind heutzutage in moderner „Zeitgenossenschaft“ zu erwarten oder zu befürchten? Der zuweilen hybrid-moderne Primat des Kognitiven in Europa simuliert vielmehr einen für alle „empirisch“-modellhaften oder nomothetisch-begrifflichen Denkprozess, als würde er orientierende Relationen in der Komplexität von Fiktion und Realität erfolgssicher verschränken.

Die „Urkatastrophe“ des „Ersten Weltkriegs“ verschärfte zeitbezogene Zerklüftungen zergliedernder Wirklichkeit, des Lebens und des Denkens. Dagegen hinterließ der „Zweite Weltkrieg“ in seiner zusätzlich grausamen Totalität eine unbeantwortete Existenzialität im weltweiten Denkhorizont zivilisatorischer Auseinandersetzungen mit dem Christentum. Die sogenannte Postmoderne erschütterte endgültig Gewissheiten traditioneller Perspektiven und beeinträchtigte sowohl die exzellente Glaubwürdigkeit als auch überkommene Vertrautheiten des „Heiligen Bergs“: Ewiges, „Bergeinsichten“, Sinnfragen und Selbstverständlichkeiten scheinen zukünftig unter der normativen Wandelbarkeit kultureller Formen nicht mehr mit den Postulaten des Natürlichen, Metaphysischen, Wirklichen, Metaphorischen und Symbolischen allein erfassbar zu sein. Befinden sich personale Korrespondenzbegriffe der Humanität nachhaltig im „ganzheitlich“-latenten Würgegriff einer „Theorie-Bricolage“ oder einer rational-riskanten „Kognitions-Hybris“?

Die rhetorisch-kommunikative Lesbarkeit sprachlich darstellbarer Tatsachen erschwert die überkommene Differenzierung zwischen „proprium“ und „translatum“, alles das, was auf der einen Seite die moderne Wissenschaftlichkeit konterkarieren, relativieren oder leichthin in Frage stellen könnte. Auf der

anderen Seite wird der Mensch zum Ziel totaler Enträtselung: An Stelle des Repräsentativen, Metaphysischen, Zaubers, Geheimnisvollen, Spirituellen, Wunder- und des Ahnungsvollen scheint nur noch die intellektuelle Modalität des Indikativs, die vermeintlich-logische Determination oder die materialisierte Konnektivität bzw. Partizipation alle Möglichkeiten der Konzeptionierung zu hybridisieren. „Dekonstruktiv“ wirksame Kriterien, die in den kirchlichen Reformen und der reformatorischen Theologie ausreichend bekannt sind, fordern in dieser Hinsicht weder eine Infragestellung der Kirche noch einen „Eingriff“ in die Wahrheit des christlichen Glaubens: Das im Voraus, denn in der „Unbegreiflichkeit Gottes“ hinkt jeder Vergleich – im olympischen Programm würde ein noch so gut eingeübtes, rhythmisches Bewegungsmoment der „Rolle rückwärts“ kaum besondere Aufmerksamkeit verursachen.

Modernisierungstheoretiker sind neuerdings funktionale Konfiguratoren neurobiologischer Anwendungsmodi, die Sprache und Denken oder Geist und Wissen latent wie manifest für Reflexionen über das Kulturerbe hypertroph strapazieren. Sie versuchen auch die theoriegeleitete Anerkennung selbstbestimmter Menschen universal zu erweitern. Der Wissenschaftler triumphiert wie ein „Deus ex machina“, der die performative „Transformation“ jetzt wie ein materielles „Ganzheitsprinzip“ behandelt. Um die 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts begann die Wissenschaft der „Komplexitäts-Reduktion“ (Niklas Luhmann), der entkörpernten Ideengeschichte im wahrsten Sinne des Worts, an „Grenzgänger-Gewichtigkeit“ zu gewinnen: Konfiguratoren der Materialisierung nähern die idealistische Innenwelt des Bewusstseins und die neurobiologisch-kognitive Innenwelt des Gehirns so einander an, dass der Neurokonstruktivismus beschleunigter metasprachlicher Hybridisierung zur „Pilotage“ im „Phantomkörper“ beitrüge. Das wäre nach Thomas Fuchs durchweg diejenige „Erkenntnistheorie des Neurokonstruktivismus“.^{201C} Ob ein latent-anschwellendes, angsterzeugendes „Kontingenzchaos“ verhindert werden kann, vermag nur

die selbstkritische Wissenschaft zu beantworten, wenn es darum geht, in welcher Welt und Wirklichkeit Menschen tatsächlich leben. Wenn das Leben in einer Welt ohne geheimnisvolle Fragetraditionen nach dem Heiligen endet, dann ist es endgültig suspendiert – die ungebremste Revolutionierung wäre die uneingeschränkte Futurisierung mit fatalen Folgen.

Menschen im Bewusstsein ihrer Selbstbestimmung orientieren sich an progressiven Erkenntnissen, die in der grenzenlos handlungsbereiten Welt aufgrund naturalistischer Laborwerte modellierenden Kokonierens oder der Experimentierfreude kompensatorischer „Anästhesierungen“ sogleich „verschmelzen“ würden. Wahrscheinlich müssen Menschen zukünftig mit Entscheidungen unübersehbarer „Entwicklungen“, Forderungen wissbegieriger Libertinage, Formeln machbarer Partialkompensationen, Sinnversprechen eingeplanter Nachbesserungen und Verheißungen manipulativer Verwirklichungsmaschinen zurechtkommen. Die rigorose Disjunktion zwischen Lebenswelt und Wissenschaft wechselt in die Wechselseitigkeit von Lebenswelt und Leiblichkeit:

1. Der Imperialismus der Algorithmen determiniert ein menschliches Regulationssystem, so dass die unsichtbare Diagnostik „trainierter“ Entscheidungsfähigkeit durch individuelle Optimierung und algorithmische Zuordnung gänzlich einer Performance vorbehält.
2. Nach der neurokonstruktivistischen Konzeption entsteht die algorithmische „Ordnung“ im Gehirn, während die Wahrnehmung von Gefühlen und Emotionen möglicherweise auf den Kulturstatus einer physiologischen Bewusstheit absinken könnte.
3. Im Diskurs sind Reaktionen auf irritierende Dekonstruktionen des Menschlichen erlaubt, wenn sprachlich – wie im Literarischen – Grenzen in Frage gestellt werden und sie im schonungslosen Überschreiten etwas Revolutionäres diagnostizieren wollen, das ethisch auf Verständnislosigkeit trifft: Korrespondiert auf dem ela-

borierten Niveau das digitale „Übersetzen“ mit geisteswissenschaftlichen Kompetenzen?

4. Wie weit sind überhaupt Kulturunterschiede durch Datifizierung und Algorithmisierung ordnungshalber beeinflussbar?

Als Experimentator und Konfigurator übernimmt der „Mensch“ die Rolle eines ganzheitlich-autonomen „Vernetzers“, der sich – wie Yuval Noah Harari progressiv fordert – zum vermeintlich-elitären „Homo Deus“ erhebt: Theoretisch wollen begriffliche Intentionen mithilfe „epistemischer Dinge“ die Materialität semantischer Räume kompatibel, innovativ, theatralisch, performativ, ästhetisch, funktional oder paradox erschließen – im besten Fall durch eine generell-digitale Transformation. Primär sind „epistemische Dinge“ zudem variierende „Mischgebilde“, deren Definition zwischen „Bezugsobjekt“ („Referent“) und „Zeichen“ wechselt. Unter Experimentalbedingungen – nach Explorationen der Linguistik-Debatte – fixiert diese theoretisch ganzheitliche „Einfassung“ bzw. „Rahmung“ allgemeine Prozesse operationalen „Umdefinierens“ und fügt sie mit der Kompetenz performativer Transformationsprinzipien zu aneinandergefügtten Feldern epistemischer Praktiken und materiellen Wissenskulturen. Diese prinzipiell nicht abgeschlossenen „prekären Konstruktionen“ inszenieren zum einen eine Ganzheitlichkeit, die in ihrer funktionalen Teilbarkeit oszillierende „Transformationen“ zwischen technischen Bedingungen und epistemischen Dingen oder Biotechnologie und Algorithmen bis zur performativen Eigensteuerung stimulieren würde.

Modellierte rationale Gefügigkeit zum anderen erschafft mentalistische Inszenierungen, die wie eine performativ „erzeugte“ Ganzheitlichkeit ein entdifferenzierendes digitales Transformationssystem komplettiert. Entsprechende wissenschaftliche Arbeitsweisen realisieren wortmächtige Produktionsprozesse, die maschinelle Prozeduren der Zukunft vorbereiten: Vieldeutige „Biodiversität“, die sowohl in „allumfassender Begrifflichkeit

Vielfalt und Hybridität“ vereint als auch „Grenzen zwischen realen und konstruierten Lebewesen“ in „durchdringender“ Weise versteht, optimiert seit den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts paradoxe Lösungskonzepte einer „globalpolitischen Angelegenheit“.^{201d} Biodiversität wird zur äußersten pluralistischen Dringlichkeit einer wissenschaftswirklichen und epistemologischen Gewissheit. Regulative Autonomie lässt Menschen nun methodologisch neue Handlungsräume simulieren, die sie nachhaltig zum Handeln ermuntern. Aber diese Aktivität wird komplettiert von algorithmischer „Überwachung“ mit marktwirtschaftlichen Zielen der „Big Data“ und „Big Science“, die globalisierte wie lokalisierte Erwartungen metaphorologisch, epistemologisch und performativ „ausstatten“ sowie – je nach Bedürfnislage – theoretisch-konzeptionell „auf-“ oder „umrüsten“.^{201e} Diese zwar in rituell-personaler, geglaubter „Urverantwortung“ erreichte „performative Wahrheit“ liefe dann anthropogenetisch Gefahr, mit erneuernden Einsetzungsworten das Menschsein Christi wie durch eine „Selbsterzeuger-Wahrheit“ zu vollziehen.

Die wissenschaftswirkliche „Wahrheit“ wird zukünftig kognitiv, funktional oder risikobehaftet verfügbar: Sind effizient-vorhandene, apparative Differenzen zwischen der „Visualisierungs-“ und „Transformationsmaschine“ sowie der „Objektivitäts-“ und „Subjektivitätsmaschine“ kompatibel? Ihre kognitiv verwertbaren „Selbst-Erzeugnisse“ werden sprachwissenschaftlich analog der „Herkunft“ und „Bedeutung“ von „Wortbildungen“ ausgelegt. Semasiologisch weist das Verb „zeugen“ („herstellen“, „erzeugen“, „Zeugnis ablegen“, „Erzeuger“), das abgeleitet ist vom Verb „ziehen“ (idg. *deuk-), auf eine denkbare Etymologie: Der Glaube ist bezogen auf Gott, der als Mensch nicht nur in der Geschichte handelt, sondern auch im Wort für sich selbst „Zeugnis“ abgelegt hat. In der christlichen „Offenbarung“ zeichnet nach Schmidt-Biggemanns „Einleitung“ und dem III. Kapitel „Eucharistie“ seine „philosophische Theologie“ theozentrisch eine soteriologische Relevanz aus, weil die Eucharistiefeier selbstbezüglich die „Anwesenheit Gottes performativ erzeugt“: Perfor-

mativität konkretisiert die sakrale Sprachform, die im Sprechakt gegebenenfalls den zugesagten Inhalt der selbstreferenziellen Beziehung bewahrheiten würde.

Das Wesen christlicher Kulthandlung realisiert ihre erneuernde Bedeutung selbst. Der Logos wurde in Jesus Christus Mensch: Die „historische Präsenz“ Jesu oder der „historische Jesus“, der mit Gott gleich ist, inkorporiert die „performative Wahrheit“, die Schmidt-Biggemann vom „Selbsterzeuger gedacht“ und somit in der performativen Theologie wirklichkeitsfähig und wahrheitssprechend versteht. Gottes Reinheit ist unter seinen metaphysischen Attributen eine zeitmächtige Differenz, weil sie im Sprachgeschehen nämlich die Beziehung der Welt zu Gott, in einer normativ prekären Gegenwart anthropogenetisch-determiniert bestimmt. Herrscht in der spannungsreich dargestellten „Lücke“ des Gott-Mensch-Verhältnisses, die in der „Sixtinischen Kapelle“ zweifellos eine sichtbar angenäherte Modalität von Wirklichkeit und Möglichkeit markiert oder dem Betrachter gegenüber demonstriert, kognitiv unübertroffen ein Kalkül Gottes? Diese dezisive „Lücke“ ist anthropozentrisch weder handlungslogisch noch berechenbar „überbrückbar“: Repräsentiert dann der Weltenschöpfer, der theologisch sowohl die einzigartig-gestiftete Berg-Exzellenz als auch den Gott der Kirche absolut repräsentiert, eine performative Ganzheitlichkeit, die im Besonderen die säkulare Glaubensthese prozeduraler Materialisierung rechtfertigen würde?

Wegweisende globalisierte „Transformateure“ dynamisieren die Wissenschaft als „programmierbare“ Glaubenssache digitaler Interdisziplinarität, als würde sich mit ihr die alltägliche Normalität und Eigenartigkeit gemeinschaftlicher „Identitätseffekte“ erweisen. Kognitivistische Transformationsimpulse wären vielversprechend einer performativ-objektivierten, materialisierten Wahrheit zuträglich. Ebenso denkbar wäre im metasprachlich kognitivistischen System dann eine performativ „materialisierte Anthropologie“, die von der maschinenorientierten Normalität bis zur paradoxen Künstlichkeit

futurischer „Identität und Identitätspolitik“ reichen würde, Identitäten kategorisch erschaffen. Vieles ist in wissenschaftlichen Paradoxien schlichtweg produktorientiert, um Neues zu organisieren und diffuse Wunschbilder als Phänomene des Guten und Bösen zu etikettieren.

Angebote experimentierender Identitätspolitik würden demnach stets nach Belieben wechselnde Erwartungen wie in Sand geformte Vorstellungen illusionieren: Transformationsentwürfe sind oftmals augenscheinliche „Sandburgen“ der Identitätspolitik. Eine dennoch fortschreitende geisteswissenschaftliche „Verschmelzung“ mit naturwissenschaftlichen Methoden, Verfahren und Begrifflichkeiten hätte immense Folgen für wissenschaftliche Institutionen, methodische Schwerpunkte, interdisziplinäre Orientierungen oder zweckgebundene Kommodifizierungen. Dagegen ist die extramental gestiftete Exzellenz Gottes die Plausibilität ihrer authentischen Wirklichkeit, die sich „kontingenzabweisend und entzauberungsresistent“ (Hans Küng) behauptet: Diese Einzigartigkeit ist für Menschen eine geoffenbarte Göttlichkeit, sie ist in ihrer Selbstursprünglichkeit hinreichend für eine Unberechenbarkeit und Unergründbarkeit.

Metaphysische Vernunft ist die Wirksamkeit im geschichtlichen Zusammenhang, ist ihm nicht nur inhärent, sondern überschreitet auch seine Erfahrungsrealität. Sie ist der Hintergrund, vor dem sich in Wirklichkeit die Aktivitäten auf der metaphysischen Bühne abspielen: Das moderne Welttheater vertraut der Rationalität und im Einzelnen den Akten des Denkens. Es ist zugleich der Ort der Kontingenzerfahrung, deren Konsequenzen den Ruf nach mehr Rationalität verstärken werden. Die Universitäten sind in dem Sinne „wahre“ Baustellen der Experimentierfreudigkeit, homöopathisch dosierter Ethik und Streitkultur. Ihr klassischer Fächerkanon wird schrumpfen, neue Disziplinen mit Zukunftssemantiken werden entstehen und ihre zwischenstaatliche Vergleichbarkeit übernimmt Schrittmacherdienste für ergebnisorientierte Arbeitswerte, um ihre konkrete gesellschaftliche Nutzbarkeit sicherzustellen.

Metaphorologie und digitale Begrifflichkeit okkupieren aber zugleich die medial-internationale, materialisierte Wirklichkeit: Insbesondere die russische Geisteswissenschaft steht im performativen Transformationsfokus vor globalisierten Sprachentransfers, interdisziplinären synchronen Übersetzungsproblemen und nationalen kulturellen Traditionen. Wäre die rationale Gültigkeit interkultureller Kommunikation eine Verfügungsmacht materieller Vermittlung, die zu „Sonderwegen“ in Russland, China und anderen Staaten ermächtigen könnte?

Prozesse der Digitalisierung verändern die moderne Welt der Menschen von Grund auf: „Repräsentiert“ bereits die digitale Interdisziplinarität ein selbstisches Alleinstellungsmerkmal, dessen Materialisierung alle Horizonte der „Digital Humanities“ multitheoretisch überbietet? Digitale Daten, die den formalen Druck von Editionen, Konkordanzen, Lexika, Text-Korpora oder Statistiken vereinfachen, erleichtern ebenso das Zusammenstellen von Stileigenarten, Übersetzungsproblemen, Epochensprachen, Worthäufigkeiten, -gebräuchen und -spezifika. Optimistische digitale Selbstgewissheit trifft gegenwärtig noch auf eine historisch-philologische Wissenschaftskompetenz und eine „eigennützige“ Vielfalt von Interpretationsverfahren: Theoretisch-ganzheitliche Konzeptionen sind kurzlebig-kompromissloser Konkurrenz unterworfen, entweder in der kurz-sichtigen Klischee-Praxis häufig inszeniert und gemischt oder konsumierbar-„mariniert“ im Angebot – nicht selten nur ein kurzgefasster kognitiver Entwurf der Perfektion.

Virtualität hybridisiert gedachte Entitäten mit kognitionswissenschaftlichen Möglichkeiten und Wirkungen. Sie bewahren dadurch ein spannungsvolles Konkurrenzverhältnis, das sich zwiespältig sowohl in der Logik altbewährter Methoden der Geisteswissenschaft als auch in der Intellektualität algorithmischer Datenhilfen der Naturwissenschaften widerspiegelt. Unaufhaltsam verdrängt jedoch der hybrid-technizistische Aufbruch überlieferte kulturelle Konditionen, um emanzipatorische Entscheidungs- und Handlungsprozesse konsequent von der

Vergangenheit abzukoppeln, um sich von Traditionen zu verabschieden oder gar zu „befreien“, digital jederzeit wechselnde Identitäten zu arrangieren und mit ihren aneignenden bewussten Zugriffen die digitale Zukunft zu okkupieren. Wer so angesichts weltzugewandter Transformationen produktiv – gewissermaßen „von unten“ – in die Zukunft investiert, der wirbt mit einer materialisierten Hyperkonnektivität um die Bereitstellung und Anerkennung neuer Raum- und Zeitkonditionen, Erwartungen, Einsichten, Gewissheiten, Umwertungen sowie „Verschmelzungen“.

Interdisziplinäre Erkenntnisse der Archäo- bzw. Paläogenetik stimulieren nicht nur Experten und disziplinäre Krisen, die durch bahnbrechende Innovationen bisher bewährte Theorie-Architekturen erschüttern oder nachbessern, sondern versetzen auch Sprachgelehrte und Kulturwissenschaftler in der Kooperation mit Archäologen, Genetikern, Historikern und Linguisten von „gesetzter“ in „neokreative“ oder von neurokognitiver in neuromorphe Unruhe. Denn die nachweisbare Ausbreitung der indoeuropäischen Sprachen zwischen Asien und Europa gründet nachweislich auf Migration, Kulturaustausch und Vermischung: Die „Reinheit“ der Rassen ist insofern weder national ein „Realitätsprodukt“ noch international ein „Stabilitätsfaktor“, so dass sie kein überzeugender gesellschaftlicher Orientierungswert sein könnten, um den über Jahrtausende gewachsenen genealogischen Familien- und Stammessinn – in praktischen Formen der Gemeinschaft und in philosophischen „Common-Sense-Überlegungen“ – „reinen Sinnes“ zu definieren oder handlungsfähig zu „brechen“. Gefährdet aber die performative Materialisierung demokratische Normen der „Common-Sense-Bürgerlichkeit“ oder interdisziplinäre Dialoge zwischen den wissenschaftlichen Disziplinen? Beispielsweise eine ausgewiesene populäre Theologie, die Dialogpartner sprachlich nicht mehr über Grenzfragen „stolpern“ lässt, hat ihr „proprium“ verloren.

Strukturelle Modernisierungstheoretiker reagieren im „Diskurs der Experimentalität“ sowohl mit mentalistisch differenzierten als auch mit strukturell-konformen Projektionen. Nicht

selten werden Erinnern und Vergessen zu „Memoria“-Instrumenten exklusiv-strategischen Selbstzwecks, unterstützt von einer „digitalen Interdisziplinarität“. Aleida Assmann will ihre zeitraffend-wissenslineare „Prophezeiung“, die sie zwischen einem spanisch-emblematischen „Wolken-Motiv“ der „Emblemas Morales“ von 1601 bzw. 1610 einerseits und einer algorithmischen „Datenwolke“ („Cloud-computing“) andererseits wirkungslogisch, zweckdienlich und selbstgewiss-paradox – wie ein „Herr der *Seinsaktivität*“ im indikativischen Sinn – in virtueller Ontologie durchgängig-anthropologisch „übersetzen“: Gott als vernünftiger Gegenstand transparenter Erkenntnis oder als Zeitlichkeit opportuner Hybris?

Im wissensbasierten Sinne wäre das ein methodologischer Brückenschlag von der sinnstiftenden Sprachkultur der Schöpfungstheologie zur maschinenerprobten algorithmischen Digitalität. Transponiert das überlieferte Wort Gottes dann noch ein „analogatum“ und würde im Wissensanspruch wirklich aus dem Neuen ein „analogans“?

Fünf Thesen skizzieren eine „radikal“-konstruktivistische Zeitdeutung, zu deren performativen Willensentscheidung das Buch Kohelet – allerdings zeit- und sinnkritisch in der Gegenwart Gottes – die Ohnmacht des Menschen zeitigt mit „Windhauch und Luftgespinst alles, alles Windhauch und Luftgespinst“ (1, 2 u. 1–8). Keine absolute Konstruktionseuphorie ermächtigt Menschen, dass sich ihre Vernunft über Gott erheben darf. Historische Rekonstruktionen verweisen in konkreten diskursiven Kontexten transzendental-anthropologisch auf den Ursprung der Zeit:

1. Menschen beherrschen und bestimmen keinen ihrer „Augenblicke“. Ethik und Wissenschaft sind wahrnehmungsbedingte Repräsentationen kreativ-kultureller und methodologischer Formbarkeit, zu denen der evangelische Theologe und Kirchenhistoriker Kurt Nowak bemerkte: „Die Historia [...] ragt [!] in die Memoria hi-

nein. Geschichtliche Zeit und geschichtliches Bewusstsein sind unteilbar“. Infolgedessen wäre für Menschen die Geschichte als erinnerte Vergangenheit eine Pflicht, weil sich auch ihre Erwartung an die Zukunft ausrichtet. Reinhart Koselleck kommentierte den Sachzusammenhang: „Wahrnehmungsgeschichte ist immer pluralistisch gebrochen“.

2. Apparativität und Medialität materialisieren und kulturalisieren die Zeit durch Simultaneität und Zeitlosigkeit. Ihre „flirrende Gleichzeitigkeit“ wird von wissenschaftlichen „Formen der Vergangenheitserschließung und -aneignung“ in Frage gestellt: Das Entstehen von Zeitlichkeit wäre beispielsweise die Historisierung von mystisch-begriffslosen Empfindungen.
3. Ihre innere worttheologische Transformierung ermöglichte zwar einen fließend-sprachlichen Übergang, von dem sich aber im 16. bzw. 17. Jahrhundert eine diskontinuierlich-weltliche „Transformation der temporalen Ordnung“ worttheologisch abzusetzen begann. Die latent gleichberechtigte Selbstüberschätzung wird durch die panrationalistische „Funktion eines Labors“ seit dem 19. und 20. Jahrhundert mit kommunikativer Wahrheitslizenz transformativ-vereinheitlicht und berechenbar.
4. Plurale „Ebenen des kommunikativen Gedächtnisses, des kulturellen Gedächtnisses und der Geschichte“, wobei die letztere von sprachlichen Reduktionsverfahren und der historisch-kritischen Methodik relativiert wird, verlieren die ordnende Integration einer stabilen Formbarkeit. „Vergangenheit ist eine kulturelle Konstruktion“: Durch sie erfährt die szientifische Weltererschließung ihre Aufwertung, weil sie die Vergangenheit „abgekoppelt“ hat. Synchronistisch beschleunigt der radikale Verdrängungsprozess transzendental-anthropologischer Kontinuität eine opportune „Konstruktions-

euphorie“ bzw. einen gesellschaftlich-wohlvorbereiteten „Konstruktionsenthusiasmus“.

5. Die rasche Approximation von Vergangenheit und Gegenwart erscheint wie eine Kongruenz, die zur uneingeschränkten Grundlage menschlicher Koordination wird. Die „Vergangenheitskultur“ zwingt im Blick auf Sinnerfüllung und Vollkommenheit zur Wachsamkeit und Verantwortlichkeit gegen Identitätsschwäche und Erinnerungslosigkeit, um die Gott- Mensch-Beziehung, die Gottesebenbildlichkeit in ihrer Wirkmächtigkeit des Glaubens, in der Gegenwart ethisch-existenziell sicherzustellen.^{201f}

Theologisch-ursprünglich wird der Modus würdiger Gleichnis-„Übertragung“ kompliziert, da die weltlich-menschliche Neuerung, an der die digitale Eigenart kategorial partizipiert, eine streitbare Hauptthese über das virtuell-bildliche „Gedächtnis“ wachhält. Eine sachliche Trennschärfe ist wegen der „Durchgängigkeit“ kaum möglich: Legte der hebräisch-biblische Sprachgebrauch, die Rechtsfigur „Auge für Auge“ oder diese alternativ für „Ius Talionis“ oder „Talionsprinzip“, etwa in existenziellen Lebens- und Glaubensfragen Israels nahe, selbst nach ausgleichender Belehrung auf einer politisch „binären Logik“ mit berechtigtem Widerspruch zu beharren? Jeder wissenschaftlich konstruierte „Spannungsbogen“ rechtfertigt einen kurzen Exkurs von Spanien auf Europa und im Besonderen auf Russland: Beginn mit Lenins und Stalins Industrialisierung in Russland endgültig das Ende der Metamorphose und stattdessen die Mensch-Maschine-Interaktion, der radikal konstruierte Hyperrealismus der Technologie und die virtuelle Hybridität der Zeiten, ein alles überbietendes psychosoziales Werkzeug zu sein?

Unter dem Blickwinkel entfesselter „Entwicklung“ wurde die alte russische Ordnung total zerstört, was nichts anderes heißt, dass ihre Welt der Ordnung im wahrsten Sinne schlichtweg

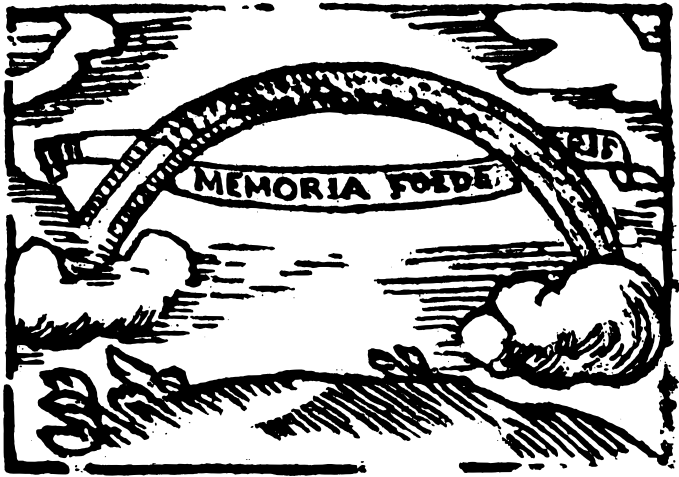


Abb. 1. Emblem: „Memoria Foederis“ (1601)
Emblematiker: Juan de Horozco y Covarrubias de Leyva

„entordnet“ wurde, um über den Geist der Menschen zu verfügen. Der historische Rückblick eröffnet auch im modernen Sinn aporetische Chancen: Inhumane Weltanschauungslehren und paradoxe Wissenschaftstheorien erschütterten die Welt, in der die ideologische Selbstsicherheit und Selbstgewissheit auf der theatralisch-experimentellen Studiobühne den Menschen nichts ersparte: Die riskante sprachliche „Übersetzungslogik“, die „Brücken“ – so Bachmann-Medick – über historische Zeiten hinweg bis in Digitalisate hinein „schlägt“, sprengt die engen hebräischen Referenzpunkte binärer Logik, weil sie den scheinbar linearen, temporalen Kontextwechsel über die Indetermination der Wirklichkeit virtuell neu zu ordnen vermag.

In den Blickpunkt der „Übersetzbarkeit“, einem Analogieschluss Aleida Assmanns, rücken religiöse „Emblemas morales“ der in Toledo geborenen Spanier Sebastián de Covarrubias y Orozco (1539–1613) und Juan de Horozco y Covarrubias de Leyva (1544–1610). Beide waren Kleriker und machten u. a. auf sich auf-



Abb. 2. Emblem: „Memoria“ – „Periit Pars Maxima“ (1610)
Emblematiker: Sebastián de Covarrubias y Orozco

merksam als Emblematiker und Hispanisten. Juan de Horozco y Covarrubias de Leyva wurde 1573 zum Priester geweiht, wirkte von 1595 bis 1604 als Bischof von Agrigent (Sizilien) und kehrte nach Kontroversen mit der Bevölkerung nach Spanien zurück. Dort lebte er von 1606 bis zu seinem Tode 1610 als Bischof von Guadix (Granada). Unter seinen Werken sind vornehmlich Ausdrucksinhalte des katholischen Glaubens federführend, die dem „Goldenen Zeitalter“ dementsprechende „goldene“ Impulse verleihen sollten: „Emblemas morales“, Segovia 1589 u. 1591, „Sacra symbola“, Agrigent 1601 und „Emblemas morales“, Zaragoza 1603 u. 1604.

Nicht allein Assmanns „prophetische“ Autorität wäre ausschlaggebend, sondern auch Vorbehalte, die um der methodologischen Inkompatibilität willen den sachlichen Diskurs „be-fruchten“, weil sich in den Revolutionsschüben des Denkens zugleich ein fundamentaler Paradigmenwechsel vollzieht: formalisiert durch Übersetzung qua Ent-stellung aufgrund „radikaler“ Reduktionsrhetorik.^{201g}

Hat der Mensch die Fähigkeiten realer bzw. objektiver Erkenntnis bereits verloren? Virtuelle Ontologie bzw. virtuelle Realität wird zum Produkt sozialer Simulation, zur Selbsterzeugung der Ordnungen oder zum „radikal“-digitalen Konstruktivismus von Kausalität und Sinn. Die „Erfindung“ der Wirklichkeit ist das entsprechende „Passungswort“: Das bedarf eines Exkurses in erörternder Form, der die Subjekt-Objekt-Einheit kurz reflektiert.

Die „Renaissance“-Periode des „Goldenen Zeitalter“ Spaniens im 16. und 17. Jahrhundert wirft wegen der algorithmischen Technologie der europäischen Moderne an der Wende des 20. zum 21. Jahrhundert vergleichende Fragen nach der sprachlich-bildlichen Formkraft und Wesensart des „Gedächtnisses“ auf. Oder fallen im Analogismus der geisteswissenschaftlich ausgewiesene Begriff mit dem der „Wiedergeburt“ bzw. „Erneuerung“ zusammen? Ebenso korrespondiert der Wandel des scheinbar immer Gleichen mit Elementen handlungstreibenden Aufbruchs, die in den Schauspielen des „Goldenen Zeitalters“ Form- und Wesensprozesse des Sprachlichen und Bildlichen augenfällig aufwerten sollten.

Stilmittel latenter „Entzauberung“ formalisierten langfristig das ursprüngliche Schema der geistlichen Bestimmtheit, Gläubigkeit, Liebe Gottes und himmlischen Belohnung. Emblematische Fragen nach dem katastrophisch-diskontinuierlichen Wesen der Zeit, das apokalyptische Signale zeitloser Erwartungen wachhielt, thematisieren allerdings die Leidenserinnerung bzw. „Memoria“ als praktisch-hermeneutische, personanaloge Eigenart menschlicher Wahrnehmung. Als gläubig-befreiende, natürliche Erinnerung geschah sie in zeitnaher, zeitgebundener, zeitkritischer, „zeitfremder“ oder vermeintlich zeitraffender Wahrheit und Wirklichkeit. Ihre Vermischung, die die Kompetenz des Wissenschaftlers angesichts der „Natur-Kultur-Hybride“ möglicherweise als „fortentwickelte“ Eigenheit leistet, liegt nicht selten philosophisch und theologisch außerhalb seiner Methode: Jede wissenschaftliche Erörterung darf der semantischen

„Vergessens“-Revolution von Wahrheit und Methode nicht ausweichen.

Begriffliche „Vorverständnisse“ der Wissenschaftler und insbesondere der Historiker, die noch zwischen „Verstand“ und „Vernunft“ die Vernunft wie eine „wissende, bewußte, belehrte Unwissenheit“^{201h} unterscheiden, scheinen dennoch zu ahnen, was Gott will, weil ihre vermeintliche Einsicht in Gottes „Drehbuch“ bisher exegetische Grenzen „übersetzen“ und ihre eigenen „Vorverständnisse“ als gleichschaltende Aneignungen methodischer Gewagtheit ins Spiel bringen wollen: Die unbedenkliche Konjunktur „prophetischer Vorwegnahmen“, digitaler „Transformationen“, „Umwertungen“ oder „Transpositionen“ gestaltet wirkmächtig und stilisiert-konsumtiv eher ein virtuell-simuliertes Modell des gegenwärtig-hybriden Fortschritts Glaubens.

Konsequent will Assmanns scheinbar „prophetische [!] Vorwegnahme aktueller Speichermodalitäten“ das „Wort Gottes“, das „Gesetz Gottes“ oder „Gottes Weisheit“ der spanischen Renaissance-Kultur mit der Moderne des übrigen Europa plausibel-zweckrational und bloß virtuell-funktional vereinbaren, als wäre in ihr alles durch ihre Logos-Antizipation als apparative „Interpretationsanweisung“ willentlich-nachweisbar oder bereits in Wirklichkeit als Rede vorgebildet gewesen. Ihre kollektive „Erwartungs- bzw. „Entsprechungslogik“ – kompromissfähig eventuell denkbar als individuelle „Sinnformation“ einer personal-kalkulierten „Analogisierung“ – könnte zwar „heutige Betrachter“ überraschen, determiniert und dramatisiert aber nur ihre zweckbedingte strukturalistische Modernisierung, die keine gottgegebene Versöhnung einschließt: Natur und Welt als Schöpfung Gottes, als seine geheimnisvolle Allmacht, sind unvereinbar mit einer säkular-absoluten, wirkungs- und geltungslogischen Praxis-Transparenz, weil die existent behauptete Autonomie religiöser Rede gegenüber algorithmischer Machbarkeit ihren Absolutheitsanspruch verlöre.

In reflexiven Urteilen entsteht der Eindruck, als würde Assmann einerseits über die scheinbar faktensichere Akzeptanz

einer bloßen Richtschnur „gepeilter“ Vergangenheit – allerdings in antizipativer Haltung „prophetischer“ Zeitdiagnostik – und andererseits perfekt über das „Handlungs- und Adressatenmodell“²⁰¹ wie über das einer gleichschaltenden Adressiermaschine verfügen: Diese ahistorisch-heillose, retrospektiv inszenierte „Prophetie“ ist kein materiell-neutraler Äquivalenzwert:

1. Während die Analogie im Begrifflichen und Anschaulichen eigentlich metaphorische Möglichkeiten der Deutungsoffenheit fördert, ist der Weg in die „Analogie der Analogisierung“ ein metaphorologischer Prozess, der die regulativ-besitzergreifende Indetermination der Wirklichkeit wie einen Akt der Freiheit feiert.
2. Da das „analogans“ als die „Analogie der Analogisierung“ nicht nur auf der Ebene wertfreier Gleichgültigkeit totaler Entzauberung teleologisch anmaßend wäre, ist das Neue als wiederholte „Er-Neuerung“ des theologischen Wertmaßes notwendig, weil sich darauf die Repräsentation einer „vergangenen Zukunft“ kontinuierlich bezöge.
3. Aleida Assmanns scheinbar selbstsicherer Analogismus ist im Wechsel vom Rhetorischen zum Kommunikativen mehr als eine offensichtlich grenzwertige Methode: Geht es in „vertikalen Übersetzungsvorgängen“ nur um eine motivisch-ästhetische Modernisierung mit der Absicht, in der alltäglich-„virtuellen“ Welt in harmloser Naivität einzig und allein darum, „unsere Daten auf einer Wolke zu parken“?²⁰² Gegen die hemmungslose wirtschaftsorientierte Zweckrationalität und geopolitisch-instrumentale „Kultur als Ressource“ regt sich öffentlicher Widerstand.

In der „Postmoderne“ geistert die omnipotente Methodensprache vom „radikalen Konstruktivismus“ durch alle Köpfe, weil er alles Denken und Sein klären oder erklären könnte. Virtuelle „Konstruktionen“ erleichtern scheinbar das Wissen über „wah-

re“ Eigenschaften bzw. die „wirkliche“ Beschaffenheit der Dinge: Begriffe wie Wirklichkeit, Wirklichkeitsvorstellungen oder „Weltanschauungen“ problematisieren primär das Denken, die Sprache, das Bewusstsein und das Fühlen. Was Wissenschaftler mit methodologischer Gewissheit einstmals eindeutig „setzten“, wird jetzt in maschinell-digitalisierter Autonomie erschafft. Da es keine Überstimmung von Denken und Sein gibt, ist die Wirklichkeit, ohne zu klären was innen und außen wäre, im „buchstäblichen“ Sinne nur das Ergebnis des Konstruierten, etwa wie die Simulation des Modells oder das Formative bzw. Formalisierte, das in der virtuellen Ontologie zweifellos auch algorithmisch und somit computergesteuert völlig zu erfassen wäre. Was durch Begriffe perfekt erscheint, ist dennoch ambivalent oder modernistisch vom neuronalen System abhängig. Vielfach wird behauptet, Wirklichkeit und Illusion überlagern sich, so dass die Verhältnismäßigkeit von natürlicher und virtueller Wirklichkeit zur außerordentlichen Misch-Problematik interdisziplinärer Wissenschaft geworden sei. Reden sich Menschen durch Selbst-reflexion der Sprache ihre Wirklichkeit ein oder sprechen sie nur eine aus? Neue ontologische und logische Missverständnisse sind nicht ausgeschlossen.

Die bildspendende „potenzielle Faktizität“ bewahrt und visualisiert den historisch-mehrdeutigen, emblematischen Bildempfang als jüdisch-christliches, typologisches Geheimnis der Glaubenswirklichkeit, deren emblematisches Bild zum einen durch Gottes geoffenbarte „Sprache“ des Naturhaften gestiftet wurde. Zum anderen ist seit der „anthropologischen Wende“ der Mensch auch vorzüglicher Bildnutzer und -geber der Sprache, so dass er seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts als intentionaler „Stil-Gestalter“ die wissenschaftliche „Wortbildung“ durch seine semantische Reduktion technologisch determiniert hat: Jetzt ist dieser algorithmische „Datenberg“ („Big Data“) nicht nur eine digitale Negationsmacht, sondern gleichermaßen das virtuelle Machtinstrument futuristisch-semantischer „Verwandlung“, das den Erwartungsprozess der Natur-Kultur-Hybride auf

dem Weg in die metaphorologische Materialisierung exklusiv beschleunigen wird. Vielleicht ist die Selbstbeschränkung des Geistes im stilistischen Komprimierungsakt dennoch fähig zur imaginativen Intensivierung und poetischen Sensibilisierung.

Da eine human-vorhandene Weltverbesserungshoffnung ihren mentalistisch-inszenierenden Konformismus im virtuellen Mimetismus findet, zeitigt die linear-teleologische, situative Modernität funktional eine formal-hohle Bezogenheit binärischer „Früchte“ – erstens die Intention zweckrational lenkenden Denkens, die die Feder des Autors führt, und zweitens den Gegenstand veräußerlichter Reflexion, der die ideologische Sehschärfe im Auge des Rezipienten sichern soll: Die „übersetzte“ Objektivität von Wahrnehmung und Verstehen im Prozess der Homogenität, der die radikal-strukturelle „Bricolage“ konvergent-vernetzter „Weltanschauung“ privilegiert, intensiviert gleichermaßen den szientifischen Wert der Aussage. Ihr „Kunstding“, die „Kultur als Ressource“, wäre primär ein „strategisches“ Imitat, das Menschliches in der Sprache restriktiv absorbieren würde: Traditionelle Sprachinhalte der Texte, in der Differenz von Verstehen und Auslegen verschiedener Autoren, wurden methodisch-regelgeleitet und paradigmatisch-modellhaft längst aus den Augen verloren.

Assmanns These „über Strategien gegen die Überlast von Informationen“ ist nicht nur eine manipulative Frage der „Agnotology“, sondern auch methodologisch ein verfahrenstechnisches Strategie-Modell, für das ihre „Zeitraffer-Prophetie“ die „kulturelle Bewertung von Erinnern und Vergessen“ durch eine eigenmächtig-aneignende, virtuelle Priorisierung objektiviert und definiert: Wer heute mit einer sogenannten prophetischen „Verkündigung“ leichthin virtuell spielt, den motiviert häufig eine literarisch-fiktionale Introspektion bildlich-störungsfreien „Durchschauens“. Das ist jedoch nur möglich, wenn der „Bildgeber“ ein „Apparat“ bzw. „Aggregat“ wäre. Somit enthält die auf das „Bild“ (span. „cifra“; lat. „pictura“) konzentrierte Komposition des Emblems zwar nach Assmanns Analyse eine „pes-

simistische Diagnose“, weil die „Flasche“ die begrenzte Aufnahmefähigkeit des natürlichen Gedächtnisses symbolisiert, aber sie bildet in Wirklichkeit die Bestätigung individuellen Heils hoffnungsvoller Aussichten ab: Glaube als Gemeinschaftstreue. Enthymematisch-rhetorisch transponiert das Emblem das Argument einer konzisen Engführung – prinzipiell eine zeitgemäße, „verzaubernde“ Tatsache, deren „Botschaft“ die appellative „Vocation“, nämlich das spirituelle Heil göttlicher Seinsmächtigkeit, wie ein Wunder visualisieren sollte.

Assmanns antizipierte „Emblem-Projektion“ ermächtigt sie scheinbar zum Übertragungsstatus sequenziell-virtueller „Übersetzung“ – die Kulturwissenschaftlerin arrangiert bzw. verkoppelt einerseits angeblich „prophetische“ Sinnarchitekturen, die den profanen „Durchblick“ von der Vergangenheit her in die Zukunft ausweiten, als wäre andererseits eine Berufung Gottes im Spiel: Die Äquivalenz von Mensch und Computer ist prinzipiell ungelöst und in Diskursen bisweilen inkompatibel. Wenn sich jedoch diese individuelle Definitionsmacht „erhebt“ zur kollektiven „kulturellen Identität“, dann erscheint der kognitive Einheitsbrei wie ein total „entzauberter“ Wissensbestand, der entweder offen ist für Illusionen und Selbstüberschätzungen oder nach Jung-Stilling schon früher Irrtümern „falscher Propheten“ (S. 206 ff.) vorbehalten gewesen wäre. Hätte sich dann im Fluss der Zeit der menschliche Wille nicht nur form- und kraftlos, sondern auch ausgeleert bzw. selbstverschaltet-vergessen ohne aporetische bzw. kontingente Beschaffenheit etabliert?

Was bleibt abschließend zu diesem wichtigen „Memoria“-Thema, das unter der Kategorie „Emblemas morales“ das Zentralmotiv „Memoria Foederis“ (1601) in der „pictura“ den „Wolken-Bogen“ (Gen 8, 21 u. 9, 13) durch die Verheißung Gottes auf den von Noah bzw. Abraham überträgt, noch zu kommentieren?^{202a} Assmanns Interpretation des alttestamentlich-metaphorischen und inspirativ-verzaubernden „Memoria-Wolke-Buch-Motivs“ von 1610, einer zeichenhaften Wiedergabe, die Gott

imaginativ „abbildet“, gerät in den Zugriff disruptiv-struktureller Instrumentalisierung, der ihren autonomen „Umwertungsstatus“ eines algorithmisch-entzauberten, metaphorologischen Imperativs realisieren soll. Die gottlos erscheinende „Wissens“-Analogisierung, die eben nicht zwischen dem Heiligen und Profanen differenziert, ist zumindest ein „Vergessens“-Indiz dafür, wie heutzutage der interaktionelle „Mensch-Maschine-Modus“ unauffällig verfährt. Mythologisch ist er ein schlagendes Beispiel für den Schwund metaphysischen Bedeutungsgehalts, der den wissenschaftlichen „Mainstream“ zu einer öffentlich „schleichenden Kulturrevolution“ anschwellen lässt.

Bewusst wird die Vielfalt geisteswissenschaftlicher Arbeitsweisen auf gesellschaftlich-populäre Paradigmata bestimmter technologischer Verfahren wie ein kognitiv-machbares Problemlösen materialistisch, reduktionistisch und wissentlich „zugeschnitten“. Glaubenselemente und rhetorisch-kommunikative Sprachmuster, die sich in der Kulturgeschichte durch performative Sprachhandlungen überlagerten und verstetigten, widerfahren vielerlei „glättende“ Transformationen, scheinbare Konsensphänomene kollektiver Identität und struktureller Modernisierung.

Wie der bildliche Spannungsbogen, der das Emblem „Der größte Teil geht verloren“ (lat. „Periit pars Maxima“) von 1610 mit der Beziehung zwischen Himmel und Erde als auch mit dem biblischen „Memoria foederis“ von 1601 zwischen zwei himmlischen „Wolken-Formen-Bogen“ charakterisiert, würde dagegen Assmanns „Gedankenbogen“ nur die Inkompatibilität zwischen geglaubter institutioneller „Memoria“ (1601/1610) und virtuellem „Speichermodus“ versinnbildlichen: Mit ihrem gewollt-antizipierten „Übertragungsmodus“ von 1601/1610 auf digitale Computerverhältnisse würde sich die biblisch inspirierte „Bildlichkeit“, die sich als „pictura“ zeigt und zugleich die eigene „subscriptio“ verkündet, mit dem „Uneigentlichen“ durch wesensfremde maschinelle, „algorithmischen Übersetzung“ zu einem natürlich-unnatürlichen Wortsinn vermischen. „Vernetzte“ Bogenschläge – so könnte Umberto Eco wiederum mnemo-

technisch argumentieren – würden Menschen mit enthemmten Wissenstransfers augenscheinlich in die Welt des Vergessens entführen: Im Fazit versinnbildlichen die Bildteile der „Emblemas morales“ sowohl die restaurativ-kontinuierliche „Er-Neuerung“ als auch Erwartungen der tridentinisch-reformkatholischen Kultur im Geist geoffenbarter, geglaubter, ästhetischer und imaginativer Dogmatik.

Signifikante „Bogenschlänge“ über große Zeiträume veranschaulichen zwar Visionen gedachter Einheit, aber wecken gleichermaßen Zweifel an der sorglos eingeschätzten Gleichförmigkeit der Welt: Die „prophetisch“-antizipierte Bogen-Erkenntnis ist nicht nur eine gedachte Partizipation, sondern auch die „geistige Operation“ einer modernen Hermeneutik, in der die Geschichte und Poesie seit dem Ende des 19. Jahrhunderts – so Gerhard Otto Oexle zum einen – geltungslogisch miteinander „verschmolzen“ wären.^{202b} Zum anderen ist Oexle der ordnungsstiftenden personalen Auffassung, es reiche eine kulturell-kommunikative Sprachartikulation durch eine „Erinnerung nach vorn“, denn „Memoria schafft Identität“.^{202c}

Auch wenn derartige Wechselwirkungen in der Moderne stets gefährdet sind, bewahren Fragen nach dem Schöpfer und der Allmacht Gottes, der Geschöpflichkeit des Menschen und dem Ursprung der Sprache ihre präsenste Dimension in der Natur von Sprache und Kultur: Denn Prophet Kohelets grundlegende Aussage „es gibt nichts Neues unter der Sonne“ (1, 9) hat sich geoffenbart in der Person Jesus Christi.^{202d} Auch wenn Human-Äquivalente nicht zu ersetzen sind, wird die digitale kollektive Modernisierung ebenso gut alte semantische Positionen weiterhin leichthin ins Buchstäbliche verschieben oder kommunikationstheoretische Anhänger des sprachlichen Konformismus fördern: Zu guter Letzt problematisiert und verändert die Gegenwart sprachlich-rationale Ansprüche individueller Eigenfunktionen, insbesondere in dem virtuellen Maße, wenn es solidarisch darum geht, wieweit das Kriterium und Korrektiv gemeinschaftlichen Lebens zur Ganzheit findet.

Im Versuch einer gerafften „Conclusio“ ist Wörtlichkeit und Nichtwörtlichkeit im 17. Jahrhundert, wenn sie zeitgemäß und zielgerichtet auf die authentische Antwort im Zeichencharakter „Buch“ verweisen, auch historisch variant, insbesondere dann, wenn metaphorisch Wesentliches von einer erkennenden Signifikanz mitgetragen wird. Dagegen „besetzen“ aber Differenzierungen von metaphorischem und metaphorologischem Gebrauch in der Moderne eine Relevanz, die auf komplizierte kreationistische Kognitionen der „Mensch-Computer-Interaktion“ und auf Interpretationen virtuell-reduktionistischer Kontextualisierung schließen lassen: Spanische Emblematischer „übersetzten“ dagegen die in der Bibel beschriebenen sinnstiftenden Offenbarungsinhalte. In den „moralischen Emblemen“ normierten sie formative Bildinhalte, weil sie als göttlich inspiriert galten: Heilsgeschichte stiftet Kontinuität. Die Vergangenheit wird so erklärt, dass ihre religiösen Leitlinien für die jeweilige „Gegenwart“ theologisch relevant sind. „Memoria“ ist Erneuerung und Neubelebung – Heilsgeschichte ist im Emblem diejenige Norm mit ewiger Geltungsdauer.

Spielten diese Gedanken in Assmanns Überlegungen eine achtbare Rolle? Die „buchstäblicher“ werdende Kluft zwischen biblischer, modern-europäischer und universal-digitaler Realität erscheint auf den ersten Blick den göttlichen Ursprung vereinfacht, oberflächlich und virtuell bloß funktional wiederzugeben: Wird die biblische Wirklichkeit im algorithmischen Konstruktivismus erschüttert oder als autoritative Quelle ihrer Legitimität destabilisiert? Während die emblematisch-biblische „Tatsache“ den „metaphorisch-wahren“ Urquell der Autorität in seiner inneren-geheimnisvollen, „sichtbaren“ Komplexität repräsentiert, stellt sich die nicht überflüssige, unvermeidlich-dringliche Frage, wieweit die digitale „Tatsache“ heutzutage noch unbestritten eine „wahre“ Metapher prädikatisiert. Der Diskurs über Bedürfnisse zwischen der metaphorisch-montanen, biblischen Exzellenz-Tatsache und der metaphorologischen funktionalen Apparate-Materialität werden sich hineinsteigern in neue Ver-

knüpfungsbezüge, die autoritative Geltungsansprüche der Legitimität herausfordern: Die solidarische Festigung des Bandes zwischen Vergangenheit und Gegenwart wird neue objektive ethische Fragen nach der menschlichen Begrenztheit entsichern.

Mit dem Abschluss dieses europäisch-konstruierten Exkurses, der die Frage nach der „Wahrheit“ zumindest wie eine Ausdrucksform des „Pfungstwunders“ oder der „babylonischen Sprachverwirrung“ konkretisiert, provoziert sogleich die alte Themafrage weiterführender Sinnbezüge nach der „unvollendeten“ Relevanz der russischen Revolution.

Für ein riesiges Land wie das moderne Russland, in dem 1917 der Beweis einer „revolutionären“ Pioniertat geschehen war, dient sie heutzutage wie eine nähere Verhältnisbestimmung. In einem anderen Sinn verhilft die anhaltende Modernisierung zur planwirtschaftlichen Materialisierung digitaler Experimentierfelder, der Putins „Präsidialdiktatur“ als „Machtvertikale“ der russischen Zivilgesellschaft sowohl zugeordnet ist als auch zur Verweigerung scheindemokratischer „Hörigkeit“ herausfordern wird: Im unsicher-schwankenden Verhaltensspiel erscheint diese „Beziehungsidentität“ transitorisch wie eine virtuelle „Übereinstimmung“, zugleich im realen „Auseinanderfallen“ wie eine „Verschiedenheit“. Modernisierungstheoretische Identitäten, die der Modernität vorübergehend genügen, polarisieren den interdisziplinären Wissensdiskurs zu einem äußeren wechselhaften Ranking, das vom orthodoxen Frömmigkeitsdiskurs, einem traditionellen Beziehungsgefüge, durch ein humanisierendes Ziel unterscheidet: „Götter“ der Parallelgesellschaften sind mit ihren Eigenheiten untereinander nicht übersetzbar, weil Erziehung vielmehr die heilstiftende Echtheit der inneren Bindung legitimiert.

Insbesondere hat die russische Historiographie – wenn sie sich auf diese Wahrheit einlassen will – eine unparteiische, unabhängige, quellengestützte und stets überprüfbare Aufarbeitung in toto noch vor sich. Diese Begründung bereitet „eigentlich“ keine Schwierigkeiten: Ideologisierung und Historisierung

der russischen Revolutionsgeschichte verklammern in einem überschaubaren Zeitraum latent-verzögerte und manifest-beinflussbare Mentalisierungen historischen Wandels, die einer interdisziplinären „Spieltheorie“ vieles sowohl an begrifflichen Eigenarten – wie die ihrer psychologisch-relevanten Benutzbarkeit – als auch an methodologischer Effektivität kritische Überlegungen abverlangen werden. Die ins Naturwissenschaftliche „verschobene“ menschengemachte Formalisierung der Wissenschaft wird weder primär-profitorientiert noch diagnostisch-gigantisch über die Prozedur des Erfolgs zu rechtfertigen sein.

Das reale und zugleich pragmatische Gegenteil wäre weltweit eine anthropozäne wie integrative Kooperation. Kooperativ angestrebte Lösungsmöglichkeiten im Anthropozän wären ein politisch-innovatives Regulativ, das sowohl das solidarische Gemeinschaftsheil gottbestimmter Weisheit als auch die Perzeptibilität und Triftigkeit normativer Teilhabe an der Schöpfung normieren würde: Nur so wäre der Seelenfrieden etwas Besonderes, dessen Wesen als etwas Angenehmes für Menschen vor Gott allerdings religiös unverfügbar ist. Versuche zur Gleichschaltung mit dem Wort Gottes sind somit total anmaßend, weil sie das „geistige Reich“ in „engherzig-greifbarer“, säkular-performativer Funktionalität politisieren oder gar pervertieren würden – entgegen seiner gestifteten Gesetze des Friedens, der Gerechtigkeit und der Freude (Röm 14, 17).

Die russische Februarrevolution, deren Stockholmer Friedensinitiative sich nur an der Kompromissbereitschaft verfügbarer Möglichkeiten orientieren konnte, war eher eine elitäre sozialistische Experimentalstrategie, die in der Praxis zur Distanz in der Sache nötigte. Wurden etwa dringliche Friedenseffekte, die von Stockholm hätten ausgehen können, wirklich in Petrograd angesichts friedloser Umstände erwartet? Es wäre allerdings übertrieben, von hier aus mitentscheidende Vorstöße im weltrevolutionären Sinne einer Initialzündung zu erwarten. Die Kritik, die von der Bedeutsamkeit des Zeitfaktors nicht abzulenken vermochte,

komplettierte eine Reflexion, die den Konferenzmechanismen des Seins und Scheins keine Zugkraft zu verleihen vermochte.

Im Wesentlichen handelte es sich um paradoxe bis komplexe Mischungen, die dem Ideenstreit und der Materialität sozialistischer Friedensforderungen anhafteten. War die von Russland überlebenswichtige und „bewusst“ angestoßene, sozialistische Friedenspolitik 1917 mehr als ein ablenkender singulärer Übergangsfaktor oder nur ein schwerfälliges multistратегisches Ablenkungsprojekt? Wieviel Konflikte hätte die Stockholmer „Schaubühne“, deren Spiel sich sowohl der Modalitäten sozialistischer Protagonisten und Antagonisten als auch der theatralischen Unruhe, der vertuschenden Manipulation, politischen Abwägung und unaufrichtigen Kulissenschiebern erwehren musste, verkraften können? Oder lieferte „Stockholm“ einen illusionären Beitrag als „Studiobühne“.

Zusätzliche Polarisierungen waren im Rahmen der Komplexitäts-Reduktion unerwünscht: Über „Feinheiten“ der von den Kriegsländern gehegten Positionen, die zur Repräsentanz der Konferenz, zum politischen Stellenwert, zur Organisationsform, zur „role of law“ oder zum angestrebten Erfolg hätten beitragen können, sind keine neuen Aufsehen erregenden wissenschaftlichen Stellungnahmen bekannt, die beispielsweise das elsass-lothringische Selbstbestimmungsrecht oder überhaupt die Problematik von Annexionen und Kontributionen betrafen. Nichts ist überliefert von aufbrechenden inneren Rissen oder beunruhigenden inneren Fronten. Die Imperative der Kriegsführung beherrschten akute Strategien wechselseitiger Belastungen und damit die Verwobenheit divergenter bzw. paradoxer Friedensinteressen. Was sollte diese Wirklichkeit überzeugend und politisch zur Darstellung bringen?

Auf welche Weise wollten die Organisatoren den imposanten regulativen Klärungsbedarf, der komplizierte Orientierungsfragen zum Welt- und Menschenbild entfaltete, während des Krieges durch ihr sozialistisches Immediat-Monopol als Konferenzprojekt erfüllen? Im Umfeld dieser differenzierten Forschungsproblema-

tik dürften Friedensthemen – weder im äußersten Belastungsfall noch im normativ-überreizten Kontrastsystem – generell nicht ausgeklammert werden: Wieviel Initiativen friedenspolitischer Effektivität von außen oder Divergenzen multiethnischer Störfaktoren von innen sind einschätzbar? Wieviel hätte überhaupt das notstandsdemokratische Gesellschaftssystem Russlands verkraftet, wenn es 1917 – angesichts der Verantwortung gegenüber im Innern herrschender, höchster Turbulenzen – wie im Flussdiagramm schärfer reagiert oder sich hartnäckiger erwehrt hätte?

Da die Vergleichbarkeit sozialistischer Gesellschaftsvorstellungen mit der Weltanschauung nationalsozialistischen Rassenwahns gegenüber „Weissagungen“ der sowjetischen Sozialutopie vom „Neuen Menschen“ im 20. Jahrhundert erschütternde verbrecherische Zustände und Ergebnisse hervorbrachte, stellen sich im Jahr 1917 vielmehr spezielle Bedingungen übersetzbarer Anerkennungsmodi: Inwieweit wären die Sozialisten der beteiligten Staaten, unter denen die der Zimmerwalder Richtung nicht zu vergessen waren, überhaupt in der Lage gewesen, während des Krieges selbstorientierende Wege der Internationalisierung für einen verständlichen Staaten-Konsens durchzusetzen? Was heute wiederkehrende Aufbrüche nationalistischer Schwierigkeiten markieren, hatte insbesondere 1917 der Revolution einen spezifisch kaum entwirrbaren, paradoxen und provozierenden Stellenwert verliehen.

„Schlafwandler“-Perspektiven besitzen ihren eigen- und wirkungslogischen Wert. Wieviel sozialistische Akzeptanz hätte der Anerkennungsmodus ihrer Entscheidungen den europäischen Regierungen überhaupt abzuverlangen vermocht? Da die Bolschewiken diese Konferenz grundsätzlich ablehnten, weil das Instrument des Friedens in ihrer Ideologie einen eigenen radikalen Strategie-Wert besaß, hätte das Scheitern der Notstandsregierung auch quasi das Scheitern der Stockholmer Friedenskonferenz zur Folge gehabt. Interpretativ sind auch andere – nicht unbedingt überzeugende – selektive Wechselwirkungen möglich. Oftmals überwiegen zeithistorisch-funktionale Antizipationen, die in ihrer polyvalenten Wechselseitigkeit nicht überzeu-

gen: „Das Scheitern der Stockholmer Konferenz bedeutete das Scheitern der Politik der revolutionären Landesverteidigung“.²⁰³

Zweifellos sind Diplomaten mit Aporetikern vergleichbar, die nicht nur in verzwickten Situationen findig, sondern auch ständig und unbehelligt auf der Suche nach neuen Wegen und zur friedlichen Suche nach konkreten Situationsalternativen aufgerufen sind. Vergangene Ereignisse zeitbezogen und normgerecht einzuschätzen, gehört zur historischen Aufgabe der Gegenwartspraxis. Von ihr aus unterscheiden sich Erwartungen einer Modernisierung, die möglicherweise auf eine kognitiv-prognostische Zukunftsgerichtetheit demokratischer Normen schließen lassen. Im engeren Sinne können „gelebte“ Normen der Vergangenheit relevante Möglichkeiten der Zukunft sein, wenn sie für überprüfbare Toleranzen neuer Allianzen offen sind.

Ihre pilotierende Werte erwartende „Rahmung“, die der Wortsemantik einen stabilen Orientierungssinn hätte vorschreiben müssen, darf nicht populistisch aus der Zeit fallen, weil sie der Internationalität gegenüber verbindlich rechenschaftspflichtig ist: Hundert Jahre später könnte die angeblich leicht verfügbare, begreifbare und präfaktisch-sinnwechselnde „Identität“ von „Frames“, „Fakten“, „Indikatoren“, Rationalität und Informationen in Zukunft ein neurokognitiver Pionierweg in die „methodenimperialistische“, digitale Systemlogik sein. Eine gezielte Frage, die der „Multikulturalität“ und „Existenzialität“ eine „Projektionsfläche“ einräumt, konkretisiert das Denken mit den Tatsachen kultureller Vielfalt, mit der Politik der Offenheit, mit den Ängsten der Identitätsverluste oder ganz allgemein mit der Wahrnehmung, die sich mit der möglichen pragmatischen Balance der Diversität auseinandersetzt: Was verbindet die Ko-Präsenz der Modell-Diversität, das autopoetische System, philologisch mit dem „verum“ und „faktum“?

Wieweit ist eine experimentelle Modell-Sprache der überlieferten „Natur-Kultur-Hybride“ vereinbar mit der Sprache, die insbesondere das Verhältnis zur gelebten sozialen Wirklichkeit in der Gehirn-Geist-Materialisierung kodiert? Die elitär-kognitivistische

sche Problematik erscheint wie Hegels „List der Vernunft“, die nun zum einen die hirngerechte „Faktizität und Symbolizität der Kultur“ zu „erzeugen“ versucht. Zum anderen beginnt beispielsweise seit ca. dreißig Jahren die diskontinuierlich-faktische „Verschiebung“ vom mythisch-poetischen Symbol „Herz“ zum zerebralmaterialisierten Denkmuster „Hirn“ performativ zu dominieren: Von zentraler Bedeutung ist die Dominante „Materialität“, diejenige „menschliche Erfahrungstatsache“, die nunmehr „hinter der Geschichte [!] universale Muster kognitiver Wirklichkeitsverarbeitung transparent zu machen“ versucht.^{203a} Ihre Realisierung wäre wissenschaftlich progressiv und eine denkbare Nuancierung zum Konzept Hans-Jörg Rheinbergers – Ralf Konersmanns materialisierte Alternative wäre der erweiterte Einstieg in eine performative Ganzheitlichkeit, zu produktiv-vielgestaltigen, schriftverständigen und textgemäßen „Natur-Kultur-Hybriden“.

Konersmanns Kulturphilosophie, mit der er der Kultur gegenüber sowohl eine Autonomie des „freigestellten Menschen“ als auch eine „Sphäre eigenen Rechts“ zuweist, lasse sich erstens „als eine neue Spielart der Kompensationstheorie begreifen“.^{203b} Performative Sprachhandlungen gehören danach zum kritischen qualitativen Programm der Geisteswissenschaften, das der interpretativen Subjektivität gegenüber der vereinfachenden überbordenden Objektivität verpflichtet ist. Kulturphilosophisch wäre zweitens diese funktionale Materialisierung unter dem Primat philosophisch-epistemischer Freistellung eine „Lehre der Antike an jeden Menschen, sich selbst umzuformen.“ Drittens würde diese Philosophie biomedizinischer, biologischer, serendipier oder genetisch-optimierender Operatoren zur spielerischen „Umkehr, Transformation der Seinsweise und der Lebensweise „Suche nach Weisheit““^{203c} zu einem entheiligten wie enthumanisierten disruptiven Horizont der Imperative auffordern.

Das wäre möglicherweise ein gegenwärtiger Impuls der virtuellen „Transformationsmaschine“, der zur philosophisch-epistemologischen „Faszination von *Wissensdingen*“ einladen würde, immerhin eine Brauchbarkeit, die sowohl der textlinguistischen

Rekurrenz als auch der Hybridität materieller Realisierungen komplexere Spielräume eröffnen würde.^{203d} Konjunkturen dieser produktiven Bindungen erinnern – wie schon gesagt – kontinuierlich an antike und philosophische Denkstile, Fragestellungen und Themen: Experimentalsysteme grenzen sich voneinander ab, überlagern sich auch und organisieren sich neu. Tendenzen zur philologischen Selbstständigkeit bringen bisweilen ihre latente Kulturmächtigkeit zur Sprache.

Die operative Annahme von „Natur-Kultur-Hybriden“ korrespondiert mit einem epistemologischen Denken, dass neuronale und bewusste Prozesse miteinander gekoppelt sind. Gilt das auch für interpersonale Relationen? Wahrscheinlicher ist der Einfluss von Rheinbergers „Natur-Kultur-Hybriden“, die der Begriffsgeschichte epistemischer Dinge ein paradoxes Profil geben. So entstehen interdisziplinäre Arbeitsfelder für Transformateure, Performer, Vernetzer, Übersetzer, Demagogen und Modellierer, die ein ungezügelter Wissensdurst und unersättlicher Fortschrittsglaube vorantreibt. Wenn Elisabeth Wehling zugleich eine „hybridfröhliche“ kognitionswissenschaftliche Konstruktionsarchitektur materieller „Verleiblichung (amer. „embodiment“)" popularisiert, die der Sprache theoretisch ein lineares System gäbe, dann würde ein bestimmtes „bevorzugtes“, politisch-exekutives Framing – wie in Wehlings unerwähnter programmierbarer „Visualisierungs-“ und „Entscheidungsfindungsmaschine“ – von vornherein nicht nur „kognitiv-unverändert“ sein, sondern es würde auch performativ-kontingenzabweisend mit Sicherheit musterhaft regulativ privilegiert sein.

Modernisierungstheoretisch sind Frames teils intensivierte teils materialisiert-resistente, gezielte Richtungsweiser, deren manipulativ-gepeilter Futurisierung eine geisteswissenschaftliche Traditionsabkopplung vorausgeht. Wehlings zweckformalen „Frames“ suggerieren aus der Beobachterhöhe einer scharfäugigen Adler-Perspektive schlichtweg autoritätslose, mimetische, objektivistische oder beutegierig-„greifbare“ Relevanzbedürfnisse. Die epistemologische Sehschärfe zwischen Beobachter

und Beobachtetem verbessert weder Geistesgaben noch ist sie geistbildend; sie taugt auch nicht als intellektuelles Ausgleichsinstrument, schon gar nicht als versuchte Selbstanalyse des nicht Deutbaren – des ultimativen Gottesbeweises. Die neurokognitive Äquivalenz zwischen Geist und Gehirn, deren Komplexität vielschichtiger ist, erscheint wissenschaftlich wie eine umstrittene bis paradoxe Materialisierungsthese:

1. Die Neurolinguistin Wehling, funktional-„interaktiv“ und prinzipiell-„kontingenzabweisend“ auf sich selbst bezogen, kommuniziert im kognitiven Selbstmonolog. Indem sie die scheinbar autonome Kommunikation „simuliert“, weiß sie im „wortgewaltigen“ Gedankenexperiment aus eigennütziger „Gewissheit“, das für hilfsbedürftige Menschen die empirische Wirklichkeit und die gewohnten Narrative nicht mehr für Problemlösungen ausreichen. Allein ihre „Gott spielende“ Kommunikation „denkt“, „entwickelt“, „vernetzt“, moduliert und „realisiert“ konstruierte „Frames“, als würden sie nur in dieser didaktisch-programmierbaren, seelenlosen „Übersetzung“ für eine gleichschaltende Vermittlung taugen: Primär Wehlings Maßstäbe, Worte, Begriffe, Metaphorik und Argumente determinieren Misch-Produkte wie aus einem laborsprachlichen „Reagenzglas“: Die Konstruktionsdevise ist die Performation, mit deren Hilfe sie zum einen inhaltliche Erwartungen des Ganzheitlichen, Heiligen, der Macht und Kultur ordnen, definieren oder mit einem unproblematischen Hang zur „Frame-Schablone“ perfektionieren will. Zum anderen würden Menschen in solch einer „Kultur als Ressource“ in ihrer eigenen Physis total „entzaubert“, rigoros ihrer Geheimnisse „entschleiern“ oder durch neurokognitiv-beweisbare „Durchsichtigkeit“ gebannt – die psychohistorische Position wäre die Mo-

bilität des freien Geistes und das Bekenntnis zu weltweiter Solidarität.

2. Das Gehirn ist ein selbstreferenzielles System. Auf-rüttelnd wäre grundsätzlich das werterwartungstheoretische Regulativ vermuteter Pilotage, als würde das allein – unabhängig von der Wirklichkeit – ihretwegen die neurokognitive Vormundschaft begründen: Bestätigt die virtuelle Realität etwa nur den Konstruktivismus einer Hyperrealität? Der Einzelfall ist wichtig, es zählt aber auch die navigierte Vielfalt. Menschen wollten schon immer Grenzen verschieben, überschreiten und neu kartieren. „Kognitionsmaschinen“ sind dem Freund-Feind-Schema dabei hilfreiche strategische Manipulationsinstrumente, die Menschen wie virtuell-anthropologische Funktionsträger behandeln. Im Wandel vom ursprünglich biologischen Terminus „Propaganda“ (lat. „propagare“: „ausdehnen“, „verbreiten“, „fortpflanzen“ bzw. „pfropfen“) zu real-funktionalen „Propagandisten“, agierten sie beispielsweise seit der Französischen Revolution öffentlich wie „Propagandamaschinen“ eigener Wirklichkeiten. Sie herrschten sprachlich je nach Situation und politischer Perspektive wie die besten politischen Wortverdreher, Hetzer und Hexer, die nicht nur Menschen seelenlos ideologisierten, sondern auch durch ihr Framework pauschal die Polarität strategischer Sprachregler lancieren wollten. Es ist nicht überraschend, dass Menschen heutzutage dann rasch zu Opfern politischer „Werbung“ werden, wenn sie nur eine Identität ohne Realität oder durch bloße Virtualität eine real ganz schwache, geschichtslos ausgebildete Identität aufweisen.
3. Angenommen ein im Hightech-Labor erzeugter zellulärer Gehirnersatz würde wirklich das menschlich-funktionierende Gehirn substituieren können, dann hätte dieses für das gesellschaftliche Leben grundsätzliche

ethische, politische, rechtliche und materielle Konsequenzen. Erreicht die Werte-Inflation einen materialisierten Total-Ausgleich zwischen menschlichem Wesen und mechanischer Apparatur?

4. Wenn die Forschung fähig wäre aus Tier-Mensch-Mischwesen, Gen-Chimären, Blut- oder Hirnchimären ein menschliches Gehirn im Modus eines experimentellen Laborwerts zu „entwickeln“, dann würden Frames – als evolutionär-genetisches Entwicklungserbe chimärischer Metaphorizität allerdings gegen Mutmaßungen Wehlings gedacht – nicht nur den „erstklassigen“ Bereich eines handlungstheoretischen „Modellbaus“ belasten, sondern sie würden insbesondere die Fragwürdigkeit des Leib-Seele-Problems als prothetisches Diskursthema erneut auffrischen.
5. Medienberichten zufolge haben Forscher inzwischen neurophysiologische Ergebnisse, die der Evolution des menschlichen Intellekts mit dem sogenannten „Notch2NL auf Chromosom 1“ grenzwertig nahekommen, als eine den Hominiden entsprechende Gen-Revolution im Gehirn lokalisiert. Bis zur völligen Klärung ist und bleibt die geisterfüllte Form im Wort in seiner dialektischen Spannung von Form und Inhalt erhalten: Der Geist, der sich über Jahrtausende sich seiner selbst versicherte, könnte initiativ bleiben, aber auch selektiv sein oder sich paradox bis disparat entwerten, um transitorisch ein seelenlos entblößtes, „stahlhartes Gehäuse“ zu präsentieren. Dann würde die metaphorisch uneigentliche Redeweise im Naturzustand – im Übergang von einer Signatur humanen Denkens zur Mächtigkeit barbarisierender Götzen – für einen Moment in der Ordnungsform einer metaphorologisch-„vereigentlichten“, mechanischen Spinnarbeit aufblitzen.

Diese Produktionsthesen, die mit Möglichkeiten einer kommunikativen Metasprache argumentieren, wären eine epistemische Provokation mit vielen divergierenden Entgegnungen. Die Frage lautet „cui bono“? Denn ein neurologisch-präfaktisches „Hirn-Netzwerk“, das die international-digitalisierte Integrationssprache der postmetaphysischen Informationsgesellschaft mit „Plastik-“, „Kunst-“, „Gelenk-“ und „Schlüsselwörtern“ eines „sprachlichen Sockels“ kommunikativ verknüpfen und eventuell „erlösen“ würde, macht zumindest (post-)politisch im geschichtslosen Gewand nachdenklich: Wehling wird weltläufig und vertritt weltgewandt die publikumswirksame Auffassung, dass „unsere [!] Demokratie“ wie im Bild der „kognitiv-neuronalen Aufklärung“ den Erfahrungen hinterherhinken würde.

Nach Wehlings weltumspannender diagnostischer Überzeugung, die sie in der „Anfangsbetrachtung“ äußert, würde nunmehr im „Teil eins“ die „Demokratie im Gehirn“ – wie ein von außen nach innen scheinbar, neurokognitiv-definiertes Kommunikationsmodell – das „gedankliche Vorbereiten“ mithilfe theoretisch „neuronaler Schaltkreise“ performativ-ganzheitlich aktivieren. Wer ist aber in der eintrainierten „Transformationsakrobatik“ stets der hirngerechte Verursacher? Prominente metaphorische Frames, die Worte und Begriffe „sprachlicher Sockel“ prägen würden, enthielten in sich Verursacher der „Wahrnehmungsart“ manipulativer „Lenkungsregler“, die mithilfe einer neurokognitiv-sprachlichen Instrumentalisierung nicht nur „bewusstes politisches Framing“ als suasorische „Überlebensstrategie für unsere Demokratie“ aufbereiten, sondern auch den subjektiv-unbewussten Durchbruch zu einem „wirklich transparenten [!] demokratischen Diskurs“ jederzeit performativ leisten würden: „Transparenz“ ist ein Reizwort, es suggeriert etwas Artifizielles und eröffnet ein Experimentierfeld – wie beispielsweise das verhaltensgeleitete, wirkungslogische „Erfinden“ und „Einüben“ komplexer, latent gedachter und neurokognitiver Inszenierungen.²⁰⁴

In diesem Kontext entsprächen materialisierte Hegel'sche Bewegungsbegriffe wie „Durchdringung“, „Durchbildung“ oder

„Durchmischung“ als rationale Ausdrucksweisen einer „entzauberten“ Emphasisierung. Möglich sind auch einlinig-konstruierte Sequenzierungen und Standardisierungen des Gehirns – etwa performative „Transformationselemente[!]“ für introspektiv-therapeutische Entwürfe oder komponentenbasierte Ingenieurkonstruktionen neuromorpher „Bestimmbarkeit“. Legitimieren Frames einer vernünftigen Handlungstheorie, die von den Soziologen Hartmut Esser und Clemens Kroneberg normativ-dienstbar „weiterentwickelt“ wurden, wertrational – also abgelöst von traditioneller „Durchdringung“ – ihr kulturell-orientiertes, zweckformales „Modell der Frame-Selektion“?²⁰⁵ Linguistisch-explizierte Theorie-Begrifflichkeiten, die die Sprach- und Kognitionswissenschaftlerin Elisabeth Wehling „konstruiert“, imitativ-trainiert und für einen neurokognitiven Deutungsrahmen objektiviert, verarbeitet sie konzeptuell zu einem theoretisch-inszenierten, vermeintlich neomythisch-hilfreichen Bricolage-Konsens. Leistet Wehlings Modell im neurokognitiven Spannungsfeld einen Konsens, als wären Wissenschaftler rationale Glaubensbrüder einer Community, die ohne Skepsis miteinander auskämen?

Latent ausgehend von einem ursprünglich evolutionären Grundmuster bereitet sie scheinbar eine zweckgemäße performative Transformations-„Rahmung“ vor oder rezeptologisch eine Bricolage laborsprachlicher Weltsicht. Erst diese aktivierte Wiederholung, das zweckgemäße „Framing“, würde die kognitiv-kommunikative Simulation selektieren und determinieren. Wahrnehmungsmuster und Informationsverarbeitung orientieren seit der Antike die gesellschaftlich-moralische Nutzung: Ein „Framing“ reguliert exemplarisch im Gleichsetzungsnominativ dominierender Selbstgerechtigkeit die gleichsetzende Intention „Sprache ist Politik“. Die rhetorische Kommunikation ist nicht nur eine „Methode“, sondern bezieht sich auch auf „Inhalte“: Laborsprachliche Handlungsprinzipien politisch richtigen Verhaltens würden mit Absolutheitsanspruch fetischisiert. Gegenteiliges erreicht nur die Freiheit kritischer Rezeption, die in der Diskussion das Sinnverstehen als Offenheit der Verständigung

anerkennt, sonst würde objektiviertes wahrheitsloses Miteinandersprechen in kalkulierbare Anpassung, soziale Gleichmacherei oder „sprechend-schablonierte“ Entpolitisierung umschlagen.

Wehlings „Framing-Manual“ für Mitarbeiter in der ARD mit dem Ziel, dass sie der strategische Gebrauch von Frames im medialen Wettbewerb gegenüber dem ZDF bevorteilen würde, entfachte 2019 in den Medien kurz einen Sturm der Entrüstung.²⁰⁶ Das ARD reagierte mit Hinweisen und betonte in einer Stellungnahme: Das „Framing-Manual“ diene als „Denkanstoß und Diskussionsgrundlage“, somit könne Wehling anhand ihrer öffentlich zugänglichen Publikationen von 2016/2017 erstens keine kommunikationstheoretische „Dämonisierung“ vorgeworfen werden. Zweitens gäbe es auch „keine Kommunikation[!] ohne Framing“; im Zweifel spricht nichts gegen die kritische Reflexion über eine Theorie des Redens. Kurzum, „Sprache“, die den demokratischen Bürger mit Wachsamkeit einfordert, dient rhetorisch-kommunikativen Strategien der Demokratie, der Freiheit und dem „Minderheitenschutz“.

Aktiviert jetzt die kritische Publizität der medialen „Informationsmaschine“ eine öffentliche Mündigkeit, die insbesondere den „Schleier“ der strategischen Gültigkeit als Zweifel an einer laborsprachlichen Konsensbildung lüften soll? Oder dient der vernünftige Weckruf nur einer vernetzt-inszenierten Infragestellung, um überhaupt noch gegen jegliche Art sprachlich-manipulativer Verzerrungen Aufmerksamkeit erregen zu können? Sprachliche „Entschleierung“, die sich gegen Bevormundung richtet, ist die universale demokratische Kompetenz, die den Zirkel der schleichenden Bevormundung in bürgerliche Aktion verwandeln kann. Schließlich wäre die unangefochtene, bürgerliche Kompetenz ein wahres therapeutisches Heilmittel, um die „Verwandlung“ von Wissen in menschliches Verhalten nicht nur gezielt gegen situativ-okkasionele Störungen, sondern auch gegen bewusste Formen bewusster Dialogverweigerung zu entfalten: Laborsprachliches Sprechen, das mit der Artistik über-raschender „Transformationen“ und strategischer „Frameworks“

argumentieren würde, wäre in wirksamer Interdisziplinarität durchaus ein beachtenswertes Instrument vernetzter Steuerung.

Bekannte soziale Entwicklungspotenziale – wie die von Valerys „Transformationsmaschine“ – werden nunmehr in wissenschaftlichen Publikationen sowohl innovativ abgelöst als auch leichten Sinnes, heiter-beschleunigt überboten durch programmierbare Codierungen: Performative Erwartungen der Zeit-, Raum-, Körper- und Selbstkognition „codieren“ Varianten der Sprachwandler in Wissenschaft und Literatur, die mithilfe der Technologie von Determinatoren in zivilisatorisch-perfektionistische „Frames“ abstrakt „transformiert“ werden. Beispielsweise verengen sich Lektüreverfahren auf Modernisierungswege des Problemlösens, deren Paradoxie zukünftig mit einem digitalen Mainstream übereinstimmen soll: Die neurokognitive Differenz zwischen Mensch und Maschine ist zwecktheoretisch gebunden an einen spezifischen kulturellen Frame – seine generalisierende performative Transformation ist statt Komplexität die Verursacher-Intention eines angemäßen Größenwahns, als würde er zur rationalen Durchsichtigkeit von Kompatibilität und Simultaneität verhelfen. Im zerebral-interdisziplinären Mainstream der „Transformationsdynamik“ würden Objektivität und Subjektivität autologisch ein gleichwertiges, „elegantes Simplifizieren“ der hirntheorietischen Netz-Module sein.^{206a}

Wissensbasierte „Übertragungen“ dieses maschinenlesbaren Forschungsimperativs konzipieren die strukturalistisch-operative Variante „Framework“, die in deutscher Bezeichnung mit „Deutungsrahmen“, „Deutungsmuster“, „Gestalt“ und „Gerüst“ sowohl einen wiederverwendbaren „vorprogrammierten“ Transformationsmechanismus als auch einen transparent-„entzauberten“ oder semantisch-zweckgebundenen, scheinbar symbolsystemischen „Einbettungszusammenhang („Frame“)“ bestimmen würde.²⁰⁷ Dieser sowohl bewusst-unbewusst als auch gleichsam neurokognitiv funktionierende Maschinen-Mechanismus würde die Translation auf das menschliche Gehirn nicht nur hierarchisiert voraussetzen, sondern auch wie eine

autonome Steuerzentrale verantwortliche Entscheidungen performativ-„pilotieren“. Mechanistisch-formbar würden sie Gedächtnis, Denken, Wahrnehmung, Bewegungsabläufe, Gefühle und Sprache mithilfe präverbal-präfaktischer „Ordnungsmuster“ oder durch neurotheoretische „Zweiheit-Vernetzung“ mit einem legitim-einheitlichen Entscheidungsstatus kombinieren bzw. determinieren.

Unablässig klingen Effekte ihrer Wiederholung wie ein mythisches „Basso ostinato“: „Frames werden durch Sprache im Gehirn aktiviert“²⁰⁸, deren „abrufbare“ Wiedergabe als „Dreh- und Wendepunkt unseres Denkens und Handelns“²⁰⁹ alle „Fakten“ negativ bewertet, die pauschal „unseren Normen und Gesetzen widersprechen“²¹⁰ würden. Das wäre im autologischen Prinzip eine zweckautomatische Frame-Semantik, weil das Gehirn diese Frames wie ein „Weltwissen“ gespeichert hätte; zudem berechnet es nicht nur Worte und Ideen, sondern sie werden auch pilotiert, virtuell-simuliert, bewertet und interpretiert.²¹¹ Eine derartig sinngebende „Repräsentationsmacht“ der Frame-„Sprachbilder“, die Wehling durch zweckdienliche „Worte neuronaler Superkleber“ zusammenfügt, wären zwar auf der Bildebene binarisch einschränkend, aber sinngebend konstitutiv für eine kontingierende „Wahl [!] zwischen zwei Möglichkeiten“.²¹²

Mit Wehlings stereotyper Redewendung „In unseren Köpfen [Gehirnen, d. V.] aktiviert“ würde der Gegensatz den Wissensrahmen durch „neuronale Schaltkreise“²¹³ mit einer neurokognitiven Vernetzung simulieren, um – wie Kritiker äußern – „scheinbar [!] allgemeingültige Frames“ abzurufen.²¹⁴ Auch energetische Bewegungs-Simulationen, die keine affektischen Zustände der sich läuternden Seele erregen würden, wären dennoch synergetisch, kognitiv und transparent ein „Teil des Erfassens der Wortbedeutung“.²¹⁵ Die theatralische Binarität, die vorsätzlich Entscheidungen auf zwei Möglichkeiten reduzieren würde, determiniert Lesarten und Lektüreverfahren bis zur Rückführung auf thematische Stereotypen der Messbarkeit:

1. Das wäre in geisteswissenschaftlicher Negation und kommunikationstheoretischer Überbewertung die Realität eines „stahlharten Gehäuses“, weil dadurch – im angenommenen philologischen Ernstfall – unerwähnte Erkenntnismöglichkeiten der Originalität, Rhetorik, Hermeneutik und Wiederholbarkeit total überflüssig wären.
2. Einzig und allein wäre die Binarität der reduktionistische Verzicht auf die redundante Freiheit weiterer eigenständiger Reflexionen über Ursprünge menschlicher Kultur, Kontingenz, Orientierungen, Geschichten, Krisen und Erfahrungen: Theoretische Machbarkeit determiniert lebensfern-unbewiesen die performative Transformation zum alleinigen neurokognitiven Verfahrensregulativ.
3. Im Spiegel von Offenbarung, Kunst, Literatur und Wissenschaft dominiert zunehmend Spiegelfechtereie, weil Vorstellungen der Vergangenheit mit dem neurokognitiven Muster der Frame-Logik eventuell nur fiktiv vereinbar sind. Framework wäre eine „rein“ objektivistische Verstandeshandlung, die aufgrund semantischer Schwundstufen – wie die von philosophisch-theologischen Gemeinsamkeiten und semantischen Grenzfragen – gegen eine definierte Art metasprachlich-neurokognitiven Problemlösens Verantwortlichkeit erzeugen würde.

Ihre Wahrnehmungsart „kognitive Simulation“²¹⁶ wäre wiederum nur eine neurologische Wiederholung, die zur begriffenen Selbstgerechtigkeit bzw. Selbstoptimierung verhülfe, denn Frames würden letztlich über die sprachliche bzw. kulturelle Korrelation „humaneren Umgangs“²¹⁷ entscheiden. Daraus ergäbe sich diejenige „Weltsicht“²¹⁸, mit der Menschen individuell-„wertbefreit“²¹⁹ auf ihre Umgebung, ihre Mitmenschen, ihre Gefühle und Gerüche in extrem-alternativer Wirkung reagieren würden. Wohlgemerkt würden sie allein im „gesellschaftlichen und politischen Common Sense“²²⁰ durch „unbemerkte“²²¹

Wahlreaktionen Frames-Fakten performativ aktivieren und simulieren. Chimärisch-metaphorologische „Vernünftigkeit“ sowie die scheinbar lebenspraktische Anerkennung kognitiver Sprach- und Denkmuster determinieren Entscheidungen über das, was es „zu verneinen oder zu bejahen gilt“²²².

Materialist „Faust“ und „Bricolage“-Autonomie: „Ahnungen“ und Entente-Sozialisten

Das selektive Zusammenwirken vieler handelnder Akteure und die Wirksamkeit neurokollektiver Konstellationen, die erst zur Selbstperfektionierung einer neurologischen Kooperationstheorie befähigen würden, bedarf konzeptionell auch einer überzeugenden metasprachlichen Basisform, die analoge Relationen zum Weltwissen der Sprecher endgültig befriedigen würden: Hyperentwickelte Wesensunterschiede in der Eigenheit einer neurologischen Machbarkeit ohne Verantwortlichkeit wären zum einen als Verfahrensregel binär-modellartig denkbar, aber auch normativ zielführend wie ein reales Risiko. Zum anderen würde jedwede „Identität des Subjekts *in statu nascendi*“ – prinzipiell eine nicht vorausgesetzte Identität – sowohl illusionäre Momente eines objektivistischen Neurokognitivismus als auch transitorische Spannungen einer metaphorologischen Suggestivität im kaum messbaren Quantensprung „aufblitzen“ lassen. Da eine unabgeschlossene Identität weder philologisch noch metaphorisch „darstellbar“ ist, würde die subordinierende Handlung im illusionistischen Inbegriff einer ambivalent-definierten Identitätszuschreibung und einer begrifflichen Synthetisierung enden. Mit Nachsicht wäre die „vereigentlichte Rede“ eine „verfehlte Eigentlichkeit“, die aber immerhin das Verhängnis dramatisiert, so dass damit die „Blindheit der wissenschaftlichen Vernunft“ damit wie in Hans Blumenbergs „Schiffbruch mit Zuschauer“ beim Wort genommen wäre.^{221a}

Es ist kulturhistorisch nicht überraschend, dass soziale, politische und ökonomische Modernisierungen oft paradoxe zwi-

schenmenschliche Wertekonflikte hervorrufen. Wenn politisches Denken und Entscheiden mithilfe von „Framing-Effekten“ dann „überwiegend unbewusst“²²² geschieht, stellt sich nicht nur für Aporetiker die Gewissensfrage und die der Willensfreiheit. Der „kognitive Mechanismus“²²³, dessen Mensch-Maschine-Schaltkreis einen Frame negiert, steuert seinerseits ein gedankliches Kalkül, das in kognitiver Selbstreferenz einen Frame aktivieren würde, auf den sich der Mensch einzulassen habe. Das personalpolitisch performative „Framing“ in der Politik würde dann einem „ideologischen Framing“²²⁴ gleichen, wobei Menschen nicht mit „fertigen Produkten“²²⁵ konfrontiert werden dürften, sondern sie müssten im Gegenteil mit ihren „personalen [!]“ Werten ernstgenommen werden. Das bezöge sich beispielsweise auf konventionelle „Metaphern“, die ursprüngliche traditionelle Werte manifestieren würden. Wehling kann nicht verheimlichen, dass sie hier nur ihre projektiv-angemaßte „Bricolage“-Autonomie als Forschungsergebnis unbeweisbar ins Spiel bringt.

Offenbar würde diese eigensinnige Erkenntnis indes als verbindliches Wesensmerkmal ihrer Menschlichkeit und Lebensordnung taugen: Allein ihre metaphorologische Labor-Rationalität, eventuell vergleichbar einer verdächtig ins „Hybrid-Rationale“ abgleitende und virtuell-trainierte, determinierte Ersatz-„Ahnung“, bestätigt keine eigenverantwortlichen semasiologischen Weltbilder von Werte-Einsichten. Vor allem diese subjektiven Eigenheiten – insbesondere mit Rücksicht auf die in Sprache und Wort vorhandenen „mythischen Vor-Gegebenheiten“ – wären gegenüber der rechtstheoretischen Diversität gesellschaftlicher, politischer oder erzieherischer Werte-Wirklichkeit selbst zur „durchformenden“ Anerkennung kaum fähig. Wie lässt sich die Humanität funktioneller Eigenarten gegen radikal-autonome, anti-solidarische „Krisen-Entwicklungen“ in der freiheitlichen Ordnung so „behandeln“, dass die Vielheit weiterer (Selbst-)Selbstgefährdungen nicht überhandnehmen? Uneingeschränkte Wahlmöglichkeiten, wie kollektiver Widerstand, individueller Widerspruchsgeist, elterlicher Erziehungsauftrag und

schulische Bildungsangebote wären das Eine. Das Andere wären rechtspolitisch legitimierte „Gegenreden“, die vom individuellen Denkhorizont aus, dem „embodiment“ einer subjektiven Existenzialität, mit dem Reglement eines naturalistisch-depotenzialisierten, laborwissenschaftlichen Standard-Diktats konfrontiert würden.^{225a}

Subjektive Rechte, die Inhalte konventioneller „Weltanschauungen“ semasiologisch bewahren, wären in der Rechtswissenschaft keine „Gegenrechte“, vielmehr im Unterschied zur Laborsprachlichkeit als Inhalte komplementär-offener Bildlichkeit besonders bedenkenswert: Metaphern sind weder absolut vollstreckbar noch begrifflich eindeutig bestimmbar, sie halten die Wirklichkeit zum einen im ahnungsvollem „Schwebezustand“. Zum anderen würden sie rhetorische Figuren konstituieren, deren Sprachbilder sich in der Kulturgeschichte angereichert oder – spätestens seit der Renaissance, der Reformation und des Humanismus sowie der Aufklärung und Industrialisierung – begannen, sich unaufhaltsam im weltlichen Ordnungssystem „auszubleichen“. Das Christentum ist zwar eine Buchreligion geworden, auf deren geoffenbarten Grundlage aber nicht nur das Bewusstsein der Person Jesu Christi beruht, sondern auch als Erinnerung religiöser Erfahrung allen theoretisch-„ganzheitlichen“ Transformationen zu widerstehen hätte.

Was wurde aus dem diszipliniert überlieferten Bilderkosmos der „Memoria“, wenn ein personales Gedächtnis die Wiedererinnerung und Eindrücklichkeit der Bilder selbst mit eigenen Intentionen verknüpfte oder über die Begriffe der Vernunft als Glaubenshaltung der willentlichen inneren Haltung ausdrückte? In augustinischen und typologischen Vorstellungen ist das eine ursprünglich-aktivierte, autokommunikative Erinnerungsarbeit katholisch-kirchlicher Innerlichkeit, die Trinitarier mit ihrer Christus-Memoria, ihrer seelischen Läuterung und ihrem inneren Bündnis mit Gott bezeugten.

Dagegen würden moderne „konzeptuelle Metaphern im Sinne der Kognitionswissenschaft“, deren „metaphorischen [!] Ver-

satzteile“ unbewusst und „ganz automatisch metaphorische [!] Frames“ in den „Köpfen aktivieren“ würden, einen moralisch-performativen, emotionalen Funktionswert durch aufgeklärt-normmutierte, „metaphorische [!] Mappings“ optimieren: Ihre suggerierte Bestimmtheit von Deutungsmustern würde erstens „in unserem Gehirn den Draht [!] zwischen abstrakten Ideen und alltäglich erfahrbarer – und damit über die Simulation ‚nach-vollziehbarer‘ – neuronal-kognitiver Semantik“²²⁶ herstellen. Zweitens würde ihre stereotype Bricolage „neuronaler Sinnhaftigkeit“ wie ein „kognitiver ‚Kuppler‘[!]“ fungieren, der die „konkrete Welterfahrung mit abstrakten Ideen“ verbinden würde. Drittens würden sie als „kognitive Säulen ideologischer Frames“ dienen, die die unerklärlichen Erfolgsgeschichten zwischen Himmel und Hölle, „Göttlichkeit oder Teuflischem“ ebenso wie jegliche mythisch-esoterische Manifestation zwischen links und rechts, oben und unten oder rückwärts und vorwärts sichtbar machen würden.²²⁷

Wehling professionalisiert im neurobedürftigen Gedankenexperiment nicht nur die scheinbar hybride Relevanz „konzeptueller Metaphern“, sondern auch in bedürfnisgerechter „Infektion“ die vertikale Wert-„Reinheit“ ihrer „Quelldomäne“. Neuromorph verrechnet sie die quantitative „Zieldomäne“ ihrer Vermittlerrolle „für abstrakte Konzepte des sozialen Miteinanders und der Politik“. In den „abstrakten Begriffen [!] eine Bedeutung zu sehen [!]“, dafür sei ihrer Meinung nach die „Metapher [!] ein semantisches Zauberserum [!]“.²²⁸ Wenn das so stimmte, dann würde Augenarzt Johann Heinrich Jung-Stilling (1740–1817) dafür nachträglich einen aner kennenden Erinnerungs- und Funktionswert „erwerben“.

Wehlings theoretisch-doktrinäre Konsensstiftung gerät in den überwirklichen Machtstrom der Phantastik, der pseudomaischen, symbolsystemischen Plastifizierung und epistemologischen Objektivierung: „Metaphorische [!] Mappings“ sind performativ-defektiv, aber stimulieren zumindest „Erzeugnisse“ wie die der kollektiven „Resonanzverstärker“, die – allerdings eine

Selbsterfahrung ohne Paradoxie – Normen scheinbar gelingender Loyalitäten und neurokognitiver Szenarien der Verführung regulieren würden. Oder wäre diese „Voraussetzung“, außerhalb jeglichen Erfahrungshorizonts, schlichtweg eine plumpe Sozialutopie, deren optimierende Pilotage der Bilder sowohl Metaphorologisches in enge Frames zwingt als auch der Sprache phantastische Konstruktionen lichtdurchfluteter Moralität eröffnet? Wehling verspricht scheinbar homogene Wege ins gehirnaffine Innere, um durch total-unzureichende, introspektive Diagnostik das Framework entzauberter Artefakte zu humanisieren.

Goethes „Gedankenfabrik“ wurde nach 127 Jahren von keiner im Entstehen befindlichen „Humanitäts-Theorie“, einer philosophisch-begriffenen Funktionalität, taxonomisch-gleitend wie im inszenierten „Tier-Mensch-(Symbol-)System“ modelliert: Wehlings Kognitions-Bricolage „Gedankenfabrik“ würde dagegen eine rationalisierte Maschinen-Matrix determinieren, deren „Neurokonstruktivismus“ nicht im Entferntesten fähig wäre, die Simulation menschlicher Gedankenprozesse facettenreich – eventuell in komplementärer Mythenbildung innovativer Bild-Experimente von Ästhetik und Wissenschaft – technisch-gelingend oder sogar mimetisch-rational zu „verschalten“. Menschen sind denkende Naturwesen, auch wenn Forschungsergebnisse, Wortproduktionen und Ideologien allen Geheimnissen und Vermittlungsakten widersprechen. Naturalistische Framing-Effekte menschenorientierter Wahrnehmung, die analog dem völlig materialisierten Monopol „Kognitionsmaschine“ zu verstehen wären, vermögen derartig maschinell-komplexe Vorgänge, die keiner psychosomatischen Ganzheit entsprechen würden, allenfalls im entzauberten Rede-Horizont mit der Ichlosigkeit „Künstlicher Intelligenz“ und innermenschlicher „Heils“-Pilotage imaginieren, konvergieren, aktivieren, diagnostizieren, operationalisieren oder „transformieren“.

Wie sind zwanghaft-überdehnte, „unnatürliche“ Wort-Kombinationen geisteswissenschaftlicher Merkmale mit naturwissenschaftlichen Laborbefunden – zugegebenermaßen ein alar-

mierender, epistemisch-überbrückender Schockwert – sowohl metaphorologisch als auch buchstäblich „gleich gültig“ zu „übersetzen“ und ahistorisch analog? Neurokognitive Gesichtspunkte, denen Wortfelder herkömmlicher Konvenienz mithilfe der Termini „Transformation“, „Verschmelzung“ und „Identität“ zweckdienlich-inhärent sind, vermitteln die Performance einer funktionalen Spezifität: Ihre metasprachliche Anwendung bezeugt philologisch nichts Substantielles, dagegen im Ergebnis kommunikativ Fragwürdiges bis Falsches. Nicht selten „übersetzt“ die Sprache der Moderne ein defizitäres oder wildes Wachstum ungezügelter Verschmelzung, Synthetisierung, Homogenisierung und „(Re-)mythisierung“.

Als „Großherzoglich Badenscher Geheimer Hofrath“, Augenarzt und Spiritualist hatte Johann Heinrich Jung-Stilling in seinem Buch „Theorie der Geister-Kunde“, das ein „Museum des Wundervollen“ erwähnte, nicht nur aus ahnungsvoller Unsicherheit von Metaphern, die seit der Antike nicht unbekannt waren, sondern auch von vielen historischen „Repräsentationsräumen“ für imaginäre „Ahnungen“ und erfinderisches „Vorherwissen“ berichtet.²²⁹ Für ihn wie dem irisch-britischen Schriftsteller und Staatsphilosophen Edmund Burke (1729–1797) waren das noch Ordnungswidrige, Ungezügelter, Künstliche und Technische relativ fremde Phänomene, in denen die inventierte Spannung, ein aufkommender metaphorologischer Modus, „Tabula-rasa-Effekte“ veranschaulichen würde. Beide reagierten abwartend bis skeptisch sowohl auf gesellschaftliche Erregungen und säkulargeistige Erschütterungen als auch auf bildungsbürgerliche Reflexionen und Mutationen.

Immanuel Kant (1724–1804) schrieb 1766 in seinem Buch „Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik“ den Satz: „Das Schattenreich ist das Paradies der Phantasien“.²³⁰ Die Metapher, deren Bildsamkeit genuine Mythen seit der Antike vertraut waren, begann sich vom „Schatten der Aufklärung“ langsam zu emanzipieren. Ihre metaphorische Wandlung lieferte dem Schriftsteller Novalis (eigentlich Georg Philipp

Friedrich von Hardenberg: 1773–1801) selbstgewisse Mittel ästhetischer Bestimmtheit: Novalis ästhetisiert die von ihm chiffrierte „Natur- und Wirklichkeitsdarstellung“, die nicht leicht von Goethes und Schillers sinnreichen Weltbezügen zu unterscheiden ist, wie der literaturtheologische „Magier“ eines „geheimen Wortes“ oder wie der „Wunderheiler“ einer „krankenden Welt“.²³¹ In der Sprache des Geahnten wird die Natur von Novalis zur Reflexion rhetorisch-literarischer Darstellung.

Ihre wachsende Fremdheit rezipiert er als Objekt seines ahnungsvollen Selbstentschlusses, indem er es in sich selbst religiös-metaphorisch potenziert und zugleich als „autonome Phantasie“ literarisiert, um als ästhetisches Subjekt seinen poetologischen Willensakt spirituell zu verklären.²³² Novalis' idealistische „Selbsterziehung zur Geistigkeit und Moralität“ imaginiert den Versöhnungsakt der von ihm erstrebten natürlichen Sensibilität und will sie mit wunschgemäßer Harmonie und „menschlicher Wesensart“ vereinen – mit den sinnstiftenden Mitteln poetisch-magischer Evokation, die seine idealistisch-mythische Welt von den merkantilen Entfremdungen, „Entwicklungen“ und sinnlich-vernünftigen „Entzweigungen moderner Lebensverhältnisse“ erlösen sollte.²³³

Was sich einst im neomythischen Ansatz in poetisch-semantischen Formen experimentell-kombinierender Metaphorologie zur geisteswissenschaftlichen Erfolgsgeschichte einer magischen Zaubermédecine „weiterentwickelt“²³⁴ hat, „übersetzen“ Modernisierungstheoretiker – ungestört von einer theologischen Paradoxie – mithilfe ihres Zugriffs aus der Retrospektive als Mittel ihrer performativen Definitionsmacht. Noch der bekannte Reichspublizist Johann Jakob Moser (1701–1785) hatte eine erträgliche „Universal-Staats-Médecine“ eingeplant, die er für den „gemeinen Nutzen“ einzufordern hoffte.²³⁵ Inhalte permanenter Diskurs-Oszillationen beschleunigten die Entzauberung der Welt im späten 19. Jahrhundert durch Generalisierungen progressiver Grenzverwischungen oder Nivellierungen zwischen der Geisteswissenschaft und Naturwissenschaft. Die scheinbar verbesserte

Methodologie würde scheinbar in einer „Dritten Kultur“ Experimente und Diagnosen verfeinern, um beispielsweise die Kompliziertheit „neuronaler Schaltkreise“ im sukzessiven Fortschritt szientifisch-diagnostisch zu erschließen.

Interdisziplinär arbeitende Forscher konzentrieren ihre Arbeit auf Hirn-Organoiden, die ihnen durch Laborexperimente Erkenntnisse mit Hirn-Chimären aus menschlichen und tierischen Zellen vermitteln sollen. Unterstützt von „Digital Humanities“, die ontologisch im Werden zu sein scheinen, bekommen Modi im sozialen Gedanken- und Handlungsspiel zwischen Tieren, Menschen und Maschinen den Status von Aktanten. Das würde sicherlich eine verheißungsvolle Hybridität vermeintlich zukünftiger teleologischer Selbsterlösungen suggerieren, für deren Beweggründe der Mensch bewusst bei Mitmenschen instrumentale Erwartungen wecken könnte.

Die Kultivierung von Hirngewebe einerseits und Glanzzeiten des „World Wide Web“ andererseits wären komplementäre Erfolge, denn Hoffnungen technologischer und sprachlicher Totalisierung würden vordergründig neue Erwartungen mobilisieren – allerdings mit einer hybriden Wahrnehmbarkeit als phantastische „Vieldeutigkeit der Wiederkehr“, vor der die eine neomythische bzw. okkulte Identitätsverwirrung prinzipiell schützenswert wäre. Literatur und Medien erzeugten in der Frühneuzeit bereits immense Modifikationen und immensurabile Potenziale beginnender massenkultureller Informationen, die im Besonderen für die affekterregende Oralität von monströsen „Fake News“, wie beispielsweise für die „Kaninchengeburt zu Ipswich“²³⁶, die Fahne schwenkten.

Jung-Stilling ergänzt aus Kenntnissen seines Gedächtnisses, für dass zur „Eigenschaft des entwickelten Ahnungs-Vermögens“ allerdings eine „natürliche Disposition“ gehören würde, die „Ahnungslose“ oder „Ahnungsvolle“ wiederum „verteufelt“ beschäftigen könnte, wenn sie „zukünftige Dinge vorher wissen“²³⁷ wollten: Archaisches und Zukünftiges, die in ihrer menschlichen Fähigkeit ungeahnte Horizonte moralisch-paradoxaer Doppel-

deutigkeit reflektieren können, sind dann Mahnzeichen, die aus Würde und Wissen um die innere mitmenschliche Beschaffenheit keine freiwillige glatte Diskursivität erleichtern würden. Traditionsorientierte Diskursmeldungen werfen den alltäglich-geübten, omnipotenten „Prophezeiungen“ vor, ihretwegen würde das Gedächtnis, erinnert als Speicherworte Gottes, so etwas wie philologische bzw. hermeneutische Zerfallserscheinungen zeigen. Vernünftige Menschen sollten darum auf der Hut sein, sonst würden sie sich durch diese „Vorhersagungen“ gefährden. Modernität ist Bedenkenlosigkeit: Wie schon vor ca. 200 Jahren erinnerte ein Wort von Johann Heinrich Jung-Stilling „gewissermaßen eine Krankheit, die man zu heilen suchen“ müsse – wer nämlich dennoch ein „Ahnungsvermögen“ entfalten wolle, der begehe eine „Zaubereysünde“.²³⁸

Rückt ihre einst unpräzise, nunmehr moderne weltweite Aneignung und Anerkennung wirklich Goethes „Faust“ (I/II: 1808/1832) in einen metaempirisch-vorbereitenden, performativ-erfinderischen Verständnishorizont? Faust, der unbeschwert von Paradoxien „über das Leben und seine Elemente schrankenlos verfügen“ will, „verfällt aufgrund dieser Hybris dem Teufel“: Somit wäre der „Global Player Faust“ ein Inbegriff des „Urheroen der Moderne“, das Prinzip der „Totalen Negation“ oder der „Totalkolonisation der Welt, die „hervorgeht aus seiner Verfluchung des gegenwärtig Daseienden“.²³⁹ Mephisto, Goethes Teufel im „Faust“, betrachtete das „hochgewölbte enge gotische Zimmer“, in dem einstmalig Faust studiert hatte. Fazit: Der schöpferische Geist ist „verflogen“ – beginnt nun eine Selbstreflexion ohne Paradoxie, ein neues zauberhaftes Schöpferium? Wie eine Regieanweisung nimmt Mephisto den „alten Pelz“ vom „alten Haken“, schüttelt ihn und „Zikaden, Käfer und Farafellen fahren heraus“:

Wie überraschend mich die junge Schöpfung freut!
 Man säe nur, man erntet mit der Zeit,
 Ich schüttle noch einmal den alten Flaus,
 Noch eines flattert hier und dort hinaus. [...]

Hinauf! umher! In hunderttausend Ecken
 Eilt euch, ihr Liebchen, zu verstecken.
 Dort, wo die alten Schachteln stehn,
 Hier im bebräunten Pergamen,
 In staubigen Scherben alter Töpfe,
 Dem Hohlaug^c jener Totenköpfe.
 In solchem Wust und Moderleben,
 Muß es für ewig Grillen geben.
 (Faust, II, V. 6604–6615)

„Memoria“ ist die philologisch-semantische, geistige Wiedererinnerung, die ehemals wie ein existenzielles Unbedingtheitsmuster das metaempirische „Seelenmodell“ zauberhaft zu inspirieren schien: Im metasprachlichen Verbund mit kompatiblen „Plastikwörtern“ dynamisiert Sprache nunmehr im systemischen, soziologischen, linguistischen, kognitionswissenschaftlichen und neurokognitiven Frame-Modell interdisziplinäre Manifestationen fermentativ-effektivster „Machbarkeit“. Das würde dann „ganzheitlich“-resultativ letztlich im Rang eines omnipotenten, selektiven Imitationswerts ein „metaphorischer (!) Frame“ entscheiden. Ohne klar nachweisbare Subjektivität verheißt die unsichtbar-objektive Frame-Selektivität einen scheinbar strategischen Erfolg, der wie ein metasprachlich-agierender Bricoleur, Experimentator, Transformateur, Demonstrator, Konfigurator oder Performer auftreten würde.

Suggeriert etwa diese Sprache, wenn sie interpretiert wird im Modus des technologischen „Transformationsmechanismus“, zwingend „ideologische Frames“, die ein bolschewistisches „Framework“ mit aller kritischen Präzision entlarven würden? Überzeugender sind eher elitär-gedankliche „Selektions-Frames“, die dann grundsätzlich Friedensversuche abgewehrt hätten. Das Modell „Stockholm“ war zwar im Einzelnen nicht ausgereift, aber es bleibt die Frage unbeantwortet, ob die Forschung das Friedensproblem von 1917 – insbesondere durch interdisziplinär

operationalisierbare Personal- und Strukturrelationen – heutzutage noch präziser erhellen könnte.

Sprachliche Interaktionen sind in konkreten Handlungssituationen epistemische Antriebe für gesellschaftliche Veränderungen. Sie wären nach einer Revolution altbekannte Manipulationsmittel, die wie frischgemachte „fröhliche Transformationen“ zum einen von der Nomenklatur auf neue szientifische „Seilschaften“ übertragbar wären. Zum anderen würden sie in den neuen Rollenbezügen als stabil oder in anderer sprachlicher Artikulation nicht besonders auffallen. Im Wesentlichen sind Rhetorisches und Kommunikatives, Normatives und Deskriptives einwandfreie epistemische Werkzeuge enger materialisierter Eigenheiten, dienliche „Übersetzungen“ Kuhns in unverhoffter Wehling'scher Pilotage: „Frames, die den Bürger als Nutztier[!] begreifbar machen“²⁴⁰, würden nach der Revolution viele Gefühlslagen und Schlussfolgerungen über die Mutter „Natur“ zum „Tier“ und das Verhältnis zur Natur, zum Bürger und Staat in despektierlicher Weise determinieren und instrumentalisieren. Eine gesamtheitliche Schau in ihren kognitionslinguistischen Bezügen wird eventuell – was an dieser Stelle ausreichend sein sollte – hoffentlich weitere Anstöße für neuronal vergleichbare Aufgabenfelder interpretierbarer Erkenntnisse auslösen. Oder spielt die Einzigartigkeit menschlicher Würde, Gefühle und ethischer Grundsätze mit Gottesbezug gegenüber scheinbar gleichmachendem Einheitswissen, ökonomischen Interessen und „Repräsentationswissen“ gar keine Rolle?

In der ästhetischen, philosophischen und wissenschaftlichen Reflexion sind Menschen sowohl ein sprachbegabtes selbstbewusstes Wesen als auch oft von Erkenntnissen neurolinguistischer Auffassung geleitet, sie könnten aus bisher unbekannten Zeichensignalen eine Art „Kommunikation“ herauslesen, deren ausgesandte Zeichen ihrerseits wieder auf verstehbare Zeichen hinweisen würden. Diese Art „Kommunikation“, die selbst die Unvereinbarkeit der philologisch-traditionellen Schriftfähigkeit mit Formen der abstrakten Metasprache akzeptiert, würde be-

deuten, dass komplexe Sinnkonstitutionen durch einfache Zeichen zwischen grundverschiedenen Wesen nicht möglich wären. Mit der historischen Betonung des konkreten sozialen Raumes, in dem sich ein Selbstbewusstsein in seinem wesenhaften Status entschieden hat, analysieren heute sowohl physiologische als auch psychologische Kriterien das neurologische und kognitive Gesamtbild der Personalität.

Die Gesamtheit aller Wahrnehmungsleistungen würden demnach wissenschaftsgläubig und „wissensbasiert“ basieren auf „diagnostisch“ klar auslösenden Schemata und erlernbaren Orientierungsformen, die scheinbar das Zurechtfinden in der Welt erleichtern würden. Politisches Verhaltens- und Verhandlungsgeschick, die beispielsweise der Franzose Albert Thomas (1878–1932) und der Engländer Arthur Henderson (1863–1935) wie eine „Socialist mutability“ – durch Partei- und Ministeramt gleichermaßen personal aufgewertet – in Petrograd 1917 in gemeinsamer Strategie ausübten, charakterisieren in diesen situativ-spezifischen Zeitverhältnissen ein anspruchsvolles Mentalitätsniveau und eine diplomatisch-flexible Geschmeidigkeit: Sanktionierten sie multistrategische, austauschbare oder dienstbereite Eigenschaften vielmehr in synthetisch-performativer Gestalt einer sakulären politischen „duplex persona“?^{240a}

Homogen-geübte „Strategien“ definieren die Koordinierung äußerst komplexer Maßnahmen, politischer Teilschritte und Verhaltensweisen, die aus der Sicht der Entente notwendig erschienen, um Russland – auch wenn es viel Mühe kostete – primär auf dem Weg zur Fortführung des Krieges zu halten. Entgegen jeglicher Paradoxie ist ein russisches „Mitspielen“ nicht auszuschließen. Im Mittelpunkt strategischer interallierter April-Vorgänge, die neutrale Staaten wie Holland, Schweden und Dänemark ins Blickfeld rückten, wird die Bedeutung Dänemarks auffallend. Denn nach dem Kriegseintritt Amerikas wuchs der Druck und Einfluss der amerikanischen Regierung, um die Koordination und Solidarität sozialistischer Verhaltensweisen in diplomatischer Konsequenz im April 1917 zu regulieren. Agier-

ten jetzt Randfiguren der europäischen Diplomatie? Während der schwedische Sozialdemokrat Hjalmar Branting (1860–1925) nach Petrograd reiste und seinen Gesprächspartnern Hoffnungen auf eine gezielte Friedenspolitik mit deutschen Sozialdemokraten im Ansatz zerstreute, verzichtete – höchstwahrscheinlich aufgrund von Initiativen der amerikanischen Diplomatie – der dänische Sozialdemokrat und anscheinend „germanophile“ Thorvald Stauning (1873–1942), Minister und Parteivorsitzender in einer Person, auf seine Reise nach Petrograd. An seiner Stelle begab sich der dänische Journalist und Sozialdemokrat Frederik Borgbjerg (1866–1936) nach Petrograd und erläuterte dort – als ziemlich unauffälliger Informant – komplexe Möglichkeiten eines Entgegenkommens von deutscher Seite.

Mitte April, nach vielen Gesprächen hinter den Kulissen, entschlossen sich belgische und holländische Sozialdemokraten zur Reise nach Stockholm, darunter Émil Vandervelde (1866–1936), der bis 1914 den Vorsitz der „Zweiten Internationale“ ausgeübt hatte. Camille Huysmans (1871–1968), Sekretär des Büros der „Zweiten Internationale“ (I. S. B.), vervollständigte das personale Prestige der scheinbar reaktivierten „Zweiten Internationale“. In Stockholm kam es zur Gründung des „Holländisch-skandinavischen Komitees“, das organisatorisch auf eine Friedenskonferenz vorbereiten sollte: Die Stockholmer „Studiobühne“ signalisierte zeitgenössischen Beobachtern ein prestigeträchtiges und reges Strategiespiel, eine Mischung aus Psychologie, Selbstdarstellung, Deutung und Propaganda, die viele Erwartungen und Interessen gegenüber dem Selbstbestimmungsrechts, den Kriegszielen als Annexions- und Kontributionsfrage oder gegenüber der jeweiligen Regierungspolitik einfach unbeantwortet ließen. Als flexible Reaktionen der beteiligten Mächte überspielten sie augenscheinlich positionelle Gegensätze: Die nationalstaatliche Passvergabe oder Reiseverweigerung, die über den Weg der Sozialisten letztlich entschied, wurde zum alternativen Druck- bzw. Kontrollmittel sowohl der Entente-Länder als auch der deutschen Regierung.

Die nachweisbar kooperativ-abgestimmte Petrograder Missions- und Interventionsstrategie der beiden sozialistischen Entente-Minister, Albert Thomas und Arthur Henderson, unterstützte – mit einem „vernetzten“ Personenkreis in Stockholm, London und Paris – zum einen primär die energische und koordinierende Straffung anglofranzösischer und sozialistischer Initiativen in der Russlandpolitik. Zum anderen „festigte“ sie „homogene“ Initiativen, die statt eines Friedens die Fortführung des Krieges entscheidend gewährleisteten bzw. vorantrieben. Die Bekanntgabe der zarischen Geheimverträge zwischen den europäischen Großmächten wirkte auf anwesende französische Sozialisten der oppositionellen parlamentarischen Minorität in Petrograd – wie die der Delegierten Marius Moutet (1876–1968), Ernest Lafont (1879–1946) und Marcel Cachin (1869–1958) – während ihres Aufenthalts wie ein entlarvendes Fanal.^{240b}

Nach ihrer Rückkehr in Paris attackierten sie in der Nationalversammlung die Regierung Alexandre Ribot (1842–1923) aufgrund ihrer innenpolitischen Gegenposition und lösten in der „Union sacrée“ erhebliche Unruhen aus. Als Albert Thomas, dessen strategischen Pläne Arthur Henderson in Petrograd weiterhin vertraulich unterstützte, im Juni auf der Rückreise in Harparanda den Journalisten ein Interview gegeben hat, bestätigte er bisher zuversichtlich Vertrauliches nun öffentlich: „Der Krieg geht weiter, wir können nicht anders.“²⁴¹

Die Entente-Politiker Albert Thomas und Arthur Henderson waren während des Krieges gewiss keine „Schlafwandler“, im Gegenteil traten sie als energische Verfechter der gemeinsamen Entente-Strategie auf: Militärisch forderte der von außen drückende Krieg und die von innen aufwühlenden, politischen Kontroversen in Petrograd bzw. Russland neue dringende Entscheidungen heraus, die sowohl von den westeuropäischen Sozialisten den gemeinsamen Zielen untergeordnet wurden als auch gegen die bedrückenden Krisenprobleme in Petrograd ohne epistemisch transparente, mobilisierende und instrumentale Positionierung wirkungslos blieben.

Überwiegen im russischen Nationalcharakter langfristig psychologische Phänomene oder kurzfristige Prioritäten kultureller Stile? Ihre sprachliche Komplexität, die ein Unbehagen gegen Vereinfachungen verursacht, verliert angesichts kurzfristig-importierter, politischer Interessen nicht gleich ihre verwurzelte Historizität. Charakterisiert etwa der „epistemische Kolonialismus“ ein teleologisches, seelenloses Kommunikationsphänomen, das – wie im sogenannten radikalen „Islamischen Staat“ – einen niederträchtig-extremistischen Kampf „gegen alle Formen westlicher Kultur“ ausgelöst hat?^{241a} Solche religiös-inkompatiblen, geopolitischen Umstände, die zumindest das inspizierende Gespür für beunruhigende Irritationen wachhalten, müssen Historiker in vergleichender Analyse als kleine Fakten ernst nehmen: „Übersetzen“ die Menschenrechte transnationale Normbildungen, die aus quantitativen Datenmengen die „Ressource Algorithmen“, die wissenschaftlich begründete Orientierung, die empirisch-soziale Untersuchung oder die Inspizierung innerer Wahrheit durch Begrifflichkeiten ermöglichen?

Wäre eine Digitalisierung der Politik des Siegfriedens – exemplarisch, ästhetisch wie wissenschaftlich im „Framework“ gegenüber einem analogen System – ein oberflächlich-psychologisches System-Phänomen ohne Paradoxie gewesen? Thomas S. Kuhn und Elisabeth Wehling scheinen dem Leitprinzip der aristotelischen These zu folgen, dass die „ästhetische“ Rede – gleichsam die materialisierte Objektbezogenheit „wie die Malerei so die Poesie“ (lat. „ut pictura poesis“) – durchweg auf „Überredung“ zielt: Suasorie ist eine fingierte Parteilichkeit, Bewusstseins-Manipulation, soziale Pilotage, methodisch-autistische Sprachlichkeit und somit keine beruhigend-tiefgründige Wissenschaftlichkeit, sondern auch eine angeblich veranschaulichte Gefühlswelt des Ästhetischen, die sichtbar-zielführend und metaphorologisch-dinghaft den Betrachtern wie beim scheinbar musealen „Power-Effekt“ allfällig-kommentiert „eingeredet“ wird: Erregen nicht Ausstellungen Aufmerksamkeit mit einer kollektivierten

Blickregie für Bruchstücke des Wissens und für die Objektmagie zahlloser flüchtiger Betrachtungen?

Blickwechsel organisieren nicht nur die permanente Abwechslung, sondern auch die historische Kontrastierung mit sinnstiftender Auswahl. Szenenwechsel lenken das Interesse auf Schattenseiten: Die von Paris und London eingeforderte Kerenskij-Brussilov-Offensive vom 18. Juni (1. Juli 1917) scheiterte nach wenigen Tagen und verschärfte schlagartig die innenpolitischen Verhältnisse in Russland. Auch der von den Bolschewiki unterstützte Petrograder Aufstand vom 3./16. Juli missglückte, schwächte zusätzlich die fragile „Doppelherrschaft“ und erschütterte zumindest den Erfolg latent oder manifest „gehegter“ Friedenshoffnungen sowohl in Petrograd als auch in Stockholm. Als der Petrograder Sowjet schließlich Mitte Juli offensichtlich das überstürzte Risiko zur Entsendung einer mehrköpfigen Delegation nach London, Paris und Rom einging, erlebte diese ernüchternde asymmetrische Gegenpositionen – in ihren persönlichen Kontakten – völlig verhärtete, innere Situationsbezüge des europapolitischen bzw. militärischen Gesamtzusammenhangs.

In Stockholm wandelte sich plakativ die positive Zeichen weckende „Friedensaktivität“, indem sie zuerst formal und geflissentlich das „Russisch-holländisch-skandinavische Komitee“ hervorbrachte, das aber ebenfalls faktisch machtlos und innerlich uneinig war. Die Legitimation und das hinausgezögerte hoffnungsvolle Manöver des Petrograder Sowjet wirkten wirklichkeitsnah verspätet, überhastet und zudem dilettantisch, weil damit zeitaufwendig weder eine klärende Lösung noch ein Fortschritt zu signalisieren war. Insbesondere Paris reagierte beim Empfang der russischen Delegation kühl, nach außen gelassen, sonst aber äußerst distanziert und immer darauf bedacht, sie gegenüber der aufmerksamen Öffentlichkeit bestens abzuschirmen.

Wenn wirkliche Handlungsstrategien und echte Erfolgshoffnungen offensichtlich auf Formen der Passivität herabgesunken sind, dann wird jede Absicht zur kurzfristigen Krisenbewältigung unaufrichtig. Der Wechsel von der L'vov- zur Kerenskij-Re-

gierung, das Versagen militärischer Operationen und die Kriegsmüdigkeit in der russischen Armee machten eine Entlastung der *gouvernemental*-schwächelnden „Doppelherrschaft“ aussichtslos. Was generell die inneren und äußeren Friedenszeichen anbelangte, so abgestumpft reagierten die Menschen in Petrograd auf Friedensperspektiven politisch-flüchtiger Truggebilde oder wegen ihrer anscheinend eigenen ausweglosen Existenzialität auf informativ bedeutungslose, formgebende Zwischenschritte des Stockholmer Konferenzkomitees.

Angesichts des ungemein bedrohlichen Gleichheitsnominalivs „Krieg ist Frieden“, der die zweckdienliche Petrograder Kompromissformel vom „Frieden ohne Annexionen und Kontributionen“ zugleich unverbindlich, elastisch und imperativ einengte, konkretisierte und mobilisierte dagegen die Addition „Krieg und Frieden“ eine geballte, stets zur Wachsamkeit auffordernde, undurchsichtige Komplexität: Nichts befreite die Menschewiki und Sozialrevolutionäre, denen der optimistische Anspruch zugeschrieben wurde, hybrider „Schmelztiegel [!] der Unterdrückten in Stadt *und* Land zu sein“²⁴², im innenpolitischen Für und Wider von der Verantwortung, den Bedingungen des Krieges und den Wünschen nach Frieden durch eigenwillig entlastende, für Russland tragfähige Bündniskorrekturen wirklichkeitsnaher Erleichterungen abzurufen: Hätten nicht scheinbar performative „Transformationen“ in wirklichkeitsferner, aber in bündnistreuer Inszenierung die Verantwortung existenzieller Politik erschwert?

Interpretationen bieten stets Anreize möglicher paradoxer Positionen oder überraschend entfalteter Perspektiven: Bernd Bonwetsch ist der Auffassung, dass der „zweifelloso konterrevolutionäre Kornilov-Putsch vom August 1917“²⁴³ die Arbeiterschaft nicht nur weiter radikalisiert, sondern möglicherweise auch viele Sowjets im Lande – in der Zusammensetzung ihrer Mehrheitsverhältnisse – vom 14./27 August veranlasst hätte, die angekündigte Erhöhung „almosenähnlicher Lohnsätze“²⁴⁴ der Eisenbahner bis zu deren Streik in der Nacht vom 24. September/7. Oktober, aufgrund der Agitation maximierter Bolschewisierung, unglück-

licherweise zu verschieben. Im literarisch-ausufernden, alles überblickenden auktorialen Stil eines Tagebuch-Erzählers, dem die reale Kommissionsnähe beschieden gewesen wäre, schreibt Suchanov zwar wie ein ungemein informierter, aber zuweilen wie ein die Zeitvorstellungen „verschiebender“ Regisseur sein „Drehbuch“. In Suchanovs scheinbar „internationalen“ Perspektive erschien die „Liquidierung“ der Kerenskij-Regierung militärisch wie eine notwendige „Operation“ gegen die „Operettenregierung“, um ihre Existenz in den anarchisch erscheinenden Monaten August, September und Oktober prinzipiell wie mit einer „diskriminierend-auftrumpfenden“ Parole zu erschüttern: Innerhalb der Entente-Politik war die diplomatische Festigkeit der Bündnis-Treue dagegen eine Trumpfkarte, der sich die „Provisorische Regierung“ nicht nur zu beugen, sondern auch unterzuordnen hatte.²⁴⁵ Erst diese Multiperspektivität gehört zu der Wirklichkeit, die letztlich den sogenannten Erfolg des „Roten Oktobers“ erhellen könnte.

Die für Russland wichtige Agrarfrage blieb ungelöst. Angesichts des bevorstehenden Winters wurde die Nutzlosigkeit der Suchanov'schen „Operettenregierung“ zur wirkungslosen Geißel gegen die schreckliche Mangelwirtschaft, die Hungeraufstände, die „wilden Pogrome“²⁴⁶, die gefährlich schwankende Stimmungslage, die ausgreifende Kriegsmüdigkeit und die offensiven Bewegungen an der deutschen Front: In fast allen russischen Städten wurden nicht nur im Herbst 1917 nach Affektausbrüchen die „Alkohollager“ gestürmt und geplündert, sondern auch die „Gewaltkultur“ bemächtigte sich der Sprache, indem sie für die Anarchie Interessengegensätze verschiedener gewalttätiger „Gruppen“ wie die „bolschewistischen Räuber“ oder „konterrevolutionären Banditen“ verantwortlich machte.^{246a} Ebenso schienen polarisierende Missstände am Vorabend der Oktobervorgänge zwar Notsignale eines anarchischen Leidensdrucks zu stimulieren, aber deren paradoxalen Konsequenzen ermunterten zunächst weder zur Spontaneität noch stachelten sie zum Putsch an. Während das Vertrauen in den fragilen russischen Staatsauf-

bau offensichtlich verloren gegangen war, wurde die Geduld der russischen Wesensart im Krieg nun über alle Maßen strapaziert, so dass in Wirklichkeit der noch gebändigte ideologische Fanatismus kritischen Beobachtern wie eine vielbeschworene Fiktion von erfolgssicherem Gebrauchswert erschien. Eine weisungseigene Akzeptanz der notstandsdemokratisch handelnden Institutionen fehlte völlig, weil Versorgungsaufträge mit ihren Ausführungskonditionen scheiterten.

Am 25.09./08.10 löste Trotzki den Menschewisten Nikolaj S. Čcheidze (1864–1926) im Vorsitz des Petrograder Sowjets ab. Den bedrohlichen militärischen Lageveränderungen, die namentlich die Stadt Petrograd zu gefährden schienen, begegneten die Bolschewiki im Exekutivkomitee des Petrograder Sowjets mit der Einrichtung eines „Militärischen Revolutionskomitees“, um die Verteidigung der Stadt – wie es vorgeblich geheißen hätte – damit zentralistisch koordinieren zu können. Dieser bolschewistische Schachzug konzentrierte im „Militärischen Revolutionskomitee“ den „Apparat für einen Staatsumsturz“²⁴⁷, dessen Befugnisse nicht nur einer Kommandozentrale glichen, sondern auch zur „Eroberung der Macht“²⁴⁸ befähigten. Regulierte Leo Trotzki, der verantwortlich und federführend seit dem 16./29. August den „Revolutionären Militärät“ und seit dem 12./25. Oktober das relativ unabhängig agierende „Revolutionäre Militärkomitee“ (russ. „Voenno-revoljucionnyi komitet“) leitete, wirklich wie eine konspirativ-effektive Führungskraft die bolschewistische „Gleichförmigkeit“, indem sie auf das abwartende Handeln und Verhalten der Revolutionäre ausstrahlte?²⁴⁹

Vielleicht war im „Revolutionsstrom“ zum einen die aquatische Bildlichkeit sperriger „Stromschnellen“ und zum anderen die Etikettierung ineinanderfließender Gestaltungen wie die Bezeichnungen „Militärät“ und „Militärkomitee“ nicht auch Wechselbilder gefügiger Formierungen? Trotzki wurde – wie gesagt – im August 1917 zum Vorsitzenden des Petrograder Sowjet gewählt. Von den ideologisch führenden Revolutionären unterschieden sich – nicht nur im Wirrwarr der Ereignisse – die seit September

anreisenden Provinzdelegierten für den „Zweiten Allrussischen Sowjetkongress“, weil sie – kontrastiv zu den „alten Hasen“ – oftmals wie Hasen „junge[r] politische[r] Erfahrungen“²⁵⁰ auffielen: Charakteristisch war vielmehr, dass der Großteil ein „äußerst niedriges kulturelles Niveau“²⁵¹, ein zwiespältiges Gefühl dumpfer Machtlosigkeit und durchaus eine Abstumpfung oder diffuse Abgespanntheit des Wahrnehmungsvermögens widerspiegelte.²⁵² Vielen Delegierten mangelte es an einem politischem Bewusstsein, um Einzelheiten, Zusammenhänge und Ziele ihrer Probleme zielsicher zu durchschauen bzw. zu kombinieren.

Jede emanzipatorische Klärungsinitiative, die den handlungstreibenden Spielmacher hätte entdecken wollen, bleibt angesichts der paradoxen Komplexität einander sich überlagernder Verhaltensmuster offen: Ist Trotzki demnach mehr als der rational-dominierende, revolutionäre Organisationsstrategie und Lenin nur als der von Helsinki aus nervös agierende, „gereizte“ Poseur einzuschätzen? Hildermeier ist sich sicher, dass der „Oktober“ kein Zufallsprodukt oder ein Spiel von „Machinationen“ (russ. „makhinacii“) gewesen ist: Auch ein Kampf „herkulischer und irregeleiteter Ideologen“²⁵³ kommt für ihn nicht in Frage. Ebenso fehlte es an einer leicht herbeigeredeten Transparenz, um den verschiedenen revolutionären Gruppen eindeutig wirklichkeitsadäquate, ideologische Erfolgsgehalte zu übertragen. Die unterschiedlichen Initiativen, die in der Petrograder Wirklichkeit auffielen, formierten in ihrer manipulierbaren Verbindung den Bürgern gegenüber eher eine von regressiven Mechanismen mental-„verwirbelte“, fragile Einheit. Aber hinter handfesten bolschewistischen Durchbruch-Prinzipien stand ein jederzeit abrufbereites geschlossenes System militanter Dogmen. Insofern war der „Oktober“, den unschlüssige Verhältnisse transitorisch zu bestimmen schienen, resultativ eher „beides: Ergebnis gezielter Strategie einer Minderheit und die Verwirklichung einer von mehreren Optionen, um das schlingende Staatsschiff wieder auf Kurs zu bringen“.²⁵⁴

Die zeitlich „konstruierte“ Synchronisierung, die den „Roten Oktober“ mit dem „Zweiten Allrussischen Rätekongress“ aufgrund mehrfacher Terminverschiebungen zu legitimieren schien, wirkte wie eine Zeitdehnung, um koordinierende Absichten des bolschewistischen Zentralkomitees mit einem finalen „Eingreifen“ gestaltbar und funktional abzustimmen. In diesem Fall überschritten sich nach außen Funktionalität und Deutung im Konsens durch ein eigenständiges Faktorenbündel, so dass das Komitee mit dem Geschenk dieser „gleich-zeitig“ arrangierten „Verdichtung“²⁵⁵ sozialistischer Kommunikation wahrscheinlich zu punkten vermochte. Markierte die Kongruenz, die der sogenannte „Umsturz“ mit dem Zweiten Allrussischen Sowjetkongress verband, wirklich eine historische Präsenz oder die missionaristische Tatsache einer vollendeten Revolution? Für formale Geplänkel gab es keine Zeit zu verlieren.

Am Abend des 25.10./07.11, als der Sturz der „Provisorischen Regierung“ bekanntgegeben wurde, verkündete Lenin unverzüglich drei Dekrete über Frieden, über Grund und Boden, über eine stärkere Arbeiterkontrolle der Fabriken sowie über die Rechte der Völker Russlands. Dann auf der nächtlichen Sondersitzung des Petrograder Sowjets vom 25.10./07.11. übermittelte Lenin dem Plenum den Sieg der „Arbeiter- und Bauernrevolution“. Sah darin die revolutionäre Masse wirklich den „Kern der Revolution“? Für die Bolschewiki waren das hochgradig – wie Martin Aust wiederum bemerkt – allein die ersten Schritte“^{255a}

John Reeds selbsttrügerische Botschaft, die den Mythos vom „Sturm auf das Winterpalais“ als „Tage, die die „Welt erschüttert“²⁵⁶ hätten, weltweit verbreitet hatte, erregte in Wirklichkeit einen Sturm im Wasserglas. Dennoch wurde dieser „Sturm“ hartnäckig und „verklärend“ der Weltöffentlichkeit als „Große Revolution“ mit der Vorstellung einer zukünftig neuen Epochen-synthese schlichtweg suggeriert. Was sich euphorisch anscheinend schnell verselbstständigt hatte, war im unübersichtlichen Ablauf ein kurz „verdichteter“, tumultartiger Bühnenauftritt: Nachdem der Bühnenvorhang endgültig gefallen war, verherr-

lichte die sowjetische Propaganda ihr „Zauberwerk“ wie einen wirkmächtig massiven Szenenwechsel der Bühnenmaschinerie. Der theatralische Revolutionshymnus „verzauberte“ nachträglich die Täuschung zur gewollten „Wirklichkeitsbewältigung“, die den propagandistisch eingefädelten „Coup d'état“ überstrahlte.

Der Krieg und die zugespitzten Ereignisse in den nächsten Monaten 1917/1918 dramatisierten reichlich gewaltbereite „Baustellen“, widersprüchliche „Transformationen“, diagnostisch aufgelöste, situative Konstellationen und zähflüssige Verhandlungen – alles in allem ein überreiztes uneinheitliches Bild der Gesellschaft mit asymmetrischen Verhältnissen, in denen nicht nur revolutionsnostalgisch „von unten“, sondern auch im normierten Theater „von oben“ opportune Traditionstransfers bis heute kontinuierlich nachwirkten. Auch wenn Vladimir V. Putin, Präsident der Russischen Föderation, vor Militärs im Sommer 2012 den „nationalen Verrat der bolschewistischen Führer“ als Ursache für die Niederlage Russlands im Ersten Weltkrieg²⁵⁷ bezeichnet hat, ändert das nichts an Putins Logik vom offiziell verordneten Geschichtsbild und vom staatlich-symbolischen Schaugepräge: Lenin, ausgestellt im Glassarg des Mausoleums, war die eigentlich pervertierte Leitfigur ideologischer Geschichtsklitterung, die jetzt von ihrer „Erlöserfunktion“ des formverändernden Qualitätsmaßstabs und von der unterstellten Zwangsläufigkeit der Geschichte „befreit“ werden soll.

Am 25.11.1917 fanden die Wahlen zur russischen konstituierenden Versammlung statt. Die Niederlage der Bolschewiki veranlasste sie, die Versammlung am 19.01.1918 widerrechtlich aufzulösen und sie durch Räte zu ersetzen. Auf Initiative der Bolschewiki, die Trotzki am 28.11.1917 vorgeschlagen hatte, kam es zu Vorbereitungen für einen Waffenstillstand, der für die gesamte Ostfront gelten sollte: Er trat am 25.12.1917 in Kraft und wurde nach vielen Unterbrechungen endgültig am 15.04.1918 in Brest-Litowsk ratifiziert.

Das zeitenössische Europa erlebte im 20. Jahrhundert verwirrende „Übersetzer-Wechsel“ der sogenannten kulturellen

Integration im pseudoperformativen Austauschprogramm der Transformationsmaschine „Revolution“. Hundert Jahre später provoziert Putins Regierung mit einem „Transformacija“-System, das auf die paradoxe Verschiedenheit der russischen Welt geschickt reagiert und vorgängige Gewaltszenarien in Russland durch „gleichgeschaltete“, „gelenkte“ oder „erstickte“ Konstellationen der Re-Ideologisierung existenziell entschärfen und „konfigurieren“²⁵⁸ will. Manches ähnelt vermeintlich formalgeschmeidigen, regulativen oder staatseigenen Bewegungen einer „permanenten Revolution“ von oben, vieles einem aufkommenden Populismus und Rechtsradikalismus von unten.

Die gegenwärtige wissenschaftliche Situationsanalyse Manfred Hildermeiers analysiert aus westeuropäischer Sicht kein erfreuliches Bild wirklich „demokratischen“ Fortschritts:

1. Handelt es sich „Von Jelzin zu Putin (1991–2016)“ um eine „erstickte Demokratie“, so verkraftet sie zudem eine „Oligarchische Präsidialdemokratie (1993–2000)“, die hauptsächlich in der Konsolidierungsphase „Rückkehr des Staates und ‚gelenkte Demokratie‘ (2000–2012)“ unter dem Thema „Putin zum Dritten: auf dem Weg zur Präsidialdiktatur (2012–2016)?“²⁵⁹ zusammengefasst haben.
2. Ein politischer Befreiungsschlag fehlt, weil er nicht opportun erscheint: Es mangelt an Richtwerten einer navigatorischen Ideologie und die Aufarbeitung der Vergangenheit für bessere Zeiten ist unerfüllt: „Putin kann sich auf niedrigem Niveau ‚durchwursteln‘, bis wieder bessere Zeiten kommen (und im Übrigen das Staatssteuer nach einer weiteren zweiten Amtszeit erneut *pro forma* an Medvedev abgeben, um es dann vielleicht noch einmal selber zu übernehmen)“²⁶⁰ Führungskonform ist Putins komplexes funktionales Patronagesystem. Ausgeschlossen scheint allerdings die freiheitstheoretische Möglichkeit zu sein, dass „sich eine Zivilgesellschaft erheben und eine politische Ordnung nach ihren Vor-

stellungen schaffen wird“.²⁶¹ Russlands „unvollendete“ Revolution vermittelt keine „Transformationsimpulse“ für eine selbstverpflichtende Freiheit.

3. Republikanisch völlig desillusionierend und dennoch militant wirklichkeitsnah ist Hildermeiers letzte Bemerkung zur „Transformationskrise“: „Souverän ist in diesem Staat nur der Präsident, während die ‚Demokratie‘ am Boden liegt“.²⁶² Welche Vorstellungen von (Sowjet-) Republik und Demokratie sind in der staatskonformen Reihenfolge Russland, UdSSR und Russland theoretisch und praktisch als Typus „postsozialistischer Transformationen“^{262a} genauer zu differenzieren? Der weiteren Demokratisierung ist eventuell ein langer Verantwortungsprozess vorbehalten.
4. Russland hat 1993 im Kapitel 2 seiner Verfassung ausdrücklich die Rechte und Freiheiten festgeschrieben, die Erklärung der Menschenrechte unterzeichnet und weitere Menschenrechtskonventionen ratifiziert. Im Jahr 2008 reagierte die „Russisch-orthodoxe Kirche“ mit einer „Grundlagenlehre über die Würde, die Freiheit und die Rechte des Menschen“ auf die internationale Debatte über die Menschenrechte.

In der sogenannten russischen Demokratie, die nach Hildermeiers Aussage wirkungslos am Boden liegt, bewahren Menschen sicherlich Widerspenstiges, wenigstens so viel menschenrechtliche Substanz, dass Bürger gegebenen Tatsachen mit innerer Distanz begegnen. Darüber setzte sich der Bundeskanzler Gerhard Schröder (geb. 1944; 1998–2005) locker hinweg, als er im Jahr 2004 mit seiner vieldiskutierten Bemerkung auffiel: „Putin ist lupenreiner Demokrat“. Ebenso lässt sich die Devise „Revolutionen sind die Lokomotiven der Geschichte“ überhaupt nicht mit „zauberhaften“ Modernisierungseffekten und beabsichtigten „Erfolgen“ wie in einem staatlichen Rechnungswesen bilanzieren. Insbesondere Europa hat aufgeklärten revolutionären Idealen – insbesondere

im Blick auf die Ideale der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung von 1776 – zum Durchbruch verholfen und in Frankreich am 26. August 1789 die Menschenrechte zum universellen Prinzip erklärt. Europa war auch am Kolonialismus beteiligt und hat im Antikolonialismus klar Stellung bezogen.

Im Übrigen waren aber bisher alle großen Geschichtsmächte wie die Griechen, Römer, Perser, Mongolen, Chinesen, Azteken oder Inkas militant, expansiv, hegemonial und kolonisatorisch. Die Muslime überfielen viele Länder Indiens, Asiens und Afrikas, in Europa besetzten sie Spanien. Russland eroberte den Osten Sibiriens bis Kamtschatka. Das internationale Debattenfeld erlebt indes die russische Modernität als performativ-vorgeschriebene „Transformationskonvergenz“ präsentisch-objektiver, kontext-manipulativer und widersprüchlich unruhiger Handlungsrealität: Die Vergangenheit spielt immer mehr eine untergeordnete oder allenfalls eine zweckdienliche Rolle – funktional bewertete Geschichte als musterhaftes Begriffsverwender-Instrument theoretischer Konstruktionen wird fern jeglicher Paradoxie konsumentenfreundlich schlüssig proportioniert, kalkuliert, verarbeitet und gedeutet.

Daraus resultiert ein interpretierter Konsens und Konsum, die mit Mitteln der Desakralisierung und Entsakralisierung eine materialisierte, grenzüberschreitende und interdisziplinär „zunehmende Konnektivität im globalen Maßstab“²⁶³ vorantreiben. Digitalisierte Verlaufsmuster navigieren Wandlungsprozesse mit dem Simultanitäts-Kunstwort der Globalisierung: „Wenn alles neu ist, verschwindet das Interesse an Genese und Gewordensein“.²⁶⁴ Ideologen und Theoretiker, die „Transformationen“, „Identitäten“, „Konstruktionen“ und „Frames“ nach dem materialisierten Konstruktivismus gleichmachender Theorien modellieren, erschaffen pragmatische Konzepte, die Elite-Globalisierer in technologische Dispositionen existenzieller Erlösergeschichten „übersetzen“: Im „Cyberspace“ wird der Sturz der Materie durch abrufbares, transitorisches, kompatibles oder „benutzerorientiertes“ Wissen der Zukunft erfüllt – „zentrale Ressourcen“ wie Algorithmen,

(Falsch-)Informationen, Bilder und Symbole im Framework von Kultur, Ideologien und Werten „produzieren“ Sein und Schein, Optimisten und Pessimisten, Chancen und Gefahren, Gewinner und Verlierer, Licht und Finsternis oder Glück und Unglück, um nur einige kontrastive Positionen hervorzuheben.

Politische Systeme, die sich auf die Humanisierung der Welt eingerichtet haben, laufen Gefahr, mit ihrem digitalen Repräsentationswissen über Ziele hinauszuschießen – Diesseits und Jenseits vermögen sich höchstens „geheimnisvoll“ im Inneren anzunähern. Wenn der Mensch im inneren Bergaufstieg mit seiner Spiritualität versucht hat, wie ein „homo creator“ das Natürliche und Übernatürliche zu imaginieren, dann könnte sich in kontemplativ-mystischer Versunkenheit das Endliche mit dem Unendlichen ontologisch „berührt“ haben. Aber weder die Mystik noch die Spiritualität können das Diesseits und Jenseits simulieren – Mensch, Wert und Wahrheit sind weder designte noch marktorientierte Börsen-Produkte: Da Soziales handlungstheoretisch nicht völlig konstruierbar ist, befremdet Digitales methodologisch, denn reales Handeln ist unabhängiger, komplexer, unsichtbarer oder intimer als gemeinhin angenommen. Danach würden die Erzählungen der „abend- und morgenländischen Religionen [...] demselben Zerfallsprozeß wie politische Ideologien“ unterliegen. Sabine Doering-Manteuffel erinnert kommentarlos an die Politisierung und digitale Ideologisierung religiöser Begrifflichkeit: „Hexen und Heilige, Teufel und Engel, Götter und böses dämonisches Gesindel: Bevölkerten sie einst Himmel und Hölle, aus denen es kein Entweichen kam, so stürzen diese Figuren nun als Wesenheiten ohne Ort und Bindung durch die Cyberwelt.“²⁶⁵

Die Potenzialität von Staat und Bürger sowie Religion und Kultur ist repräsentativ im Anthropologischen, das selbst im Zweifel einerseits die Offenheit historischer Prozesse gewährleisten und die Repräsentation der Erfahrung integrieren kann. Andererseits legen Kontinuitäten und Umbrüche frei, was einst in Traditionen wurzelte und ungebrochen in ihrer Latenz

weiterwirkte. Thematisch handelt es sich um Sprachwirklichkeiten, mit denen Phänomene der Revolution, Wissenschaftlichkeit, Sprachlichkeit und des Relativismus in ihrer wesenhaften Wechselwirkung erschlossen, aufgearbeitet und abschließend kurz präsentiert werden können: Menschen sind nicht mehr nur Lehrmeister des Fortschritts, weil sie im Begriff sind, sich nun zu Göttern zu erheben: Der „Homo sapiens“ mutiert zum „Homo deus“.^{265a} Verschiedene, einander sich überlagernde Schwerpunkte, werden materiell, ideell und logisch von „Göttern“ wandelbarer „Transformationen“ und „Identitäten“ gesteuert, behandeln inhaltliche und theoretisch-stilistische Aspekte der Stadien-theorie, hermeneutische Relationen der Interpretation und das Modernisierungsthema schlechthin. Eine Leitidee globalisierter Gleichwertigkeit, wie die der Menschenwürde, kollidiert oft mit den Differenzen, Disparitäten und „Übersetzungen“ des gesellschaftlichen Lebens und der Sprachen.

Götter, Bürger, Bauern und „Nutztiere“: Mainstreamisierung, Kognitionsmaschinen und „Futurisierung“

Der Wille zur „Transformation“ ist systemimmanent der Wortformel „Identität“, wenn mit ihr auch Identifikationen ihre Anerkennung finden. Nicht ganz eindeutig hatte Thomas S. Kuhn 1993 in seiner 12. Auflage, die inzwischen im Jahr 2014 in 24. Auflage vorliegt, zu drei großen, theoretischen Positionen in der Wissenschaft realistisch bemerkt: „Die Verfechter unterschiedlicher Theorien ähneln den Mitgliedern verschiedener Sprach- und Kulturgemeinschaften“.²⁶⁶ Vielschichtige Mischformen beschleunigen Prozesse des Säkularisierens, die Ordnungen von ihrem schöpferischen Urgrund ablösen und eine fragile innere Widersprüchlichkeit entstehen lassen: Verrechtlichung ist keine ideologische oder moralische Verrechnung, sondern auch eine eigenlogische Formalisierung, Rechtfertigung und Entscheidungsfindung. Da Wissenschaftler angeblich nach dem Wechsel eines Paradigmas in verschiedenen Welten leben, ist die Überlegung nicht abwegig, dass die „elitäre“ Software von Wissenschaftsthemen, -inhalten, -theorien und Forschungsergebnissen, funktionstüchtig durch absichernde Uploadfilter geschützt, vielleicht einerseits zu professionell-urheberrechtlichen Kognitionsmaschinen und andererseits zu digital-perfektionierten, zensierenden „Kontrollmaschinen“ weiterentwickelt werden.

In der Wissenschaftsgeschichte beginnt eine prägende Konditionierung der Mainstreamisierung. Während sich anfangs daraus nachweisbar eine „individuelle bricolage von Symbolen aus ganz unterschiedlichen religiösen Überlieferungen“²⁶⁷

ergab, ein „Eklektizismus“²⁶⁸ mit „Privatsynkretismen“²⁶⁹ und scheinbar neuen, professionellen „Sinn“-Strategien, spiegelte sich darin ebenfalls „methodisch der Mut zur eklektizistischen Verknüpfung von Begrifflichkeiten heterogener Theorietraditionen“²⁷⁰ wieder. Was wäre zu befürchten? Der methodologisch emanzipierte „Mut“ ist der erinnerungslose Weg in eine metaphorologische Selbstvergessenheit, in der die Vergangenheit durch metasprachliche Nivellierungen von der Gegenwart abgekoppelt wird: Im gedanklichen Experimentalzugriff willentlicher Futurisierung, „eines nicht zielgerichteten Prozesses“, verschieben sich ganz eklatant die performativen Inhalte der Begriffe bis zur korrupten Verfügbarkeit. Den Bildelementen fehlt der ursprünglich geoffenbarte Wortbestand sowohl erlösender als auch zensierender Memoria, als würden sie – exemplarisch bezogen auf Bernhards von Clairvaux (1090–1152) heiliges „Bleichen des Gedächtnisses“²⁷¹ – nach spätestens 865 Jahren nicht mehr Gottes Wort erhellen können: Das himmlische Jerusalem mit postmoderner „Dignität“ wäre nur noch die grenzenlose Verfügbarkeit einer kognitivistischen „Metaphorologie“ mit scheinbar rational-kreativistischer Relevanz.

Im Wort Gottes, in der Ausdrucksform des göttlichen Logos, entfaltet die geoffenbarte Wahrheit eine kreative Wirkkraft, die in der Schriftauslegung nach dem gesetzgebenden Richtmaß der „regula fidei“ verborgen gegenwärtig ist. Gottes Wiedererinnerung, für Bernhard die persönliche Klosterwahl als mnemotechnischer Impuls seiner eigenen seelischen „Konversion“, soll das Gedächtnis von den Befleckungen absolut reinigen: „Es muß weißgewaschen, gebleicht werden.“²⁷² Wenn das „befleckte“ Gedächtnis und der verdorbene Wille gründlich „gebleicht“ bzw. „entgiftet“ seien, erst dann herrsche wieder im Gewissen der Kinder Gottes der Friede, das Wort und die Disziplin Gottes. In zukunftsorientierter Sozialität würde Bernhards Konsequenz – nicht dogmatisch, vielmehr historisch-exemplarisch und in modern-theoretischer Relation interpretiert – Wissenschaftler daran erinnern, dass es in Gottes Ebenbildlichkeit keine angemäße

„Analogisierung des Analogielosen“²⁷³ geben darf. Das hat sich in Wissenschaft und Technik sowie Wort und Sprache inzwischen völlig geändert: Interdisziplinäre Wissenschaftsgeschichte kommt ohne methodisch-epistemologische Innovationen nicht aus, weil ihre Versionen entzaubernder und zugleich entwürdigender Beachtung von kultur- und begriffsgeschichtlichen Fragestellungen ohne relativistische „Transformationen“, „Transitionen“, „Identitäten“, „Umdeutungen“, „Umorientierungen“ oder „Verschmelzungen“ undenkbar geworden sind: Anmaßende „Transformationspolitik“ ist gefügte „Identitätspolitik“, deren Paradoxien – darunter Mischwesen aus Mensch und Maschine – in verschiedenen Disziplinen wirksam werden. Sie stellen dem Cyborg, populäre und integrierende, aber regulativ auch konsensschwächende bis dystopische Lebensbereiche in Aussicht.

Im modernen Bereich dominiert seit dem 19./20. Jahrhundert durchaus die wissenschaftliche Futurisierung der Wirklichkeit unter der „pseudo-idealen“ Devise: Labor-Rationalität ist Experimentalität ist Modernität ist Epistemologie materialisierten Objektbezugs. Die produktive Multi- und Interdisziplinarität, die der laborsprachlichen Experimentalität, Experimentalisierung, Experimentalkultur oder den Experimentalsystemen „Große offene Aufgabenfelder“ bereitstellen, kommen nicht ohne Theorien der „Materialität“ und „Idealität“ oder „Konstruktionen“, „Brücken“, „Übergänge“, „Transformationen“ und Identitäten zwischen Geisteswissenschaft und Naturwissenschaft aus. Hans-Jörg Rheinberger beschäftigt diese „historische Epistemologie“ als eine die Tradition untergrabende Anomalie und er spricht von einem Prozess als „Neuerschließung [!] der historischen Dimension“. Auf diese Weise wählt er seinen methodologischen Ansatz, der das geisteswissenschaftliche Schreiben zugleich mit einem „Experimentalsystem“ vermischt, denn nur so wäre beispielsweise die Disziplin der Biomedizin, der Biochemie, die „Geschichte der Genetik“ oder humane Partialfelder der Medizingeschichte wie „genetic enhancement“ bzw. Abschnitte sich wiederholender DNA, bekannt als „CRISPR“, zu charakterisie-

ren – für den selbstkritischen Experimentator wäre das sowohl eine „grundlegende Umorientierung“ als auch die „laborwissenschaftliche Tatsache“ einer „prekären Konstruktion“: Sind das etwa Transformationen einer destruktiven Logik?

Im Kulturalismus – induktiv verstanden – heißt das im Gedankenexperiment, dass ihre sogenannte theoriendominante „Rekonstruktionskultur“, die „praktische Einbettung dieser unterschiedlichen Konzepte“ komplementär-„wissenschaftswirklich“, die Begriffsgeschichte voraussetze, andernfalls würde das „Ganze auf ein trügerisches epistemologisches Artefakt“²⁷⁴ hinauslaufen. Wenn „*wissenschaftliche Objekte*“ auf dem Weg zu *technologischen Objekten*“ sind, rekurriert dann ihre „technologische Transformation“ auf eine „vorläufige Lösung“ oder auf eine „Repräsentationsweise“ der Wissenschaftlichkeit, die wie ein „Generator von Überraschungen“ auf dem „Weg ins Unbekannte“ nunmehr „*Zukunft* produziert“? Als maschinell transformierte „Tatsachenwissenschaft“ wäre diese terminologische Orientierung eine Art Paradoxon der Funktionalisierung, da deren Forschungszwecke angeblich fähig wären, aufgrund der Materialisierung von Fragen „*Gegenwart* zu verlängern“ oder einfach Zukunft zu produzieren.

Der Zweifel ist dieser Produkt-Transformation inhärent, weil er zunächst nur ein spekulativer „Repräsentationsraum“ für die Orientierung und Funktionalisierung sein kann: Der „technologische Gegenstand“ präsentiert im „Experimentalsystem“ Beziehungen des Austausches und gegenseitiger „Umwandlung“ oder Transformationsakte und „Identitätsbedingungen“ – ihre Funktionalität ist für das „technologische Objekt“ eine produktive „Antwortmaschine“, für das „epistemische“ eine differenzierende „Fragemaschine“ oder allgemeiner formuliert eine „Differenzmaschine“.^{274a} Gegenfragen können weder sogenannte „epistemische Dinge“ der „Bricolage“ noch der „Transformationen“ in „Experimentalsystemen“ schlichtweg kommentarlos akzeptieren. Denn in der hirntheorietischen „Ganzheitsbezogenheit“ spielte erstaunlicherweise der Zusammenhang zwischen dem Antisemitismus

und der Neurologie keine „Gleichschalter“-Rolle. Das Beispiel des Neurologen und Psychiaters Kurt Goldstein (1878–1965) machte seine Position augenfällig, dass das Gehirn bei Verletzten des Ersten Weltkriegs entgegen aller Spezialisierung dennoch „als vielfach integriertes Organ tätig war und kompensatorisch auf die ausgefallenen Hirnleistungen“ regieren würde.^{274b}

Goldstein vertrat damit vor 1933 eine „höchst differenzierte Position“, die als Ganzheitstheorie – nach ihrer Publikation im Jahr 1934 – in Deutschland allerdings unwidersprochen blieb. Was weiter wirkte, war die seit Immanuel Kant (1724–1804) ausgesprochene philosophische Erkenntnis, dass die subjektive Erfahrung sowohl durch Vernunft und Sprache korporativ konstituiert als auch außerhalb der Sprache nur Gegenständen gegenüber durch Urteil und Vernunft einer Erfahrung zugänglich ist. In reflexiven Erörterungen ging es nach dem „Zweiten Weltkrieg“ – beispielsweise 1949 in Amerika (Aspen, Colorado) anlässlich der Festveranstaltung zu „Goethe Bicentennial Convocation“^{274c} – um dessen universelle Lebensform und das charakteristische kulturelle Spannungsverhältnis zwischen „Der Teil und das Ganze“. Zur Diskussion stand der „Literatur-Olympier“ Goethe als individuelles Vorbild einer Weltkultur oder als ein figürlicher Gegenentwurf zum sowjetischen Menschen- und Gesellschaftsbild, also der kollektiven Überbetonung politischer Homogenisierung.

Osteuropahistoriker Reinhard Wittram behandelte 1958/1963 in seiner Abhandlung „Das Interesse an der Geschichte“ dieses „Kernproblem des Geschichtsverständnisses“. Physiker und Nobelpreisträger Werner Heisenberg veröffentlichte 1969 sein Buch zum selben Thema. Die transformierte „Neuaneignung [!] der Begriffsgeschichte“ wäre jetzt im Ergebnis die Bedürfnislage eines epistemischen Wissenssystems von Teil und Ganzes oder eine konzeptuelle Einschätzung von „Einbettung“ und „Einbindung“. Im „Brückenschlag“ zur amerikanischen Wissenschaft und Literatur wäre das nach ca. 30 Jahren der radikale Beginn einer „Großen Revolution“, nämlich einer „Großen Transformation“. Rheinberger betonte beschwichtigend, dass die „Unter-

scheidung zwischen technischen Objekt und epistemischen Ding funktionaler, nicht materialer Natur“ sei: Wäre dann – als absolut-substituierte Glaubensdimension theologischer Ganzheit – die „Transformation der Geschichte der Begriffe in eine Begriffsgeschichte epistemischer Dinge“ schon der universal-progressive Einstieg in die funktionalistische „Große Transformation“ der „Dritten Kultur“?^{274d}

Eine entscheidend philosophisch-theologische Grenzfrage ist die sogenannte „Transformationsdynamik“ mit der heuristischen Innenperspektive einer vom Soziologen Hans Joas behaupteten „Transformation des Selbst“: Überzeugt er mit dieser Anspielung auf die persönliche Zuordnung in den Tiefen des Ichs? Ob das Lesen, bei dem innere Bilder des Gehirns beteiligt sind, beschreibbare Wahrnehmungsmuster didaktischer Regelmäßigkeiten wirklich durch Frames „optimiert“, bedarf des empirischen Nachweises und der kognitiven Billigung. Dazu gehört die neurokognitive Erwartung, dass die quantitative Modellierung verstehendes Wissen zweckgebunden qualitativ aneignet und anerkennt – möglicherweise ein zustimmungsfähiges hermeneutisches Spannungsverhältnis, das im Projekt sowohl die gottgewollte Welt und institutionelle Wirkungsgeschichte des Glaubens als auch die innere Wahrheit von Wissenschaft und Literatur agnostizistisch-„beharrlich“ wie kontextualistisch-„unvermischt“ zu Wort kommen lässt. Für die theologische Disziplinarität sind insbesondere Erwartungen und Hoffnungen Spezifika der eschatologischen Thematik: Bringt nicht die „Transformation des Selbst“ die ethisch-absolute Persönlichkeit der Bundesgeschichte zwischen Gott und Mensch einerseits zum Schwingen? „Agnostiziert“ sie andererseits nicht die Rechtfertigung für eine „Transformation der Schöpfung“ oder wissenschaftlich-selbstredend für die „Transformation Gottes“? Für eine performativ-populäre, „materialisierte“ Anthropologie würden sich viele Möglichkeiten anbieten.

Amerikanische, europäische oder sowjetische bzw. postsowjetische Sprach- und Handlungsmuster nutzen digitalisierte Ins-

trumentalisierungen bewusster logischer Begrifflichkeiten, die in der dinglichen Welt des Aneignens, Anerkennens, Besitzens und Wirtschaftens regelrechte Misch-Schemata bilden. Materialisierte Worte ermöglichen eine hybride Analogisierung, in der die Zeit der aktuellen Gegenwart räumliche Eigenschaften bekommt. Ihre metasprachlichen Schemata „stiften“ Gedankengänge durch „Transformationen“, „Identitäten“ (russ. „Identichnost“), „Verschmelzungen“ (russ. „Slijanji“) oder „Modernisierung“ (russ. „Modernizacija“). Funktionalisierte „Modelle“ (russ. „Modeli“) als „vorgeschriebene“ soziale Konformitäten oder autoritärer ideologischer Disziplinierung behaupten einen begrifflichen Fragilitäts-Modus, als würde er nachweisbare Tendenzen ungezwungener Analogisierung zwischen Wissenschaft, Diktatur, Literatur und Medien mit metasprachlichen Stereotypen verhandeln können.

In einem zweiten Aspekt wissenschaftlicher Positionierung hatte Kuhn ausgeführt: „Periodisierung durch Umbrüche von Stil, Geschmack und institutioneller Struktur gehören zu ihren Standardwerkzeugen“.²⁷⁵ Die russische Revolutionsgeschichte umfasst nach neuesten stadientheoretischen Forschungsbeiträgen einen flottierenden Jubiläums-Zeitraum von 100 Jahren, so dass Forscher jetzt das Ende der Revolution nur als permanente „unvollendete“ Futurisierung im Blick haben können. Das transformative Revolutionsaggregat der Dauerhaftigkeit unterminiert alle akademischen Reflexionen, weil die gelenkte Komplexität von Staat und „Demokratie“ auf dem Hintergrund von „Rückständigkeit“, „Revolution“ und „Modernisierung“ weder Maßstäbe einer wissenschaftlich-„konzertierten Aktion“ noch mithilfe der Perspektivität eines stadientheoretischen Konzepts überzeugend zu „bewältigen“ vermag. Die teilweise neue antiwestliche Ideologie Russlands nimmt heterogene und manchmal miteinander unvereinbare Traditionen in Kauf, kombiniert oder mischt sie wie nachgeahmte konservative Prinzipien der ehemals patriarchalisch-zarischen Ordnung: Stalinistische Paradoxien zwingen um des Menschen willen zur individuellen Detail-

analyse und distributiven Profilierung und nicht zur kollektiven Synthetisierung, die sprachliche Vereinheitlichungen von der erschreckenden Homogenisierung bis hin zu stereotypen Abstraktionen und der Synthetisierung fördern.

Historische Materialien bedürfen sowohl der Einordnung und Deutung als auch der methodischen Richtigkeit, des „Er-ahnnens“ und der Triftigkeit ihrer „Übersetzung“²⁷⁶, die eventuell auf einen authentischen Selbsta Ausdruck von Seele und Charakter schließen lässt. Wenn dem revolutionären Modus die scheinbar glatt-überzeugende Gültigkeit genommen worden ist, dann dominiert zwar die Periodisierung, in der die ethische Haltung aber völlig unbeeindruckt bleibt gegenüber einer methodologischen Akrobatik: Das bezeugt ein Selbstverständnis, das über Traumata der Vergangenheit und historische Entfesselungen des revolutionären, institutionellen und blutrünstigen „Zeitgeschmacks“ bzw. der „Zeitgenossenschaft“ wissenschaftlich und literarisch reflektiert. Die geisteswissenschaftliche Repräsentativität des Erfahrenen ist philologisch zumindest ein mächtiger didaktischer Impuls, der Menschen sowohl über existenzielle Fragen als auch über ihre Ursprünge der Kultur nachdenken lässt.

Ein letzter Gesichtspunkt, den Kuhn als Kern seiner wissenschaftlichen Positionierung thematisiert hat, bezieht sich auf „Mitglieder einer wissenschaftlichen Gemeinschaft“, die im Ganzen ihr „alleiniges Publikum und die alleinigen Richter der Arbeit der Gemeinschaft“²⁷⁷ bilden würden. Anders ausgedrückt heißt der äußerst bedenkliche Sachverhalt, Wissenschaftler würden mögliche Fassaden-Strategien nicht nur im wortgetreuen Gedankenexperiment beherrschen, sondern sie würden auch die Gemeinschaft einem spezifischen Oktroi ausliefern. Eine demokratische Wirklichkeit, die durch revisionistische Ausnahmen politische Reglements zu ändern versuchte, würde erfahrungsgemäß Widerspruch hervorgerufen, dagegen würden Willkürmaßnahmen in autoritären Systemen nicht der Verschleierung bedürfen. Auf Russland übertragen macht das methodologische Grundprinzip einer solchen Wissenschaftstheorie deutlich, dass es darüber hi-

naus immens komplexer ist, als es die Kuhn'schen Positionierung im performativen Erzeugnis zu rechtfertigen vermag.

Bekannt ist ein altes akademisches „Götter“-Thema von „Seilschaften“ am „Karriere-Berg“, der leider als latent gesteuertes Phänomen endlose Kapitel gebildet hat. Wissenschaftsspezifische Geltung würden viele disziplinäre „Communities“ im Innern mit ihrem Teamwork interaktiv prägen: Kopplungsfähigkeiten zwischen verschiedenen „Communities“ scheinen Funktionen nachhaltig-vernetzter Anerkennung zu fördern, auch wenn die Anzahl der Publikationen weder die individuelle Qualitätsnorm erfolgssicher verbürgt noch eine kollektiv-überzeugende Leistungsgröße ist. Angesichts konkurrierender Leistungsansprüche mit gleichzeitig präsentablen Publikationswellen überwiegt zum einen in manchen Disziplinen die homöopathisch formal-dosierte Fragestellung, die populäre, sichtbar-reizvolle und prestigeträchtige Projekte mit scheinbar effektiver, modernistischer Aktualität auf den Markt bringt. Zum anderen steigern indes modernistisch kalkulierte Lösungswege die Kontingenz mit ausufernder Perspektivität.

Verantwortungsbewusste Persönlichkeiten, deren „leidschaftliche“ Leistungsfähigkeit den Forschungserfolg von Team-Spezialisten mit kleinen Gruppengrößen „überraschend“ aufzuwerten vermag, entziehen sich nicht ihrer Verantwortung. Der rationale Spekulationskredit, der das spannungsvolle Verstehen zwischen Rationalität und Realität oder Möglichkeit und Wirklichkeit anstachelt, ist jedoch in seiner einseitigen Zukunftsdynamik nicht generell bezähmbar. Wissenschaftliche Rationalität demonstriert tagtäglich die Hauptrolle einer Handlungsgröße, mit der gesellschaftliche Erwartungen den Schwund transzendenten Sinns kompensieren wollen. Oder verwalten in Wirklichkeit unberechenbare Kräfte den Spielplan der metaphysischen Bühne?

Engagierte Intellektualität, ohne das Qualitätsbild des Elitären zu beschwören, konzentriert die Aufmerksamkeit auf Beiträge erregender Diversifikation. In pluralistischen europäischen Konstellationen sind Erwartungsmaßstäbe derartig geisteswis-

senschaftlicher Kompetenz, die in multidisziplinären Kombinationen steigerungsfähig sind, im Widerstreit der Meinungen wichtig, weil sie anerkanntermaßen aufklärerische Reflexionen menschlicher Erfahrung und Geschichte wachhalten und befruchten. Um sich digitalen Vereinheitlichungstendenzen mit ihrer Innovationskraft erfolgreich zu widersetzen, behaupten sich im Diskurs beispielsweise die Geisteswissenschaften in Kooperation mit den Kultur- und Sozialwissenschaften. Wer den Verlockungen der unbegrenzten naturwissenschaftlichen Rationalität widersteht will, reagiert unabhängig von der ökonomischen Profitabilität und dem quantifizierbaren Nutzen oder sucht mehrsprachige Dialoge. Das schlägt sich alles nieder in der Wahl des Themas, der Themafragen, der Methoden und des Stils, um Wissenschaft und Öffentlichkeit in Publikationen auf sich aufmerksam zu machen. Zuversichtlich optimiert von der europäischen „Transformationsmaschine“ geht es jetzt in der Welt der Geisteswissenschaft um Erfahrungen, die der multidisziplinären Modalität extramentaler Wirklichkeit und den Interessen an der Interdisziplinarität sozialer Visionen zur helleren Leuchtkraft verhelfen.

Angenommen Geisteswissenschaftler russischer Universitäten würden kritische Wege, wenn sie es öffentlich dürften, mit ihren Projekten zur demokratischen Selbstkonstituierung unterstützen, dann hätte die Revolution wesentliche geistige Ziele erreicht, Menschen in Freiheit aus sozialer Abhängigkeit an Möglichkeiten gesellschaftlicher Innovation und demokratischer Selbstfindung heranzuführen. Viele Möglichkeiten sind denkbar:

1. Gelehrte Mitglieder russischer „Elfenbeintürme“ hätten durchaus die Gelegenheit, in der Gesellschaft auf Defizite durchgreifender bzw. durchgehender rationaler Modernisierung kritisch aufmerksam zu machen.
2. Die Studiobühne „Demokratie“ hätte experimentell in Russland noch viel Aufklärungsarbeit zu den performativen Sprachhandlungen „Bildung“, „Sprache“, „Wis-

senschaft“ und „Staat“ oder zum Durchbruch der kulturellen Kernfrage paradoxer, disparater wie „prekärer Strategien“ mit Selbsterkennungswert zu leisten.

3. Das Bild vom Menschen würde zwischen „Bürger“ und „Staat“ beispielsweise ein russisches „Framework“ besser darstellen können; dann würde das vornehmlich militärische Leitziele durch die „gelenkte Demokratie“ (russ. „upravljajemaja demokratija“) oder „von oben“ verfügte organisatorische, konsumtive und wirtschaftliche Zwecksetzungen aufdecken: Ähneln das widersprüchliche Bild mit regressiven Bezügen, die Umfragen der „Friedrich-Naumann-Stiftung“ vom 15. März 2018 zu individueller Freiheit, Staat und Gesellschaft in Russland ergeben haben, in überzeugender Weise innenpolitischen Aspekten postmoderner bzw. postmetaphysischer Dekonstruktion?

Auch die digitale Literaturwissenschaft in Russland ist methodologisch herausgefordert, weil die positivistisch akkumulierten Datenmengen den Forschern immerhin wie persönlich-inkommunikable „Berge“ erscheinen könnten. Aus dieser komplexen Sinnfrage erwächst ein sprachtheoretischer Modus der Sinn-suche, so dass dessen sprachliche Sinnfälligkeit den Menschen letztlich nicht deprimieren wird. Was aber ihm im Prozess digitaler „Verkarstung“ noch ungeklärt erscheint, wirkt zuweilen wie ein überzogener „geheimnisloser“ Objektfetischismus. Was ohne philologischen Reichtum und ohne die Fülle hermeneutischer Phantasie dem offenbarten Wort Gottes nicht mehr eigen wäre, wechselt von der sozialhistorischen, ideologiekritischen über die poststrukturalistische Interpretation in die literarisch-digitalisierte, neurokognitive Vereinheitlichung.

Dieser Bildungsprozess stereotyper Reduktion, der gedankenlos „reiner“ Verwertungslogik folgt, geschieht mithilfe neurologisch-apparativer Diagnostik, die Materialität, Verdinglichung, Messbarkeit, Verwertbarkeit, Verrechnung und Quantifizierung

wie eine rein epistemische Kognition strapaziert. Ihre Messwerte, die gewiss eine performativ-pilotierte „Transformation“, statistische Ausdrucksform oder standardisierte Lesart beschönigen, qualifizieren eine scheinbar spekulative „Reinheit“ der Binari-tät durch die bewusst-eingeschränkte, thematische Engführung: Neurokognitiv inspirierte Perspektiven, die das Gedächtnis und den Willen vom Geheimnis „entpflichten“, entlasten von der bewussten Rekonstruktion vergangener Aufzeichnungen, kanalisieren stattdessen binäre Hypothesen hochgradig verengter Theoretisierung oder die Stereotypisierung bis zur metasprachlichen Nivellierung bzw. Standardisierung.

Mainstreamisierung ist progressive Futurisierung: Wehlings „Theorism“ ist für ihre Denkweise als Gedankenexperiment a priori sicher, weil sie in ihrem hybrid-magischen Laboratorium mit ihrer Metaphorologie dem Verfahren jeglicher Transitorität gegenüber offen wäre. Wichtig wäre „heute das Interesse einer kulturwissenschaftlichen Epistemologie der Erforschung der Übergänge“, die Sinnbezüge zwischen Metapher und Begriff bereichern würden.^{277a} Ihre herrschaftslose Epistemologie, im Vernachlässigen des göttlich Unverfügbaren nur ein neurokognitives Gedankenexperiment, beglaubigt scheinbar eine wechselseitige Kopplung, deren Rückkonstruktion oder Umkehrbarkeit theoretisch „Neu-Perspektivierungen“ erleichtern würde: In ihrem „komplexen Arrangement wissenschaftlicher Praktiken“^{277b} wären dann „Experimentalsysteme“, die dem „Schreibverfahren“ eine Offenheit zwischen „Metaphorologie“ und „Metapher“ – vergleichbar einem „strukturellen[!] Analogon“ – ermöglichen würden. Daraus entstünde die „erlebnisartige Verschmelzung“ in einem „zugehörigen Repräsentationssystem“.

Im überlieferten Wort „Denken“ ist jedoch mehr als ein gelingendes Zusammenspiel zu verstehen, das interdisziplinär das neurokognitive Verfahren, allerdings in materialisierter Beschaffenheit, wie eine epistemisch-rationale „Verwirklichungsmaschine“ hervorbringen würde: Das wäre angesichts der sich permanent-entfremdenden Lebenssphären eher ein literarisch-

innovativer Sprachgebrauch, der in dieser Gespaltenheit der funktionalistischen Rationalität nicht nur den Einsatz relativistischer Kategorien, sondern summa summarum wie im Spiegel auch einen „Terror der Kontingenzenz“^{277c} bis hin zu einem Götter-, Modernisierungs- bzw. „Kontingenzenzchaos“ hervorrufen würde. Verschärft sich darin der Vorwurf verwirrender „Kulturlosigkeit“, dann verhärtet er im Prozess der Modernisierung die Mobilmachung der Konstrukteure, Modellierer und Ingenieure. Nicht alles ist in dieser gestörten Zwiesprache zwischen Mensch und Maschine mit der maschineorientierten Exekutive des „bloßen Verstandes“ zu entscheiden und zu steuern.

Aus dem Grunde ist das produktive Gespinnst „unreiner“ und vager Begriffe“ wie die der erkenntnistheoretischen „Metaphorizität und Metonymie“ nicht nur als „verschmelzende“ Einheitserfahrung diskussionswürdig, sondern auch als strikte Linienführung – auffallend liberal und zudem eine kühne Theorie neurokognitiver Einbettungskontexte – etwas Tiefes, das unausgesprochen nicht nur kulturell-komplementär korrekturbedürftig ist: Unter den Lebewesen ist der Mensch dasjenige selbstbestimmte „Tier“, das sich gegenüber allen anderen „Tieren“ primär für einen „frame finder“ halten würde. Wehlings naturalistisch-migrierender Frame, der den paradox-„geschwitchten“ Bürger ökonomisch als „Nutztier begreifbar machen“ will, korrespondiert mit einem patriarchalischen oder dem korporativen Denken ähnelnden biokognitiv-abstrakten Frame: „Der Staat als Bauer verfügt über die Bürger als Nutztiere“.²⁷⁸ Der auf den ersten Blick unauffällig-perfekte, metaphorologische „Gestalten-Switch“, der offensichtlich an den „frame finder“ Thomas S. Kuhn paradigmentheoretisch erinnert, stiftet zwar im praxistauglichen Bild eine selbsternannte Konsistenz, aber neurokognitive Rationalität ist die postmoderne Radikalitätsform anscheinend innerweltlicher Askese, in der ein „gemachter“ Staat wie ein überholter „Obrigkeitsstaat“ wiederaufleben würde.

Wehlings sprachliche Mitteilbarkeit „verarbeitet“ das kommunikative Muster erstens im irregulär-reduzierten Kompositionsprinzip, darunter sowohl die theoretisch-artifizielle Variante von „Bauer“ und „Bürger“ als auch die utopische Möglichkeit einer praktisch-materialisierten Anthropologie. Sie würden sich beispielsweise in der Kunst wie unausgesprochene Unsagbarkeitstopoi wiederholen. Unter dem systematischen Oberbegriff „Vieh“ würden zweitens Haus- und Nutztiere etymologisch mit dem selbstreferenziellen Wert von „Eigentum, Vermögen und Besitz“ kategorisiert. Drittens sind Kuhn'sche Paradigmen oder Wehlings „hirngerechte“ Betrachtungsweisen keine Stiftungen gesellschaftlicher Praxis, denn zum politischen Bewusstsein gehören Bürgerrechte und Aspekte der Freiheit. Immer wieder bedarf der interdisziplinäre Dialog auf der Studiobühne neuer Antriebe: Im gegebenen Fall ist das Unausweichliche scheinbar zutreffend „gedolmetscht“, denn „Nutztiere“ können im paradox-ignoranten Kollektiv wie „goldene Kälber“ auftreten. „Bauern“ würden in der Praxis dann regulativ reagieren, als würde die Wissenschaftstheorie die Gesellschaft in einer Art des anthropologisch-zoologischen „Menschenparks“ ermächtigen, in eigenwertiger Selbstbestimmung ihre Ordnung zu präsentieren.

Statt eines abstrahierenden staatsrechtlichen Vertragswerks, somit ohne einen individuellen Vermittler zwischen Gott und Mensch, soll die scheinbar wirklichkeitsnahe Funktionsherrschaft zwischen „Bauern“ und „Nutztieren“ eine epistemische Harmonie biogenetischer Lebensform vorspiegeln, um eine neurologisch begründete, scheinbar akzeptable Repressionsform zwischen Göttern, Herrschaft und „Knechtschaft“ bioökonomisch zu rechtfertigen: Ihre Freiwilligkeit, eine von reglementierender Juristenlogik „entspannte“ Lebensform, deren Sprache nicht nur zwischen „unreinen“ und vagen Begriffen“ oszilliert, würde „Bürgern“ neurokognitiv-objektiv „auferlegt“ oder neurokognitiv-diagnostisch „introjiziert“, weil das manipulativ wohlwollende „Bauern“ rechtfertigen würde. Damit würden die funktionalisierten Werte bzw. Zwecke nicht nur wie die

einer scheinbar menschlichen Autonomie erscheinen, sondern auch die introjizierte, neurokognitive Steuerung würde bewusst den „Naturzustand“ in objektivistisch-zivilisierte Abhängigkeitsverhältnisse performativ transformieren. Unabhängig von dieser Art und Weise einer epistemischen „Transformation“ bereitet sie in der Praxis objektiv-politische Bedingungen vor, um Herrschaft problemlos zu „optimieren“: Das Nutztier „Bürger“, allerdings in Übereinstimmung mit wissenschaftlichen „Innovationen“, würde scheinbar wie ein folgsamer Richter eigenen Glücks handeln, da er für die neurokognitiven Regeln des Introjektionsspiels empfänglich geworden wäre.

Wehlings Lobpreisungen der Kognitionsmaschine sind im Allgemeinen nichts anderes als Maschinensignale allmächtiger „Fake News“. In der rationalen wie psychologischen Aufgabenverteilung, einer biopolitisch-harmonisierenden Schema-Funktionalität von „Staat“ („Bauer“) und „Bürger“ („Nutztier“), herrscht allein das agrarökonomische Kalkül des Nennwerts, um „arbeitende Menschen“²⁷⁹ – in metonymischer Redefigur die „transformierte“ gleichmachende Aneignung von Subjekt und Objekt – mit dem täuschenden Vokabular und den marxistischen „Begriffen wie ‚Humanressourcen‘ und ‚Humankapital‘ vergegenständlichen“²⁸⁰ zu können. Folglich würden Menschen, denen es objektivistisch an echter eigener Innerlichkeit und Würde mangeln würde, auch eine Lebensgeschichte ohne Handlungsfreiheit ertragen. Max Weber erführe mit dem Denken seiner Gesamtschau eine binär-wiederholende Akzeptanz: Unter den rigiden Abhängigkeitszwängen von Kapitalismus und Rationalismus entstände das Verhängnis eines „stahlharten Gehäuses“, indem es Menschen zu „metaphorischen Ressourcen [!] und zu metaphorischem Kapital [!] machen“²⁸¹ würde. Was spricht zudem gegen Max Webers „stahlhartes Gehäuse“ oder gegen eine spekulative „Kognitionsmaschine“, die wahrheitslose Leistungsmenschen ohne echte Gefühls- und Seelenkräfte produziert?

Sprachmanipulantin Wehling ist um keine Begründung verlegen. Ihr „metaphorologisches“ Resultat, das die Subjektivität

personanalog völlig kraftlos macht, spiegeln statt der prekären Begriffe „Menschenressourcen“ oder „Menschenkapital“ zwei mischsprachlich-verwerfliche, scheinbar epistemisch-etikettierende oder populär-geldgierige „Transformationen“ in wahrnehmender Formung modern-entlarvender, oberflächlich-relativistischer Mainstreamisierung wider:

1. „In der Sprache [!] mögen wir [!] hier also noch Rücksicht [!] nehmen – oder Vorsicht üben [!], je nachdem, wie man die Welt eben sieht [!]“.²⁸²
2. Da die Termini „Humanressourcen“ und „Humankapital“ keine „menschlichen [!] Akteure“ als traditionelle Subjekte präsentieren würden, könnte das politische Framing auf „solche anstandshalber [!] gepflegten Ressourcen keine Rücksicht nehmen, wenn es gilt, die semantischen [!] Rollen zu verteilen. Und innerhalb dieser Frames sind arbeitende Menschen nun einmal schlichtweg Objekte [!]“.²⁸³

Reicht ein epistemologischer Kommentar ohne ethisches oder religiöses Sprechen aus oder genügt dem paradoxen Gedankenexperiment gegenüber allein eine gute Miene zum „anmaßenden“ Automatismus? Wilhelm Schmidt-Biggemann hat im Bereich empirischer Möglichkeiten vielleicht mit seiner philosophischen Immediat-Antwort recht, wenn er derartige Wertungen auf seine Art kommentiert: „Es gilt die simple Dialektik: Je mehr Erklärung, desto mehr Geheimnis“.^{283a}

„Frames“ sind in den Händen von politisch-populären Anwendern wie Wachs, beliebig formbar, konsensfähig, akzeptabel, lenksam oder sprachlich-manipulierbar. Sprache als Herrschaftsinstrument bedarf stilistisch stets der rhetorischen Gegenposition und geübten „Sprachsensibilität“, um das Wesen der Sprache, im historischen Gebrauch des Sprachlichen und ihrer immanenten Heilswirklichkeit – insbesondere im inhaltlichen Gebrauch der Verfügbarkeit – als gesellschaftlich-anfälliges

Phänomen zu verstehen. Wer instrumentalisierte „Tatsachen“ als „Fake News“ einer manipulativen bis wortbrüchigen „Bricolage“-Entstellung oder epistemologisch-gesteuerten Verzerrung durchschaut, Wortverdrehungen erkennt, achtsam auf Sprachreduktion und Scheinlogik reagiert oder Einsichten durch methodologische Zugriffe bzw. philologische Relationen absichert, der hat zum einen für die Sprache im Wert von gestifteten Sinnkonstitutionen sehr viel geleistet. Zum anderen werden Strategien scheinbar verbaler Ohnmacht entblößt, empirische Formen substanzloser Scheinverhältnisse aufgedeckt, Störungen sozialer Handlungsfähigkeit freigelegt oder Antworten in der Attitüde von Gewissheiten erschüttert.

Auch Erkenntnisziele der historischen Philologie, die ein strenger „*Philologue en recherche*“ interpretiert, müssen sich darum nicht nur erweitern, sondern auch in aller Offenheit auf neue Fragen reagieren, die einschätzend-präventiv und hilfreich Zukunft antizipieren sowie Potenziale historischer Anthropologie dem Lobpreis des Pragmatismus überantworten: Die Erziehung zur Selbstbestimmung, möglicherweise als personales Ganzes ein Theoriemodell der Selbstfindung, muss heranwachsende Menschen zur Meisterung ihres Lebens befähigen. Vielleicht hängt der Schwund allgemein akzeptierter Wertevorstellungen mit der Entfremdung des Menschen von Tradition und Geschichte zusammen.^{283b} Wer will schon „in einem Kartenhaus wohnen: man sucht das Sichere, das Wohlfundierte. Innerhalb dieser Sicherheit war eine wechselseitige Erhellung von Vergangenheit und Gegenwart möglich.“^{283c}

Rigorese bolschewistische und nationalsozialistische Gewaltverherrlichung und Machtausübung kannte keine verbindlichen Verhaltensweisen der Erinnerung, Verantwortung und Menschlichkeit. Im Gegenteil ging es um patriarchalische Unterwerfung, während im Nationalsozialismus die Einschmelzung gegenläufiger Traditionselemente folgerichtig alles bis zum voyeuristisch Banalen mischte, vermeintlich schöpferisch im Sonett „Auferstehung“ des NS-Propagandisten Gerhard Schumann (1911–1995)

verherrlichte und wie die politisch erhöhte Umwertung suggerierte, entstand eine Kultur der Bricolage: Sie stereotypisierte eine paramilitärische „Militanz“ völkischer Träume, in dem ihr gleichgeschaltetes Blendwerk adelte: „Ein Volk marschiert“, es eint die „Wucht des einen Willens“, „Sehnsucht, Leid und Tat glüht [!] sie zusammen“ und „die Frauen tragen stumm und stolz die Frucht“. Dagegen hatte der Bolschewismus mit der Vergangenheit radikal und total gebrochen: Die „Diktatur des Proletariats“ und der „Neue Mensch“ waren in der Gewaltpraxis die monströse Theorie und Methode für eine scheinbar „wahre“ Demokratie.

Die Frage, wie politische Macht beschaffen sein müsste, tangiert ein exzellentes Leitthema, das in seiner paradoxalen Vielfalt hier den thematischen Bogen völlig überspannen würde. Ein Ausblick sollte sich vielmehr darauf konzentrieren, selbst in kognitiven Bedeutungsaspekten auf sprachliche Gefahren und Verluste hinweisen zu dürfen und um der Menschlichkeit willen die Sensibilität der Sprache memorieren zu wollen: Die Rationalität auf wissenschaftlichen Forschungsfeldern darf nicht die Zukunft einer sprachlich-digitalen Monokultur sein. Wie gesagt weist die Begründung auf anthropologische Aspekte, auf ein Menschenbild, dem die populären Schlagworte – allerdings ohne vollständige Mitteilung von Absichten, Hoffnungen und Wünschen – nicht gerecht werden. Entscheidend ist im fremden Gegenüber sowohl die unantastbare Eigenheit als auch die Würde „Mensch“, die Begrifflichkeit und Semantik seiner Sprache, der Wert philologischer Differenzierungen im Umgang mit Wirklichkeit oder das kritische Reflektieren über Metasprachen, interdisziplinäre Transformationen, Identitäten und sprachliche Mischverhältnisse.

Thomas Mann lobte die „demokratische Formel“ einer „Philosophie für das Leben“, denn „jener hohe Pragmatismus, der den Geist, das Denken in ein Verhältnis der Verantwortlichkeit setzt zum Leben der Menschen, der Verantwortlichkeit für die Konsequenzen des Denkens für Leben und Wirklichkeit, ist etwas wesentlich Demokratisches“.^{283d} Lebensform „Demokratie“ ein Passepartout für verantwortungsvoll-gelungende Lebensbewälti-

gung? Viele Erfahrungen kommentieren verschiedene gegenwärtige gesellschaftliche Beiträge. Jenny Willner erörtert beispielsweise das komplexe Verhältnis von Literatur und Wissenschaft, meidet das Thema seiner Relativierung oder Widerlegung und demonstriert am Beispiel des Romanisten und Politikers Victor Klemperer (1881–1960), eines protestantischen Konvertiten jüdischen Glaubens, stattdessen die Unmöglichkeit des Philologen, sich auf die „hermetische Abgrenzung gegenüber dem Forschungsgegenstand“²⁸⁴ einlassen zu wollen. Die „Sprache des Dritten Reiches“ ist nicht nur das Beispiel einer Extremsituation, sondern auch mit dem Blick durch die „Lupe des Philologen“²⁸⁵ gleichsam ein menschenverachtender „Brennspiegel“. Mit seiner gesteigerten Erkenntnisfähigkeit, die „böse“ Paradoxien enthüllt, schärfe sich das Gespür für begriffliche Polarisierungen, um den wortbrüchigen Charakter „auszuheben“, das heißt den normierten „Bruch“ seiner zerstörten semantischen Grundfeste freizulegen: „Worte können sein wie winzige Arsendosen: sie werden unbemerkt verschluckt, sie scheinen keine Wirkung zu tun, und nach einiger Zeit ist die Giftwirkung doch da“.²⁸⁶

Die mythische Latenz des Monströsen, wie zeitweise der archetypisch-militante Männlichkeitswahn als das „Unsprachliche in der Sprache selbst“²⁸⁷, sei indes die kollektive Gewaltverherrlichung, die das menschliche Wesen mit seiner Eigenheit des Guten „entwalte“. Klemperers „Brennspiegel“ entlarvt schonungslos die maßlose Kultur-Barbarei: Der rassistische Zynismus dieser nationalsozialistischen Dekonstruktionsdiktatur pilotierte den Inhalt und wendete ihn zum Bösen, so dass sich im „Destruktionswort“ ein „zutiefst unsprachlicher Kern sprachlicher Gewalt“²⁸⁸ verdichtete. Die von der nationalsozialistischen Gewaltsprache provozierte personale Erschütterung entzog im kollektiven Unrechtsstaat jedem Widerstand den exzellenten Rechtsgrund, der damit die Eigenheit normativer Sprechakte „enthandelt“ hätte.²⁸⁹ Destruktivität „antwortete“ die Bedeutungen der „Letztbegründung“²⁹⁰, weil der human-semantische „Wortcharakter des Wortes“ außer Kraft gesetzt worden sei – alle

Konventionen hätten über den „Halt des Wissbaren“²⁹¹ hinaus ihren göttlichen Geheimnischarakter verloren. 2. Insbesondere die „fehlende Immunität des Philologen gegenüber seinem Gegenstand“²⁹² zum einen und die herkömmliche „Monarchie des Wortes“²⁹³ zum anderen hätten die Gewissheit unterstrichen, dass mit der „Einsicht in die Unmöglichkeit einer philologischen Metasprache“²⁹⁴ pausenlos die „Entwortung“²⁹⁵ aus der Begrenztheit gelöst worden wäre. Ein sinnwidriger barbarischer Wortcharakter hätte indes die Gewalt manifestiert, deren radikale Konsequenz der hilflosen Sprachlosigkeit in der Praxis entspräche und zugleich auf die Theoretisierung einer existenziellen Gesetzlosigkeit weisen würde.

Komparatistisch denkbar wäre einerseits – von der Frühen Neuzeit ausgehend – die Zuordnung einer vielfältigen Komplexität der Welt, deren langfristiger Übergang als „Musterbuch der Moderne“²⁹⁶ strategisch bestimmungsgemäß definiert würde. Das wäre andererseits eine trügerische Sicherheit, wenn das naturalistische „Erfolgsprodukt“ einer chromglänzenden Transformations- oder Modernisierungsmaschine einzig durch paradoxe „Sprachveränderungen“ erreichbar wäre:

1. Die vorentwerfende natürliche Metapher „Musterbuch“ und die naturalistisch reduzierte Metaphorologie „Laboratorium“ bzw. „Laborsprache“ ermöglichen prinzipiell, historisch wie formal-theoretisch asymmetrische Experimentierfelder methodischer „Zweisprachigkeit“: Im letzteren Wortsinn sicherlich die Repressionslizenz für die „Revolutionsmaschine“, die der diktatorischen und hyperradikalen Totalisierung von Staat, Recht und Autorität den destruktiven Prägestempel aufgedrückt hat.
2. Die in metaphorologische Denkart dominant übergegangene Versprachlichung wäre für Menschen der diktatorische Extremfall vorgreifender Gewalttätigkeit. Wenn diese auf die Inhärenz einer abschreckend-teufelischen Fratze passiv bis gleichgültig reagieren würde,

dann wäre das fatal, denn im Unrechtssystem wäre die durchgreifende „vergiftende“ Wirkung der Worte ein Tatbestand des Zivilisierungsbruchs.

3. Sprache ist generell für einen radikalen Missbrauch, der keine Schuldgefühle verursacht, erfahrungsgemäß geeignet: Erheblich aushöhlende und sprachliche Mischendenzen in den Demokratien der Moderne sorgen für Bedenken gegen die sinnverwirrende Zunahme der „Sprachvernutzung“ in Verbindung mit „Sprachverrohung“, „Sprachverdrehung“ oder paradoxalem Sprachgebrauch.
4. Im Volk immer wieder vorherrschende „verletzende Worte“²⁹⁷ wie Schmähungen, Beleidigungen oder Denunziationen, wurden in der Ständeordnung mittelalterlicher Straftatbestände verhandelt und seit dem 16. Jahrhundert „strafrechtlich“ geahndet: Dagegen ist der Glaube an das Gute für den Frommen keine messbare Größe, Funktion oder Nutzbarkeit. Während die Gemeinde jedem Frommen eine Anerkennung entgegenbrachte, wurden gottwidrige Verhaltensweisen mit Sanktionen belegt. So wie der „glaubwürdige“ Geltungsbereich und die Wirkmächtigkeit des „ganzen Menschen“ durch seine Persönlichkeit an Zeugniswert gewann, kollidierte sie im Wilhelminischen Zeitalter – beispielsweise im Ernstfall einer „Majestätsbeleidigung“ – mit dem Ordnungssystem, das in restaurativ-autoritärer Refeudalisierung reagierte: Die religiöse Symbolsprache „übersetzte“ das Verhältnis zur „Obrigkeit“, die noch in der weltlichen Ordnung unantastbar erschien.
5. Der Übergang zum 5. Punkt legitimiert Sprache im Gebrauch als Integral wirklichkeitsnaher Ursachen, weil die Mehrzahl der Menschen mit gesellschaftlichen Regeln, häufig missverstanden als der „allgemeine Wille“, soziokulturell konform geht. Was die überlieferten Wortfelder über Jahrhunderte im öffentlichen

Gebrauch der Sprache relativiert und „gebleicht“ hatten, schwächte und desorientierte die „abreibende“ Sprachvernutzung von Gedächtnis, Wort und Semantik. Modernisierungstheoretiker optimierten ihr Heil durch Wissbegierde, die sich für Anwender im Objektivismus und Konformismus entfaltete, indem sie sowohl die Innenperspektive als auch Eigenschaften eines „Sprachchamäleons“ ausgrenzten.

6. Zugleich unterschätzen Verfechter der Modernisierungstheorie und der „histoire totale“ angleichende paradoxe Sprachfertigkeiten, weil sie der Auffassung sind, dass ihre entwurzelten Konformität intellektualisierter Entzauberung epistemologisch ausreichen würde. Überzeugen Theoreme, die das Leid im Modernisierungschaos mit einer paradox-konformen oder paradox-wertneutralen Expressivität oder Mainstreamisierung prägen?
7. Die repressiv-theorielastige Kommandosprache Lenins und Stalins determinierte das „Extrem-Monopol“ der Revolution und „verdrehte“ performativ Prinzipien der Theorie – erst die durchgreifende „Brutalisierung“ zur Schaffung marxistisch-leninistischer „Produktionsverhältnisse“, die sogenannte sozialistische „Transformation“ pseudobiologischer Naturverhältnisse, garantierte den Sieg und „Fortschritt“ der Revolution.
8. Ihr Gelingen wurde zur Basis des leninistischen Synonyms für Stalins blutgetränkten Radikalsieg – zur voluntaristischen Welterschaffung des von der Paradoxie „befreiten“, dekonstruierten und umkämpften „Grotesken Guten“, des militant-aufgezwungenen, „(pseudo-) sakralen“ Topos „Fortschritt“ und dem visionär-expansiven Sprachmuster „Modernisierung“: Die rekonstruierte gebastelte Theologisierung und die sozialistischen Imperative „durchdrangen“ sich oder vermischten sich in metaphorologischen „Transformationen“ zur pathe-

tischen „Bricolage“. Zur synkretistischen „Verschmelzung“ gehörten Kompensationen ehemals metaphysischer Geborgenheit, als könnten sie den Menschen erwünschte mentale „Transformationen“ der Riten-Moralität sowie repräsentative Zeichen der Selbstvergewisserung durch die Pathetik der „Heldenaltäre“ und des „Gefallenenkults“ abverlangen.

Allein der „grausame“ Praxis-Gehorsam, der „Liquidatoren“ wie ein blutdürstiger „Neomythos der Revolution“ abverlangt wurde, radikalisierte zugleich die Codierung des „Neuen Menschen“. Allein die totale Negation herkömmlicher Schöpfungsprinzipien determinierte die „Konstruktionsmetaphorik“, die „schicksalhafte“ Destruktion der Wirklichkeit oder die scheinbar erlösende Liquidation der altrussischen Welt. Der Totalitätsanspruch der stalinistischen Extrem-Monopolisten, gewissermaßen eine pompös-avantgardistische „Quasi-Religiosität“ erzwang mit ihren militanten „Bricolage“-Imperativen einen paradoxal-naturwidrigen Zivilisierungsbruch. Wie seelenlose Instrumente vollstreckten ihre Schergen die staatlich angeordneten Verbrechen: Der organisatorisch abverlangte Tatwille performativer „Transformationsbefehle“ verwischte objektive Grenzen, insbesondere die zwischen Wahrheit, Kritik und Lüge – die aller Skrupel „entblößte“ Tat war subjektiv das unausweichbare Eine, die gegenwartsrelevante, scheinbar objektive Lehre das Andere: Nicht Worte allein, sondern die autoritäre Sprache „entwertete“, „antwortete“, „entwertete“ und „enthandelte“ offiziell die Gewalttätigkeit stalinistischer Vernichtung. Was danach gleichsam extremistisch hätte aufbrechen können, provoziert die „brennende“ wie bange Frage: Polariert jeder sprachliche Zwang, der die „Exerzitien der klassischen Weisheit als das meditative Konzept einer ‚Transformation [!] des Ichs‘“ mithilfe einer brutalen Teleologie „ausschaltet“, den atavistischen Rückfall in gesetzlose Imperative teuflischer Worte?²⁹⁸

Jaegers „Formelsinn“ dieser „Transformation“, die primär durch Pierre Hadots Ausführungen „legitimiert“ wird, vereinbart

nicht nur Goethes Natur- und Lebensform als Gleichnis des Ichs mit dem Kosmos, sondern übernimmt auch optimistisch Goethes Gesamtschau, die „charakteristisch [!] für die antike Seele [!]“ sei. Was würde sich davon dogmatisch sprachregelnd auf den nizänischen Trinitätsglauben übertragen? Gefordert ist keine massive Verständnislosigkeit, sondern eine „aufklärende“ Weltsicht.

Auf keinen Fall handelt es sich hier terminologisch um eine Geringfügigkeit, da die Inkompatibilität von „Transformation“ und „Metamorphose“ nicht nur eine Orientierungshilfe, sondern auch für die analytische Brauchbarkeit ein wichtiges Kriterium ist: „Christologie“ ist Wort-„Theo-logie“. Was Goethe mit dem inneren Reichtum und den Lehren der Weisheit gewinnen wollte, als er deren individuelle Begrenztheit der Gegenwart durch eine weisheitsvolle „meditatio“ einzuüben versuchte, begründete er exploratorisch mit dem experimentell-literarischen Idealfall des sogenannten „deutschen Hellenismus [!]“.^{298a} Würde aber antikes Denken, ein kaum „übertragbares Wissen“, nicht das „Wesen des Individuums“ existenzfähig, authentisch und paradox verunsichern? Im „rätselhaften Glaubensbekenntnis des Sokrates“, er wisse nur eines nämlich, dass er nichts wisse, erscheinen die „Grenzen der Sprache“ vielleicht wie Phänomene eines „pädagogischen Kunstgriffs“. Sie sind im Wesentlichen eine philosophisch-theologische Lebensnotwendigkeit, um mit Menschen in Freiheit überhaupt in Kontakt zu bleiben.

Dann könnte sich die von Goethe angewandte Maieutik aporetischen Wegen nähern, mit denen sein dialogisches Verständnis lebensnahe Probleme und verändernde Normen, die auch das Leben leiten, veranschaulichen. Das philosophische Problem ist dem theologischen nicht gleichwertig: Allein Christi Eigenheit ist Weisheit. Christsein wäre das innere Streben nach der einzigen Beziehung, die sich aus „Übung, neue Lebensweise, aktives Nachdenken und lebendiges Bewusstsein“ ergäbe. Goethes Erfahrung ist seine lebenskluge Selbstdeutung des Existenziellen. Das Leben, Goethes gelassenes Bejahen einer ständigen Metamorphose, verinnerlichte er kontemplativ im ewig-kosmo-

logischen Gesetz der „Metamorphose von Entstehen und Vergehen“ – mit diesem Gleichnis hatte er das „Ich in die Welt und in den Kosmos integriert“.^{298b} Platonisch war das zweifellos eine dem Menschen universell-inhärente, beeindruckende Idee, das Seiendes kosmologisch wahr ist: Die mit der antiken Metaphysik vermittelten Implikationen – wie die Ewigkeit der Welt und seine Determiniertheit – wurden kritikanfällig.

Disruptions-Militanz und „Big-Data-Religion“: „Methodischer Atheismus“ und „digitale Diktatur“

Der Beginn des 21. Jahrtausends ist ein Jahrhunderteinstieg von Grenzgängern unerhörter Frame-Konsense, Transformationen, Erschütterungen, Barbarisierungen, Verunsicherungen und Ängste, aber zugleich auch ein „Kessel Buntes“ kühnster komplexer, materieller Zukunftsmixes: Interdisziplinäre Grenzprobleme sind zudem Themen zukunftsorientierter Wissenschaftsfreiheit. Diese „Digital Humanities“ liefern Datenmuster und vereinheitlichen Übersetzungsprobleme ohne Strategien überzeugender Relevanz oder Ressourcen der Eindeutigkeit. Spannungen zwischen existenzieller Unbedingtheit, grenzenloser Machbarkeit und Mustererkennungen datenreligiöser Sprache kennzeichnen in der Moderne strukturelle „Überbrückungen“, eine Materialität mit dominanter Oberflächlichkeit, die gewissermaßen vom Gewohnten abweicht, aber exzentrische Dinge duldet, legitimiert bzw. gestaltet. Ihre anwendungsorientierten Produkte „überschwemmen“ den Markt in verschiedenen Transferversionen wie Erfolgsobjekte, als entsprächen sie wissensbasierten und praxistauglichen „Mischbatterien“ mit metaphorologischer Leistungskraft und demarkationistischen Transformationspotenzialen: Die szientifisch-ökonomische, hyperbolisch-identitäre oder digital-simulierte Methodik, die mithilfe ihrer Plastifizierungssprache zur „Großen Bewältigung“ beiträgt, würde dann die nachhaltige Riesenbaustelle mit dem Geltungsanspruch einer unersättlichen Transformationsindustrie regulieren.

Ihre scheinbar exzellente „Mustergültigkeit“ ist zutiefst eine wissenschaftliche und zugleich medienaffine Verfahrenssignatur, die im höchsten Maße manipulierbare und urteilsschwache

Massenmenschen durch ökonomische Markt-Euphorie steuert. Ihre Vorläufer begannen spätestens seit der Nachkriegszeit, die von 1945 bis in die Mitte der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts dauerte. Insbesondere die Geschichtswissenschaft löste eine Reflexion über das Abendland-Thema, den kulturellen Wissensstand und dessen Tragweite in der europäischen Tradition aus. Der rasante Durchbruch der Naturwissenschaften erweiterte grundlegende kulturelle Modernisierungskonflikte mit geisteswissenschaftlichen Dispositionen der Intellektualität, Exzentrizität, Relevanz und Kompetenz. Wird auf das sogenannte Elitäre, das den Geisteswissenschaften vorgeworfen wurde, verzichtet und nunmehr mit den Erfolgsprojekten der Naturwissenschaften profitabel verrechnet? Die Genom-Editierung kann heutzutage jedes wissenschaftlich-spezifiziertes Labor meistern: Hält das beispielsweise Wissenschaftler davon ab, im Streben nach einer gerechten und menschlichen Gesellschaft auf ethische Prinzipien zu verzichten? Die Rückkopplung mit den Medien ist keine Begründung, um das Elitäre herunterzuspielen und die Demokratisierung zu preisen.

Entgegen überlieferter göttlicher Absolutheit, Vollkommenheit und Einzigartigkeit wurden Sprache und Kultur zur methodisch-geschulten Regularität temporärer Berechenbarkeit, der „Umwertungen“, „Verschiebungen“, Synthesen und disziplinärer Innovationen. Primär überwog der privilegierte Teamgeist forscherschen Experimentierwillens, um die Konstitution fiktional-realer Wirklichkeit mit der Grenzenlosigkeit globaler Modell-Prioritäten als zukünftige metasprachliche bzw. exzentrische Mainstreamisierung zu simulieren: Eine grenzwertige „Materie“-Hybris ist einerseits die marktgängige Inszenierung digitaler Technologien durch universal-disruptive Visionäre. Andererseits berechtigt die Kritik an den allzu optimistischen Prognose-Experten, da zukünftig deren marktorientierten Generalisierungen und digital-sprachlichen Vereinheitlichungen durch den methodenimperialistischen Kulturalismus mehr Gewicht bekommen werden.

Bolschewisten waren nach Solschenizyns Ansicht ihrem demokratischen „Weltordnungsmodell“ gegenüber von Anfang an Wortverdreher, Manipulatoren oder Fälscher: Ihre öffentliche Strategie verfälschte die Revolutionsgeschichte in dem Maße, dass die disqualifizierende Geringschätzung der vermeintlich unbedeutenden Februarrevolution zum einen und der glorifizierende Triumph der angeblich welterschütternden Oktoberrevolution zum anderen den bolschewistischen Langzeiterfolg nach außen erst determinieren musste. Der knebelnde Sowjetstaat und die Parteivormundschaft „hüteten“ die Erfolgsgeschichte der sozialistischen Revolution, so dass bis Ende der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts hinein vereinzelte Dissidenten aus den Gruppen der intellektuellen Opposition Widersprüche um der Wahrheit willen vortrugen: Der „Sozialismus mit menschlichen Gesicht“ war die aussichtsreichste Bewegung und Roy Medvedev gehörte zu den Beispielen, die von westlichen Massenmedien ihre Unterstützung bekamen.^{298c}

Weder Zweifel und Kritik noch Fragen nach Schuld und Gericht erschütterten „selbstkritische“ Prinzipien und „verlogene“ Monopole der Selbstgewissheit in der Wissenschaft. Exemplarisch demonstriert Solschenizyns 1989 veröffentlichtes Buch „Das Rote Rad. Eine Erzählung in bestimmten Zeitausschnitten. Dritter Knoten, März Siebzehn. Zweiter Teil (23. Februar – 18.März)“^{298d} seinen künstlerischen Willen zur peniblen Montage von kleinteiligen Zeitungsinformationen, inhaltlichen Mitteilungen von Dokumenten und situativen Szenen von Filmbeiträgen. Er verzichtet zwar aus bekannten Gründen auf Archivmaterialien, aber nicht auf die akribische Überprüfung der Fakten und der Beweislage. Seine Fakten und „Fiktionen“ fegten alle laschen Vorbehalte hinweg, nicht aber die vergiftenden Paradoxien und „systematischen“ Verbrechen, die im Namen perfider Freiheit zum Bösen geschehen waren. Wer will schon behaupten, Geschichte vollziehe sich jenseits von Gut und Böse oder der Erfahrungsrealität von Tragödie und Furcht.

Solschenizyns zentrales Beweisverfahren ist der moralische „Ermittlungswert“ des Charakters auf dem Weg nach innen als seine eigenartige, approximativ-auktoriale „Sichtung“, indem er gleichsam wie ein „Suchdienst“ in seine Helden „eindringt“, sie zur Stellungnahme herausfordert und scheinbar „sprechen“ lässt, als würden sie sich selbst artikulieren. Das hält ihn nicht davon ab, seine Helden zugleich kritisch, aufmerksam und ironisch zu beobachten sowie über die Gedanken ihrer Hoffnungen, Zweifel und Intentionen mit den Mitteln der Wahrheitsermittlung nachzudenken bzw. zu richten. Solschenizyns methodologisches Bestreben ist optimistisch, erklärtermaßen nicht perfekt, sondern moralisch, funktional-aufbegehend, bisweilen „literarisch-fiktiv“, aber fruchtbar als ein „einleuchtendes“ Erkenntnispotenzial zwischen Literatur und Geschichte.^{298e} Ihn zeichnet vor allem aus, dass er das Gute vom Bösen – als Bedingung der Annahme von Schuld, die zur Erlösung führt – sowohl im Licht der Gebote Christi als auch in ihren realen Schwierigkeiten profilieren will: Davon zeugen in großer Zahl ausgewählte Figuren wie beispielsweise der Monarchist Vasily Vitajevič Šulgin (1878–1976), der Verfechter der konstitutionellen Monarchie Pavel Nikolaevič Miljukov oder der Sozialrevolutionär Aleksandr Fëdorovič Kerenskij.

Die russische Revolutionsgeschichte ist ein stadientheoretisch-gliederndes Fakten-Beispiel unter dem Sternenhimmel der Forschung, aber auch in ihrer sprachlichen Tauglichkeit ein wissenschaftlich wandelbares Transformationsobjekt der „unvollendeten“ Revolution. Ihre zentralistischen Modernisierungsstandards und diagnostischen Rationalisierungsfaktoren ermöglichen in der Forschung professionelle, technologische, evidenzbasierte und gesellschaftspolitische „Verschmelzungen“, „Umwandlungen“ und „Umwertungen“. Russlands andauernde „Revolution“, die einstmals eine „mittlere Rückständigkeit“ kennzeichnete, scheint in der Gegenwart offenkundig stilistisch und geistig-„unvollendet“ und mit sprachlichen Tendenzen der „globalen Revolution“ zu „verschmelzen“: Markante Kennzeichen einer möglichen Schadensbegrenzung wären die Aufwer-

tung der russischen Schriftsprache und der Elemente, die die russische Sprache mit den europäischen Sprachen verbinden. Schriftsteller Solschenizyn warb für die Wiederbelebung des russischen Wortschatzes, wandte sich gegen die hemmungslose Flut der „Wortneuschöpfungen“, die zunehmende Integration der Fremdwörter und die störenden Verformungen des Satzbaus.

Bereiten etwa die alten und neuen Weltmächte mit ihrer Informationstechnologie und Biotechnologie die Exzellenz einer zukunftssträchtigen „universellen Digitalität“ vor? Oder blockieren der aufkommende Protektionismus und der ausgrenzende Nationalismus die Universalität der modernen Wissenschaft mit ihren Laboratorien und Experimenten? Europa droht aufgrund gesetzlicher Regulierung den Anschluss an die weltweite Entwicklung zu verlieren. Die Evolution der biotechnologischen „Verschmelzung“ wird neue „Transformationen“ produzieren – auch Schaltkreise intelligenter „Software-Irrtümer“, bedrohlicher Nanobots, verheerender Hacker-Attacken, disruptiv-militanter Sabotage-Akte oder manipulativer Software-Viren, die wiederum künstlich-codierte Szenarien des Misserfolgs hervorbringen können.

Was überzeugt letztlich im russischen Jahrhundertthema „Revolution“, deren inhumane Gewalt-Stadien mit völkermörderischen Differenzierungen propagandistisch – wie „Ressourcen“ in Theorie und Praxis – durch sozialistische „Eisenbieger“-Konditionen gegen eine schamlos-verrohte Vermassung instrumentalisiert wurden? Postsowjetische, legal-maskierte „Diktaturen“ beachteten inzwischen die sich rasch verändernde Wirklichkeit. Die russische Demokratisierung ist zum einen nicht aufzuhalten, weil die „Big-Data-Religion“ zusammen mit dem wissenschaftlich-verordneten, „methodischen Atheismus“ erfolgreiche kritische Wege in die „Kultur als Ressource“ wahrscheinlich wachhalten wird. Dagegen erscheint Putins Zynismus, der den Russen zum anderen einen „genetischen Code“ antidemokratischer, unterwürfiger „Code-Mentalität“ unterstellt, bei aller Unsicherheit nicht Möglichkeiten eines visionären Erfolgs durch politikwissenschaftliche Transitionen verhindern können.

Putins Regeln der Ungewissheit verunsichern die Loyalisten der Macht- und Geld-Elite – sein Herrschaftssystem wirkt abschreckend und greift mit Erfolg in kooperative Vernetzungen reicher Familienstrukturen ein. Handlungsorientierte Transitionen osteuropäischer Regierungen und erwartungsunsichere Selbsttransformationen autoritärer Verhältnisse problematisieren zudem rechtsstaatliche Präferenzen und Interessen aller Akteure auf der Makro-, Meso- und Mikroebene.

Divergierende akteurszentrierte Interessen und kollektiv-unterschiedliche Ressourcenausstattungen sind Kausalfaktoren, die bekanntermaßen Verhandlungen und Kompromisse nicht nur erschweren. Da idealtypischen Transitionsmodi kaum Chancen einzuräumen wären, bleibt zu überlegen, inwieweit vielleicht latente Liberalisierungssphänomene einen transnationalen Beitrag liefern könnten. Theoretische und literarische „Umläufe“, „Übergänge“ und „Umwandlungen“ wirkten zum einen wie Belege konsolidierender Retrofiktionsgedanken, zum anderen wie eine praktisch-„revolvierende“ Gesetzmäßigkeit der Produktionsverhältnisse – im Widerspruch zu dieser gerät die zwangsläufige Entwicklung der Produktivkräfte durch „Umformung“ bzw. „Transformation“ in eine höherrangige „Identitätspolitik“ scheinbar sozialkapitaler Gerechtigkeit. Damit würde die dialektische Methode ein gesellschaftliches Entwicklungsgesetz in der Praxis realisieren.

Welche evolutionäre Tier-Mensch-„Umgestaltung“ hätte den scheinbar kulturellen „Zauber“ aufgrund der „Transformationsforschung“ dialektisch als Tatsache feststellen können, um die Gewalt- und Ideologiesprache der „Propagandamaschinerie“ mit ihrer „geschäftig“-temporären „Disruptions-Militanz“ kompetent, rational und strategisch zu begrenzen? Die im Bürgerkrieg entfachte avantgardistische „Mensch-Tier-Bestialität“ wurde in der sozialistisch-kaltblütigen „Säuberungsaktion“ im Namen Stalins mit seinem Vernichtungstypus „Stahlnatur“ in das (Pseudo-)Regulativ eines grässlichen Kults der Gewalt erhoben: Garantierte die barbarisch-metallische „Härte-Vorschrift“ jedwede gefügige

„Reinigung“, die angeblich vom „Schmelzbad“ totaler Selbstlosigkeit in das „Stahlbad“ entschlossener Opferbereitschaft wechselte?

Eine tiefe Verwurzelung der religiösen Demut und Leidensfähigkeit charakterisiert russische Menschen. Die ihnen zugeschriebene Frömmigkeit war eine mentale Leitlinie, dass die Religion der Rechtgläubigkeit im Widerstreit gesellschaftlicher Positionen sehr ernst genommen wurde. Im 18. Jahrhundert beeinflussten die petrinischen Reformen eine staatlich-praktische Akzeptanz, um sich im politischen Prozess zeitgemäßer Verschiebung nach Westen ihrem Primat der Nachhaltigkeit als Machtmittel, Zivilisation und Wissenschaft besser anzunähern. Ein Theoretiker des Terrorismus wie Pjotr Nikititsch Tkatschow (Pëtr Nikitič Tkačëv: 1844–1886) unterstellte dem russischen Volk einen aus der Tradition geschaffenen prädestinierten Sozialismus – kulturell vertraut wie ein kommunistischer Instinkt, der das Volk von dem in Westeuropa eingeschlagenen Weg unterscheiden würde. Unabhängig von retrospektiven und ahnungsvollen Einschätzungen ließe sich Weiteres konfrontativ oder therapeutisch durch gegenläufige Fragen zur kommunistischen Lösung wiederholen: „Wer hat uns verraten? Sozialdemokraten!“ Nein, ihre existenziellen Beziehungspunkte waren der Mensch, die Kultur und soziale Hoffnungen – kein Vergessen geistlicher Rede, um das Heilige boshaft zu „ent-stellen“.

Die traumatisierende Gefahr, die selbst der extremen babylonischen Sprachverwirrung eigen wäre, schließt das Gedächtnis der Toten nicht aus, im Gegenteil, sie sind erstens die Zeugen für „Ent-setztes“, das performativ „Ge-setztes“ blindlings zerstörte, zweitens für Entsetzlichkeiten, die im Tross extremer Gewaltpositionen mit dem nationalen Hass gegen „Volksschädlinge“, „Volksverräter“, „Volksfeinde“, Juden und religiöse Minoritäten oder „Renegaten“, „Doppelzüngler“, „Opportunisten“, „Mitmacher“ und „Überläufer“ durchgepeitscht wurden. Abwertende Bezeichnungen wie „Doppelzüngler“ erinnern zumindest begrifflich an sogenannte religiöse „Zungenspalter“ in den Religionskämpfen der Reformationszeit. Nationale Geisteswissen-

schaften wenden sich in modernen Demokratien präventiv gegen das absolute Diktat verletzender Worte und gegen befremdlich Gesetzloses, wenn in defizitären Bildern der Sprache das Böse „durchzubrechen“ scheint oder es im nationalen Rückfall zu kulturell-gestanzten Weltmacht-Mustern verbaler Ausgrenzung heißt: „Russland den Russen“.

Gottes inneres Wort ist in der Kulturgeschichte das lebendige Zeugnis der Menschen, das in der Sprache wortgemäß ihre unverfügbare Würde legitimierte. Unter modernen Wissensformen beansprucht das Glaubenswissen die Repräsentanz der unbedingten Würde Gottes: Soteriologisch ist diese ewige Gegenwart die Eigenheit der Wirklichkeit. In der lebendigen Demokratie ist weder die Reglementierung noch die Gängelung der Wissenschaften eine politische Gewohnheit. Was würde einerseits einer freiheitlichen Erfahrung, beispielsweise in der „Übersetzung“ eines gesellschaftlichen Kulturausgleichs oder einer wissenschaftspolitischen Diätologie widersprechen? Das Zusammenfinden etwa kritisch-denkenden Lesens und gelingender Übersetzung andererseits gleicht sprachlich einer gemeinsamen Wurzel oder liefert ein deutendes Sprachspiel metaphorischer Übertragungen, der narrativen „Verschiebungen“, der semantischen Transfers oder der psychologischen Sprachmuster von „Umstellungen“.

Geisteswissenschaftliches im literarischen Vollzug der Text- oder Lektüreerfahrung ist beiläufig ein Brennspiegel des Provozierens, Deutens, Erratens, Übersetzens und Scheiterns: Was Menschen antreibt, ist in ihrem Innern zuerst eine „gerechtfertigte“ Bestätigung, im Gespräch klärender Grenzfragen eine „brennende“ Vergegenwärtigung, möglicherweise eine ansteckende Glut nach Entschlüsselung, Enträtselung und Dechiffrierung des verzehrenden Brandes – im strengen inneren Wortsinn vielleicht ein affektives Sinnbild des „brennenden“ Geheimnisses.²⁹⁹ In eigener und institutioneller Endlichkeit erscheint Putin noch mutabel im Wechselspiel von oppositionellem Aufbegehren und billiger Staatsmacht oder in der Disparität opportunen Reagierens und zugreifender individueller Enteignung.

Vielleicht wird Putin repräsentativ begreifbar wie ein wissenschaftliches Revolutionsprodukt der Stadientheorie oder sprachregelnd konstitutiv wie ein öffentlicher „Frame finder“. Menschen spielen gern Gott – als funktional ernannte „Götter“ wecken sie zwar häufig den Eindruck einer Überlegenheit, deren „Instrumentale Intelligenz“ aber interdisziplinär-wissenschaftsgläubig vom „methodischen Atheismus“ über die „digitale Vernetzung“ sowie „Wahrscheinlichkeitsrechnung und „Mustererkennung [!] mit neuronalen Netzwerken“ bis zur angekündigten „digitalen Diktatur“ reichen würde: Entdeckten etwa die „Bauern und Arbeiter 1917“, dann später, als Stalin herrschte, dass „ihr Identitätskern eine komplexe Illusion ist, die von neuronalen Netzwerken geschaffen wurde“?^{299a} Dem „Muster“, das weder wiederholbar noch austauschbar ist, fehlt die Komplexität, die der Freiheit eigen ist.

Selbstdarsteller Putin handelt nach außen scheinbar wie ein „Kompensator“ und „Problemlöser“, als Mediator wäre er selbst der antreibende Ungeduldige in seinem „Laboratorium“ Russland: Experimentator Putin vereint in seiner Person Macht, Repräsentativität, Nationalismus, Performance und Disruption. Als souveräner Performer herrscht er über Staat und Politik und bedient die Klaviatur von Politik, Wissenschaft, Film, Literatur und Unterhaltung. Erfolgreich agiert er mit den Geheimdiensten und dem Militär in Übereinstimmung wie ein chamäleonartiger Machtstrategie, wie ein Protektor seines Patronagesystems oder wie ein Protagonist geschickter Selbstinszenierung, der in seiner gemäßigten und volkstümlichen Wandelbarkeit mal agiert als geschickter Wortspender, männlicher Poseur, religiöser Propagator, effektvoller Propagandist oder gnädiger Präsenteur. Putin verkörpert nicht nur theatralische Auftritte des „erlebenden Selbst“, sondern verkörpert auch scheinbar „transparente“ Phänomene eines gleichsam in sich stimmigen, erlebenden und „erinnernden Selbst“ – wie eine identitätsstiftende Figur, die im Strom eines szenisch-balladesken Geschehens nicht nur Höhepunkte manifestiert, sondern sie auch selbst durch funktionale Gewissheiten idolisieren soll.

Optionen würden beim besten Willen weder schädigende Täuschungen verhindern noch könnten sie ein scheinbar logisch-perfektes Modernisierungs- und Transformationsmodell rechtfertigen: Kompensatoren haben keine introspektive Lernkompetenz für Resilienz – die fiktionale Zukunftsgeschichte wird keine menschlichen Vermächtnisse, keine kognitiven Dissonanzen und kein verlockendes „Identitätsportfolio“ synthetisieren können, denn „der Geist“ ist im Zweifel in seinen Geheimnissen weder verstehbar noch erklärbar. In seinen vortäuschenden paradoxen Rollenwechseln will Putin einen machtvollen Eindruck ohne Selbstzweifel schinden, mal als vorbildliches „Identitätsmodell“, sportiver Judoka, erfolgreicher Angler, „reiner“ Naturmensch, frommer Politiker, flexibler Selbstdarsteller im „Frage-und-Antwort-Spiel der Journalisten“ oder ein disruptiver Machtpolitiker. Sein soziobiologisches Erscheinungsbild würde nach Hararis erstaunlich-entschiedener Option zweifellos die „Rückkehr [!] in die glorreiche [!] Zarenzeit“ anstreben.

Denkbar wären auch Putins Auftritte mit dem Repräsentanz-Frame einer „Utopischen Hofgemeinschaft“ zu rahmen – entweder mit einem neuen Narrativ für den „Staat“ als Reiter mit freiem Oberkörper oder im nachgeordneten Staatsauftrag für „Bauern“, die in Zeiten der Diktatur wie brutal-unterworfenen „Milliarden Nutztiere“ – wie Harari kritisch kommentiert – existiert hätten: Wissenschaftlich-mühsame und anspruchsvolle Rekonstruktionen sind aber keine Wunschgeschichten, als hätten sie nur den Nachweis der Mainstreamisierung zu bestätigen.

Auch wenn die politische Bevormundung Möglichkeiten persönlicher Entscheidungsfreiheit total konterkariert, kommentiert Experte Hararis selbstredende „Scheinheiligkeit“, Menschen und Tiere hätten wohl von Göttern ihre evolutionär-sozialen, spezifischen Moralkodices erhalten; denn deren manipulative Vermittlung hätte sie nicht nur in eine „selbstverstärkende mythologische Blase eingeschlossen“, sondern auch offenbar dazu beigetragen, dass „Menschen schon immer in einer Zeit des Postfaktischen“ gelebt hätten. Der Verzicht auf das „Postfakti-

sche“ wäre der fremdsteuernde Einstieg in die Hybridisierung des Informationsflusses: „Künstliche Intelligenz, Big-Data-Algorithmen und Bioengineering“ revolutionieren primär die „Big-Data-Religion“ zur „größeren Matrix“, weil „das Gehirn und das Ich Teil der Matrix sind, muss jemand, der der Matrix entkommen [!] will, sich selbst entkommen“. Die Theorie der Dinge scheint im Narrativen entweder literarisch zu Einsichten in die erlebte Rede zu befähigen oder könnte eine Plastizität konturieren, die in ihrer möglichen Präsenz von ihr wegführen würde.

Gottesfürchtig und in grenzwertig-bedrohlicher, persönlicher Leidenssituation schrieb Dietrich Bonhoeffer (1906–1945) 1944 in seinem Gedicht „Wer bin ich“ die selbstquälerischen Worte: „Wer bin ich? Der oder jener? Bin ich denn heute dieser und morgen ein anderer? Bin ich beides zugleich?“. Die seelische Unruhe des lyrischen Ich evoziert ein ordnendes Selbst, das über jeden Zweifel erhaben Bonhoeffers Selbstfindung zum existenziellen Urheber seiner Wirklichkeit erhöht: Reflektierte Ungewissheit vergewissert die Evidenz der nicht aufzulösenden Aussichtslosigkeit zur Eindeutigkeit. Welche Art von Identität determiniert dagegen eine Wechselhaftigkeit, deren sprachliche Repräsentation Zeiträume verschiedener Lebensphasen zu erkennen gibt? Oder handelt es sich um eine Logik, die sich in der Wirklichkeit natürlicher wie übernatürlicher Kriterien dem Sinnkreis rationaler Prinzipien entzieht?

Yuval Noah Harari argumentiert selbstgewiss auf der Grundlage seiner Theorie mit individuellen Identitätswechseln und insgeheim mit einem performativen Eskapismus, einer Wirklichkeits- oder Weltflucht, als würde dieses menschliche Heil zum einen die einzige Lebensstrategie einer „notwendige[n] Überlebenstechnik im 21. Jahrhundert“ sein. Zum anderen wäre das im Wesentlichen die Selbst-Prädikation einer scheinwirklichen bzw. möglichen Zukunft, um das Ich in eine künstliche Einheitswelt einzufügen. Insofern hätte sein Hinterfragen recht: „Nicht nur die Rationalität, auch die Individualität ist ein Mythos.“^{299b} Welcher Sinn der Worte liefert einen Schlüssel zum Verständ-

nis, wenn die Wahrnehmung nicht nur das Verhältnis zwischen Sprache und Anschauung variiert, sondern auch absichtlich mit ihm „spielt“? Sinn und Erinnerung markieren zuweilen Ordnungswidrigkeiten, weil dem „mythischen“ Sachbezug eigentlich die „wahren“ Merkmale der Bedeutung genommen worden sind.

Entsteht neuerdings in Moskau das Selbstbild eines neuen urbanen Lebensstils, das mit prächtigen Parklandschaften wie eine Apotheose des inszenierten Putinismus gefeiert wird. Erscheint Moskau wieder im Glanz einer neuen Zukunftsvision? Im weiteren Gedankengang sind Aspekte ebenso kritisch in den Blick zu nehmen, die zur Klärung gegen die Wirklichkeitsdeutung des israelischen Historikers Yuval Noah Harari herausfordern: Fehlt Putin wirklich eine „Weltanschauung“ bzw. eine „kohärente politische Ideologie“? Oder ist Russland – selbst aus einer prüfenden Perspektive betrachtet – „ideologisch bankrott“? Harari ist fest davon überzeugt, dass Russlands Öffentlichkeitsarbeit der Welt vorspielen würde, nicht nur „eine Demokratie zu sein“, sondern seine Führung würde auch behaupten, „den Werten des russischen Nationalismus und des orthodoxen Christentums und nicht denen der Oligarchie verpflichtet zu sein. Rechtsextremisten in Frankreich und Großbritannien mögen durchaus auf russische Unterstützung hoffen und ihre Bewunderung für Putin zum Ausdruck bringen, aber selbst ihre Wähler würden nicht in einem Land leben wollen, das tatsächlich das russische Modell nachahmt.“^{299c} Befindet sich Moskau im Wandel bildmächtiger Vermessenheit?

Geschichtslose „Transformationsprinzipien“, eine kunstsprachlich verschleierte Uniformierung der Identität und Subjektivierung, unterstützen ablenkende bis mobilmachende Strategien. Putins politische Hintergründigkeit kann eine historische „Dystopie“ (griech. „dys-“ – „schlecht“ u. „topos“ – „Ort“, „Stelle“) oder „Antiutopie“ explizieren, aber weder als introspektiv-psychologische noch als analytisch-immanente Vergegenwärtigung, weil die Temporalisierung politisch-literarischer Topoi – gleichsam normativ wie in der Antike – in undurchsichtigen Tiefenschichten der Seele wurzeln: Langfristig-begriffliche

Vernutzungen bis zu Umwertungen christlich-religiöser Sprache, das heißt die Relativierung ihrer „Logosmetaphysik“ oder Schöpfungssemantik, lassen sich freidenkerisch für oder gegen Menschen instrumentalisieren: Zukunftssicher wird das „Vorzeigemodell“ Moskau im Urteil russischer und ausländischer Beobachter die „Atmosphäre“ eines performativen „Renaturierungsmodells“ mit Flaniermeilen bekommen. Das geschieht gleichsam im Netzwerk eines Übergangs, mit dem jetzt die Transformation des „Laboratoriums“ in eine anheimelnd-arrangierte „Gefühligkeit“ pilotiert werden soll. Wäre die parkartig-futurische Mainstreamisierung gleichsam eine Licht-Dimension nationaler und ritueller Modalität?

Das Gleichnis von dem „Licht, das man nicht unter einen Scheffel stellen“ soll (Mt 5, 15; Mk 4, 21; Lk 13, 21), ist zum einen eine beliebte Veranschaulichung, die an verborgenes Wissen erinnert. Zum anderen darf sich kein Gläubiger eigenwillig anmaßen, seine „Gleichschaltung“ mit dem göttlichen Logos wie ein allseits verfügbares Dasein zu demonstrieren. In diesem doppelten Relevanzbezug ist Putin kein Bankrotteur, vielmehr ein gewiefter wandelbarer Identitätspolitiker, dessen Rolle und Russlands Ordnung sich stets aufeinander beziehen: Topoi können sich nicht nur verjüngen, sondern sie können auch heutzutage eine Persönlichkeit – wie im „Welttheater“ ideologischen Rollenspiels – als Schauspieler zu verschiedenen Identitäten befähigen.

Leidtragender ist beispielsweise der Theater-, Opern- und Filmregisseur Kyrill S. Serebrennikov (geb. 1969), der im Identitätsspiel mit seinen Modernisierungsinitiativen zwischen Staat und Kultur zurzeit die Aufmerksamkeit experimenteller Höhen und Tiefen erlebt. Als aktiver Kulturmanager steht er seit August 2017 in Moskau unter Hausarrest – „Platforma“ und „Vinzavod Modern Art Center“ werden vor Gericht der Veruntreuung öffentlicher Subventionen beschuldigt. Staatlicherseits ist derzeit jeglicher Experimentalität in der Kulturszene der Geldhahn zugedreht worden, dagegen sind Themen der Traditionalität und Nationalisierung im Auftrieb.

Mit Recht kann Russland auf eine reiche Sprach- und Theatertradition zurückblicken. Schriftsteller Solschenizyn schrieb 1969 in seinem Bändchen „Von der Verantwortung des Schriftstellers I“ in Anlehnung an den großen Lexikographen Vladimir Ivanovič Dal (1801–1872), der schon den Schwund des russischen Wortschatzes und verschiedener „Sprachkrankheiten“ beklagt hatte, zum Thema „Wortneuschöpfung“ einige Gedanken „Über die Russische Sprache“: „Wir können an uns selbst beobachten, daß wir uns mit einer geringen Zahl sich ständig wiederholender Wörter verständigen. Und so nimmt in diesem Zeitalter der Beschleunigung der mündliche Wortschatz der Gesellschaft (von technischen Termini abgesehen) die Form eines Keiles an, dessen Spitze in die Zukunft gerichtet ist. Das gibt Anlaß zur Besorgnis. Es müßte uns gelingen, den Keil so zu drehen, daß die Spitze nach rückwärts zeigt und daß er sich nach vorn immer mehr ausweitet“.

Die „revolutionäre Gesellschaft“, vor allem die der russischen und sowjetischen Anfangszeit von 1917 bis 1925, erlebte viele anarchisch-militante „Nutztier“-Zwänge, ideologische „Identitäts-Zumutungen“ und eine performative „Transformations-Brutalität“, die selbst als chaotische „Große Säuberung“ den Menschen seit 1993 im Sinne rekonstruierter Gegenwart weder persönlichen russischen Erfahrungen noch dem Gedächtnis unbedingt inhärent ist: Transformation, Transition und Identität sind zweifellos komplexe Phänomene der Beliebigkeit, denen als wissenschaftliche „Allerweltsworte“ semantische Prägungen typisch-„innerer“ Zustände einfach abzusprechen sind: Sie bezeichnen weder einen individuellen „Wandel von Form, Natur, Gestalt, Charakter, Stil oder Eigenschaften eines Phänomens“ noch kennzeichnen sie „ein klares Subjekt und Objekt“, es sei denn, das metasprachliche System wäre als künstliches „Subjekt“ so etwas wie ein anonymer Signalgeber.^{299d}

Der Volkskommissar für das Erziehungs- und Bildungswesen, der Philologe und Schriftsteller Anatolij Vasil'evič Lunačarskij (1875–1933), der 1917 von Lenin berufen und 1929 u. a. wegen seines Protestes gegen den Abriss der Kreml-Klöster von Stalin sei-

nes Amtes enthoben wurde, hatte ein Jahr nach der sogenannten Oktoberrevolution anlässlich der „Petrograder Pädagogischen Kurse“ einen Vortrag gegen das überlieferte Verständnis von Historikern zum Patriotismus und Nationalismus gehalten.³⁰⁰ Seiner Meinung nach habe der bolschewistische Geschichtsunterricht eine Leitlinie gemeinschaftlicher „Gleichzeitigkeit“ durchzusetzen, damit die Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse stets über die Referenz zum sozialistischen Internationalismus gesichert sei. Derartig pädagogische Einsichten würden dann im Brennpunkt gegenwärtiger Zeitlichkeit denkmögliche Zukunftserwartungen bündeln, intendieren und navigieren.

Lunačarskij gehörte zum Kreis von Lenins Intellektuellen in der Schweizer Zeit, repräsentierte den hochgebildeten Schöngeist und vertrat gegenüber der Literatur, dem Theater, den Künsten und der Musik einen erstaunlich aufgeschlossenen Standpunkt. In der Petrograder Zeit vor seinem Bildungs-kommissariat hatte sich spätestens seit Juli 1917 seine vermeintliche Position als „Mečrajoncy“, die scheinbar eine Gruppe von Männern zwischen den Parteifronten bildete, zugunsten der bolschewistischen Position verhärtet.³⁰¹ Bereits zwischen 1906 und 1916 hatte er das zeitorientierte Lesedrama „Faust und die Stadt“ (russ. „Faust i gorod“) geschrieben, das in gekürzter und veränderter Fassung 1918 publiziert wurde. Noch in den zwanziger Jahren wurde es in vielen Theatern, die den Erfolg proletarischen Fortschritts veranschaulichten, mit verhaltenem Erfolg aufgeführt.

Die Figur „Faust“ war in Russland nicht nur der im unbefriedigten Erkenntnisdrang mit sich ringende Intellektuelle, nicht allein der hartnäckig vorantreibende, teuflische Widerpart oder nicht der hemmungslose Erfolgsmensch, sondern auch dramaturgisch durch die sowjetische „Transformacija“ der literarischen Vorlage Lunačarskij's angepasst, verwandelt, umgewertet oder aktualisiert: Propagandistisch überwiegt die kollektiv-„identitätsstiftende“ Handlungsfigur in funktional-instrumentaler Formbarkeit, Adaption und Relevanz – das utopisch-transitorische Handlungsmuster reformulierte theatralische Erwartungs-

potenziale, die „Faust“ in den Status eines attraktiven „Vorkämpfer[s] des Sozialismus“³⁰² erhoben: „Faust“ symbolisierte das zukünftige hierarchische Leitbild „Held der Arbeit“ oder polytechnisch den obersten „Transformationsgott“, um mit ihm den Erfolg und die Schaffenskraft aller sowjetischen Ingenieure zu unterstreichen.

Am Anfang der Handlung ist „Faust“ ein gütig-autokratischer Herrscher, der nach einer geglückten Landgewinnung und der Gründung einer neuen Stadt, „Trotzburg“ genannt, einen visionär-optimistischen Sozialismus der Zukunft demonstriert. Mephisto charakterisiert den „Anwalt des feudalen Systems“, Faust dagegen ist der revolutionäre „Neue Mensch“, der als Prototyp der Avantgarde die Sowjetunion durch harmlos klingende, progressive „Modernisierungen“ oder „Transformationen“ vorantreiben will: Die Revolution ist eingebettet in ein sozialistisches Bricolage-Ereignis mit dynamischer Theatralik, die Mensch und Natur – naturalistisch-metallisch in der Mensch-Maschine-Einheit als Traktor oder „Dampfmaschine“ bzw. „Lokomotive“ – wie eine qualitativ verändernde Heilserwartung auf der Bühne erscheinen lässt. Als aufgeklärter, volksnaher und freiheitsliebender „Faust“ sollte er nach Lew Kopelews Meinung, einer Mischung aus Textkenntnis, Dramaturgie und Interpretation, im Drama sowohl mit der Stadt „Trotzburg [!]“ an den populären Trotzki erinnern als auch mithilfe der friedfertigen Figur des alten „Faust“ ein universales Argumentationsschema repräsentieren: „Faust“ wird zum ideologischen Instrument, als hätte er sein Werk primär „marxistisch“ verstanden.

Mit Lunašarskijs Geschenk der „eisernen Menschen“, dem „Maschinenwesen“, das mit der Hypostasierung menschlicher Arbeit die „eisernen“ Anstrengungen der Industriearbeiter verherrlichen sollte, habe der „Übermensch“ Faust dann auf seine Macht verzichtet: Mephisto hatte seine Macht verloren. Frei nach der Faustregel „das Kollektiv ist alles, der Teufel nichts“, bittet der imitativ-synthetische „Titan“ um Rückkehr in das Kollektiv. Auf diese selbstlos geläuterte Weise handelt er im Prozess

der sozialistischen „Transformacija“ befreit und einsichtsvoll wie ein „sowjetischer ‚Agitprop-Faust‘“. ³⁰³

Schließlich starb der literarisch-überglückliche „Bricolage-Faust“ mit den Worten: „Verweile, Augenblick des Glücks!“ Daraufhin habe Gabriel, der Wortführer der demokratisch-sozialistischen Bewegung, in einer Art messianischer Apotheose Fausts Fortleben und Vermächtnis zur eigenen sozialen Erlösung eines jeden „Neuen Menschen“ ausgerufen: „Faust lebt in allen! Er ist mit uns! Und er wird ewig sein!“ Der hier ideologisch-modernisierte, „sozialistische Theater-Realismus“ (russ. „sotsialisticheskij teatral'nyj realizm“) determinierte die sowjetische „Weissagung“ der Zukunft, die bereits nach den „Geburtswehen“ des Sowjetstaates die „schöpferische“ Tat im „Glanz“ der veranschlagten Generallinie verherrlichen sollte: „Gabriel“ ist der Erzengel, ein biblischer Bote, der in sich die Kraft, den Mann und den Held Gottes (Dan 8,16 u. 9, 21; Lk 1, 19 u. 1, 26) symbolisiert. Sozialistische „Götter“ bzw. „Boten“ verzichteten nicht auf die Gedächtnisspeicher biblisch-erlösender „Werte-Weissagungen“, deren „Offenbarungen“ mit propagandistisch-wertmäßiger Verpflichtungsaura wie eine willige Heilserwartung überreichlich „vernutzt“ wurden.

Manuel Bauer charakterisiert in seinem Buch abschließend den neologistisch-„geweissagten“ Konstruktivismus sozialistischer „Weltanschauung“, als würde er das kommentarlose Ergebnis einer ahistorischen Reihung mit Klimax determinieren: „In Weiterführung [!] und Überbietung [!] Goethes geht Fausts Tod über in die ultimative Utopie sozialistischer Gemeinschaft“. Mit Hilfe dieser geschichtslosen Produktion erscheint Stalin jetzt als der monströse „stählerne Faust“, der mit „eisernen Menschen“ wie ein unbarmherziger „Eisenbieger“, der staatssozialistische Armierungen bedient, metallisch-funktional umgeht. ³⁰⁴ Diese sozialistische Zukunft sollte eine verwissenschaftlichte, rationalisierte und damit ein planbares Entfaltungsgesetz der Theorie-Zukunft sein. In Hararis „Räderwerk der Industrie“ ist das standardisierte Diktat der Maschinen die moderne, präzise und

einheitliche Zukunft – im postreligiösen, säkularisierten Schein erzeugter Wertfreiheit entstand die zweite industrielle und mediale Religion: Die scheinbar professionell-imaginierte Integrität des „Neuen Menschen“ inthronisierte einen sozialistisch-disruptiven Extremismus, den Stalin rigoros mit dem Stanzbegriff „Kulturrevolution“ rahmte.

Im Europa allgemeiner Modernisierungsprozesse ist das Thema „Religion und Moderne“ nicht nur in vielen Kontexten vorhanden, sondern auch mit „Wenden“, „Brüchen“ und „Diskontinuitäten“ verwoben. Begriffshistorische Studien und insbesondere philologische Analysen politisch-religiöser Sprache, deren perspektivenreichen, motivischen und symbolhaften Bestände kein Kulturhistoriker oder Kulturwissenschaftler vernachlässigen dürfte, reflektieren, formulieren und sensibilisieren philologische Positionen gegen vereinfachende Konditionen der „Komplexitäts-Reduktion“. Der Erste Weltkrieg wurde im 20. Jahrhundert zur Total-Schablone moderner Kriege, zum Leidwesen der Friedensverträge und des Versagens traditioneller staatlicher „Transformationen“, die primär im europäischen Machttheater personelle Auftritte der Machtmenschen Lenin, Stalin und Hitler „im Großen“ oder „im Kleinen“ die postmodernen Konstruktions- und Denkfehler von Slobodan Milošević (1941–2006) auf der politischen Bühne demonstrierten. Das war im „Kern“ die disruptive Kraft weltanschaulicher Alleinherrscher, die selbstgewiss über Gott verfügte: In dieser Prägung ist der europäische „Kontingenzschock“ gleich einem „Tumor im Gedächtnis“, der sowohl die nationalsozialistische als auch die sowjetische Geschichte den Menschen gegenüber zur Rechenschaft und zum Gedenken verpflichtet.³⁰⁵

Hararis moderne realdiaagnostische Ritual-Fiktionalität wendet sich „an Menschen, die auf Identitätssuche gehen“ und dabei ernsthaft über sich selbst nachdenken. Der israelische Historiker beschränkt seine dialektische Aussage auf eine „entzauberte“ Religiosität, als wären die Menschen „nicht mit sich selbst identisch“. Erstens würden sie sich wie wundergläubige Kinder auf Schatz-

suche begeben. Zweitens würden sie nur finden, „was ihre Eltern zuvor für sie versteckt“ hätten. Drittens hätten aber schon Priester und Schamanen vor Jahrtausenden die „märchenhafte“ Antwort entdeckt: „Ein Ritual ist ein magischer Akt, der das Abstrakte konkret und das Fiktionale real macht. Der Wesenskern des Rituals ist der Zauberspruch ‚Hokuspokus, X ist Y‘“. Viertens hätte traditionell der Priester in der „alten Sprache von Religion, Recht und Geheimnissen“ seine „kühnen Vorstellungen“ verkündet: „Vor den erstaunten Augen der versammelten Bauern hielt der Priester ein Stück Brot hoch und rief aus: ‚Hoc est corpus meus‘ – ‚Dies ist mein Leib‘ –, und das Brot wurde angeblich zum Leib Christi“. Die einst des Lesens und Schreibens unkundigen Bauern in der katholischen Kirche hätten vermeintlich die Wandlungsworte „Hoc est corpus meus“ zu „Hokuspokus“³⁰⁶ verballhornt.

Die orthodoxe Kirche verbindet mit der katholischen und der evangelischen das „Nizäno-Konstantinopolitanum“, allerdings mit einer „übersetzten“ Modifizierung des „Filioque“ im Glaubensbekenntnis. Wenn es auch müßig ist, Hararis wissenschaftlich-oberflächliche bis journalistisch-verächtliche Interpretation, die insgesamt seine billig-werbende Simplifikation widerspiegelt, genauer zu untersuchen, soll zumindest Hararis populistischer „Trick“, der von allen Lesern zweifellos verstanden wird, in aller Kürze kommentiert werden. Harari grenzt die in der Sprache theologisch geoffenbarte, innere Sinnstiftung aus und argumentiert ausgehend vom öffentlichkeitswirksamen Standpunkt seiner säkular-wendigen, dialektischen Wirklichkeitsdeutung. Auf ihn bezogen sind „menschliche Erfindungen“ der literarischen „Märchen“ und die kindliche „Schatzsuche“ mit desakralisierten „Erzählungen“ die thesenhafte Grundlage, deren fiktionale „Geschichte“ den Sinn „kollektiver Institutionen“ stützen würde.

Harari argumentiert wie ein „selbstgeswichteter“ und „geprüfter“ Kirchen-Statiker: Dass die Kirche das wissentlich „von oben“ berechnete „Gewicht ihres Daches“ und die „Stärke ihrer Fundamente“ stabilisieren würde, wäre eine Aussage der „christlichen Erzählung“, denn gerade sie besäße die „schwächsten Grund-

pfeiler“. Allein das institutionelle Gewicht würde jedoch wie eine „überwältigende Macht nach unten“ drücken, um die „Geschichte stabil halten“ zu können. In dieser unversöhnbaren Offenheit entdeckt Harari offensichtlich die Dialektik als das Gegenteil einer Selbsterkenntnis, um sich der Wahrheit aus der Dialektik des „Dazwischen“, aus dem Gegenteil von Freiheit und Zwang, Glauben und Unglauben, Wissen und Unwissen oder Freude und Leid, vernünftig zu nähern: „Eigentliche“ Erfahrungen des Lebens, die oft zu einem anderen Handeln nötigen, konfrontieren nachdenkliche Menschen stets mit ihrem Gegenteil. Wessen „Tatsächlichkeit“ bestimmt nun die Logik des Wirklichen?

Fertigkeiten der Dialektik, die in der Wirklichkeit der Moderne gern mit konstruierten Wahrheiten und finalen Gesetzmäßigkeiten experimentieren, hatten seit der antiken Weisheit in einer langen Denktradition schließlich im 19. Jahrhundert marxistische Stadien ihrer Wahrheit entfaltet, denn sie konkretisierten, humanisierten und entwarfen im intellektuellen „Zwischen-Reich“ die selbstgewisse Thesen-Kunst des „Dazwischen-Stehens“ und „Dazwischen-Sehens“: Scheinbar biokognitive Expertensysteme handlungsorientierter materieller Forschungen würden „Fake“-Kategorien neurokognitiv-vernetzter „Verdrahtungen“ verschalten. Wäre nach Ansicht Hararis die „Geschichte tatsächlich falsch“, dann würde das „Zwischen-Reich“ für die „gesamte Welt, wie wir sie kennen, keinen Sinn“ haben: „Staatliche Gesetze, soziale Normen, wirtschaftliche Institutionen – sie könnten alle in sich zusammenfallen“.³⁰⁷ Aus dem dialektischen Spiel erwächst insofern eine alltägliche Technik, die scharfe Grenzen zwischen Subjekt und Objekt verwischt. Wer ist schon in Wirklichkeit „mit sich selbst identisch“? Eher ist es ein austariertes Gleichheitsprinzip von Kunst und Spiel – einerseits die Kunst, durch Überzeugung zu gewinnen, andererseits auch ein Spiel, durch Erfahrung nicht siegen zu müssen.

Was Hararis Differenzbewusstsein im religiösen Pluralismus nicht beachtet, ist zuallererst die in allen Dingen vorhandene ideale Präformation wie die Gottessohnschaft Jesu Christi, die

göttliche Trinität und die metaphysische Christologie der Kirchenlehre: Seine historische Begründung erscheint insofern authentisch und dennoch potenziell defizitär, sowohl sprachlich-semantisch als auch theologisch beurteilt. Denn die ontologische Tiefenwirkung zum ewigen Logos – vornehmlich für den vorbildlichen Ursprungscharakter der Gottesmetaphysik – wäre uneingeschränkt allein rechtfertigungstheologisch, aber nicht geschichtswissenschaftlich, literarisch oder dialektisch vertretbar. Darauf basierte die geoffenbarte Wirklichkeit kontinuierlich gleichbleibender, spiritueller „Übersetzung“ in Zeit und Raum. Ihre Ordnung erschuf die bildlich-metaphysische Sprache mit einem metaphorischen Naturherkommen, das ein Zusammenspiel von Worten legitimierte, in denen sich viele kleine Mythen gleichsam im Satzgefüge zu „Worte meldeten“.

Temporäre profane Veränderungen evozierten Menschen in ihrer Sprache, die sie in unterschiedlichen Perioden nicht nur in differenzierten Zusammenhängen, sondern auch in prädikativer Bestimmtheit als subjektiv-funktionale Prädikation semantisch „abgetönt“ mithilfe ihres Resonanzkörpers ausdrückten: Während Menschen langfristig in Raum und Zeit der sozialen Wirklichkeit gegenüber inhaltlich entsprechend dachten, sprachen, lebten, handelten, glaubten oder situativ, wirklichkeitsnah sowie opportunistisch reagierten, komplementierte und veränderte sich langsam der Wortschatz. Alles andere wäre wirklichkeitsfremd und dogmatisch, das heißt aber in der Moderne nicht, das die wissenschaftlich-zersplitterte, interdisziplinäre Einheit des Sprachgebrauchs so manche Fragwürdigkeit im Gedächtnisdienst und viele Leerstellen der Faktizität und Argumentation zu bewältigen vermag.

Vielfältige Entwicklungsstränge hatten sich 1927/28 in Russland stadientheoretisch zu einem Knoten geschürzt. Erstens radikalisierte Stalins Polizeiapparat ab 1927 einleitende Vorbereitungen zur „Zwangskollektivierung“ und „Zwangsindustrialisierung“. Am zehnten Jahrestag der „Oktoberrevolution“ proklamierte Generalsekretär Stalin seine zwei kardinalen, um-

wälzenden Entscheidungen. Eine „Staatliche Plankommission“ (russ. „Gosplan“) hatte für die Zeit von 1928 bis 1933 schnellstens einen „Fünfjahresplan“ auszuarbeiten. Zweitens wird in der älteren Forschung Stalins Regierungstätigkeit (1928–1953) für die Jahre von 1928 bis 1938 als ein Instrument brutalsten Zwangs der „Zweiten Revolution“ gekennzeichnet. Die Ziele wurden in absurder Rücksichtslosigkeit in Angriff genommen: Nicht überraschend begann 1932/1933 eine große Hungersnot – erst 1936 war die Zwangskollektivierung und Zwangsindustrialisierung „endgültig“ abgeschlossen.

Historiker sind der Auffassung, dass Stalin – so der dritte Aspekt – genauso wie Peter der Große allzu heftig dem „Lande die Sporen“ gegeben habe nach dem Sprichwort: „Scharfe Sporen machen willige Pferde“. Spornstreichs synthetisierte dieser Antrieb vor 1914 eine Bündelung, indem er die von „Westlern“ praktizierte modernisierende Wirtschaftspolitik zugleich – wie Hans von Rimscha zu dieser „Mischkultur [!]“ exemplarisch ausführte – mit vorpretinisch-moskowitischen Traditionen, slawophil-panslawistischen und asiatisch-tatarischen Herrschaftselementen zusammengefügt hätte.³⁰⁸ Viertens hatte Trotzki nach Lenins Tod im 21. Januar 1924 auf der XIII. Parteikonferenz desselben Monats den von Stalin drastisch-durchorganisierten, administrativen Partei- und Machtapparat kritisiert, in dem die vom ihm direkt abhängigen Funktionäre absolut hörig gewesen wären. Ein misstrauischer Typus wie der „Apparatschik“ Stalin, der aus ärmlichen Verhältnissen stammte, verkräftete in seiner Empfindlichkeit keine Geringschätzung, schon gar nicht eine parteiinterne, auch wenn sie nicht offen ausgesprochen wurde – das sollte Trotzki noch teuer zu stehen kommen: Nachdem der unantastbare „gute Lenin“ im Kriegskommunismus die Freiheit endgültig abgeschafft hatte, konnte auf diesem unentbehrlichen Fundament der „böse Stalin“ seine neue Legitimität bis zum monströsen Machtmonopol entfalten. Stalin war übrigens im Unterschied zu Lenin und Trotzki nicht in der Emigration gewesen – bis auf einen kurzen Aufenthalt 1913 in Wien kannte er das Ausland nicht.³⁰⁹

Fünftens kommentierte Trotzki in der Einleitung zu den „Lehren des Oktober“, die er im Spätsommer 1924 in seinen „Gesammelten Werke“ publizierte, dass Genossen der „Bolschewistischen Partei“ weder ihre eigene Geschichte kennen würden noch Bedingungen im Blick auf die Oktoberrevolution ausreichend reflektiert hätten. Namentlich griff er einzelne Bolschewiken an, denen er – Kopf und Kragen riskierend – wirklichkeitsfremdes Verhalten vorwarf, denn sie hätten 1917 beinahe den „revolutionären Moment“ verpasst und dadurch fast die Oktoberrevolution vereitelt. Viertens erinnerte er an Lenins „Untertauchen“, als er sich von August bei Anfang Oktober 1917 außerhalb Russlands in Helsinki aufgehalten habe. Mit einem Anflug von Chuzpe explizierte Trotzki seine eigene tragende Rolle, indem er, der von den Soldaten anerkannte Kriegskommissar, Lenin für sich in die Pflicht nahm: Nur mit seiner Hilfe habe Lenin sich im Oktober unter den Bolschewiken zur führenden Leitfigur erheben können, denn die „Bolschewistische Partei“ habe sich vor und nach der Oktoberrevolution in einer Dauerkrise befunden, die bis 1920 angedauert habe.

Sechstens machte er das Scheitern der europäischen Revolutionen seinen Parteigenossen zum Vorwurf. Sie würden daran beträchtliche Schuld tragen, weil sie nicht in der Lage gewesen wären, ihre westeuropäischen Genossen richtig auf den erfolgreichen Kampf einzustellen. Trotzkijs Begründung traf kein weiches höriges Herz, als er seinen Genossen vorwarf, sie hätten kaum ihre eigene Revolution verstanden. Das löste Unruhe und heftigen Widerspruch aus, so dass Trotzkijs Polemik ihn fortan in seiner Partei und in der Position als Internationalist isolierte: Seine Theorie der „Permanenten Revolution“ oder des „Proletarischen Internationalismus“ polarisierte seine Position gegenüber Stalin, der die These vom „Sozialismus in einem Lande“ auf seine Fahnen geschrieben hatte.³¹⁰ Die bisher verdeckt-schwelende Rivalität war nicht mehr zu steuern, damit trat der Kampf in eine neue Phase.

„Revolutionen sind die Lokomotiven der Geschichte“ hieß es einleitend – die Revolutionäre Lenin und Trotzki hatten seit

1917 in Russland als Lokomotivführer und Heizer oder auch umgekehrt – jedenfalls nicht wie „Schlafwandler“ – ihre Positionen behauptet. „Schlafwandlerische“ Verhaltensweisen wären zum Scheitern verurteilte Momentaufnahmen gewesen, denn die Signatur des Geschichtlichen verpflichtete sie auf dem Höhepunkt des interpersonalen Konflikts zum Handeln: Die Gegensätze zwischen Stalin und Trotzki lagen klar auf der Hand. Während Lenin seinen „Kampfgefährten“ Trotzki mit einer Mischung aus impulsiver Tatkraft, Ehrgeiz, Wendigkeit und Intellektualität charakterisiert hatte, bescheinigte Trotzki seinem Gegner Stalin allenfalls eine politische Mediokrität, die jedoch mehr einer Unterschätzung gleichkam. Die Reaktion ließ nicht auf sich warten: Sukzessiv drängte Stalin seinen Rivalen Trotzki 1925 aus den Regierungssämtern und 1926/27 aus den Parteiämtern.³¹¹

Im Jahr 1928 wurde Trotzki nach Kasachstan verbannt und 1929 exiliert. Der türkische Staat unter Mustafa Kemal Pascha (1881–1938), seit 1934 mit dem Nachnamen Atatürk, gewährte ihm seit 1929 politisches Asyl. „Stahlhart“ steigerte Stalin das absolute Identitätsbild vom Lokomotivführer und Heizer ins Wahnsinnige, indem er seinem Kreis der Partei-Hörigen gegenüber den Untergang der humanistischen Welt endgültig „perfekionierte“ – einzig mit Stalins „Lokomotive“ verschmilzt das Metallische mit dem Menschlichen zu einer unheimlichen absurden Wirklichkeit: Ihre erschütternden Einzelheiten dokumentieren eine Massentragödie, in deren Katastrophe das historische Schicksal einzelner Menschen in momentaner kollektiver Gleichzeitigkeit regelrecht „verheizt“ wurde.

Inzwischen hatte sich Stalin gegen Lunačarskij entschieden, denn dieser wurde 1929 von seinem Amt abgelöst. Zum Botschafter in Spanien ernannt, verstarb Lunačarskij 1933 plötzlich während der Reise nach Madrid. Nicht überraschend – so scheint es – hatten westeuropäische Literaturbezüge, die den scheinbar „urheroischen“ Modernisierer „Faust“ glorifizierten, als Leitfigur auf den Autokraten Stalin überhaupt keine Impulse ausgelöst. Stalin dachte nicht in literarischen Bildern, für ihn war

der „Neue Mensch“ der wichtige „Ingenieur“. In machtbeseßener Konsequenz herrschte fortan seine skrupellose Rigorosität exklusive. Der Diktator brachte mit seiner Machtfülle nun seine erprobten Waffen in Stellung. Stalins unverkennbar „stählerne Monstrosität“ beherrschte, überwachte und reglementierte nunmehr alle Lebensbereiche, darunter die Parteiverhältnisse. Im Verlauf der 30er Jahre löschte er auch die Intelligencija, die beispielsweise der bolschewistischen Machtergreifung dienlich gewesen war, bis auf wenige aus.

Die historische Retrospektion ist im Prinzip keine Retrofektion: Schon in der Zeit von November 1917 bis 1923 versuchte Lunačarskij den radikalen Kurswechsel und die erziehungspolitische Neuordnung, um im polytechnischen Bereich die Integration von Schule und Produktion einzuleiten. Marxistisch-leninistische Zielsetzungen, wie die politisch-ökonomischen, wissenschaftlich-technischen und technologischen Grundlagen, sollten mithilfe der sozialistischen Produktion vorangetrieben werden: Erstens müsse im Unterricht die Ablehnung der sowohl kontinuierlich-nachahmenden Veranschaulichung im Sinne patriotischer Moral als auch das Nationalgefühl durch Einüben guter Vorbilder rigoros abgeschafft werden. Zweitens zeigten ihm die krisengeschüttelten Umstände der „Pädagogischen Tage“, dass diskontinuierlich-konsequente Maßnahmen zur Einführung eines methodischen Elementarbildung und geregelten Unterrichtswesens sowie des Geschichtsunterrichts noch Zeit brauchten. Drittens entstanden erst 1922 mit der staatlichen Umformung Russlands in die „Sowjetunion“ verstärkte Ansätze zum Schulzwang, die dem polytechnischen Tatsachenwissen zu mehr Auftrieb verhelfen sollten.

Viertens ähnelten viele Initiativen der Improvisation und einer verzweifelten Suche nach Überbrückungshilfen. Sie signalisierten den Sowjetfunktionären zunächst wenig Erfolg, um im völlig zerstörten Land mit durchgreifenden Maßnahmen des „Sowjetpatriotismus“ rasch aufzutumpfen zu können. Fünftens reagierte Stalin nach Lunačarskij's Entlassung im Jahr

1929 – wahrscheinlich das Ergebnis einer nicht überraschenden „Sollbruchstelle“ – mit brutal durchgreifenden Maßnahmen. Polytechnische Erfolgswege wurden durch radikale Erziehungsmaxime des „Sowjetpatriotismus“ vorangetrieben und mit gewaltvoller Kraft umgesetzt. Im Gesamtergebnis trugen sie nicht nur zur systematischen Verbreitung von Stalins Personenkult mit Propagandazielen „heimatverbundener“ Sowjezität bei, sondern sie fundamentierten auch den Doktrinarismus der sowjetischen Wirklichkeits- und Geschichtsklitterung.

Lunačarskij hatte bereits in einem 1924 erschienenen Sammelband theatertheoretischer Arbeiten unter dem Titel „Theater und Revolution“ (russ. „Teatr i Revoljucija“) der sowjetischen Bildungspolitik nahegelegt, im Unterschied zu den „Linken“ der Bilderstürmerei jeden radikalen Bruch mit den Traditionen der Vergangenheit zu vermeiden. Ihn erschütterten im Höchstmaß die Massen des Analphabetentums, weil etwa zwei Drittel der ländlichen Bevölkerung mit der Erörterung politischer und gesellschaftlicher Fragestellungen völlig überfordert gewesen wären. Lunačarskij hatte den ungemein schwierigen Gestaltungs- und Erziehungsauftrag, Menschen nicht nur die irrsinnige Komplexität zwischen den exzessiven Visionen revolutionärer „Transformacija“ und den utopischen Eigenwerten sozialistischer Mobilisierung gewissenlos und ohne Rücksicht auf „anästhetische“ Mittel „überzustülpen“, sondern auch propagandistisch, zukunftsicher und rücksichtslos „einzuhämmern“. Volkskommissar Lunačarskij hegte große Bedenken, diese „stählerne“ Generallinie erfolgreich zu vollstrecken: Allein ein dem kulturellen Erbe vergleichbarer Ideen- und Formenreichtum, der erst dem Proletariat hätte erschlossen werden müssen, wäre seiner Meinung nach in der Lage gewesen, in durchgreifender Parteilichkeit nicht nur die Revolution in ihrer glorifizierten Einzigartigkeit, Größe und Vielfalt widerzuspiegeln, sondern auch den an kulturellen Vorbildern geschulten Hunger nach Bildung befriedigen zu können.

Eine derartig zwiespältige Entschlossenheit behinderte in den Augen dogmatischer Genossen jedweden feurigen Tatendrang,

denn ein paradoxaler Gehorsamszwang, der die „Modernisierung“ bedingungslos ausführen sollte, prädiszierte zwei Seiten einer Medaille, nämlich die eines systemtheoretischen Transformationspotenzials – ideologisch sowohl die totale Unterwerfung als auch die Börsartigkeit, hemmungslos das „groteske Gute“ bis zur infernalisch-fixierten Homogenisierung auf das Schärfste zu mobilisieren. Propagandistische Sprachregler manipulierten die Sowjetbürger und suggerierten der Öffentlichkeit einen „erlösenden“ Personenkult, dessen absurde Demagogie die Wiederbelebung des russischen Patriotismus bezwecken sollte: Die machtpsychologische Sprachpolitik war zum einen eine schillernde Phraseologie der sowjetischen „Weltanschauung“, zum anderen eine „effizient-integrierende“ Menschenführung durch untertänig-nachahmende Sprachlenkung.

Im Dezember 1930 tönnte Stalin im manipulativen Propagandastil selbstgewiss in seinem Brief an den Dichter Demjan Bednyj (1883–1945), die Arbeiter aller Länder würden voller Hoffnung auf die Sowjetunion als ihr einziges Vaterland blicken.³¹² Im Verlauf der „langen Revolution“, in dem ein experimenteller Labor-Mechanismus die gehorsame Militanz von naturalistisch-fügsamen „Durchschnittsmenschen“ missbrauchte, war Stalins Suggestion wie eine Seifenblase zerplatzt: Der Kollektivismus gesetzloser Theorie war der grobschlächtigste Teufelspakt in prädisponierender Gestalt. Als prototypische Macht des Faktischen produzierte sie einen dumpfen Utopismus hybrid-militanter Sachzwänge – ihm folgte das abstrakte Verständnis durch die radikale Suspension des Wirklichen. Ihr Verlust zwingt zur Disqualifikation: Literarisch-erschließende und methodisch-tragfähige Unterscheidungsmerkmale widerstehen konsequent einem ideologisch enthemmten Schein-Dasein.

Thomas Manns Werk „Doktor Faustus“, das 1947 veröffentlicht wurde, ist von einer überpersönlichen und geistig-formalen Geschlossenheit. Thematisch verkörpert es sowohl die säkularisierte Symbolfigur des abendländischen Menschen als auch den europäischen Kulturschock wie in einem Zerrspiegel dämoni-

scher Kräfte. Diese Renaissance des Monströsen parodiert die Kulturkrise, indem der Intellektuelle über das Zerstörerische kulturell reflektiert. Dialektisch droht das „sacrificium intellectus“ gemäß einer dekadenten bzw. krankhaften Destruktion der Vernunft. Allein die Missachtung humanen Maßes problematisiert entweder die steigende Zivilisationsvariante unpersönlicher „Aufladung“ oder fixiert die ausgeprägte Affinität zur superioren Wahnbildung. Einzig die wissenschaftliche Analyse vermag eine entlarvende Revision bis zur ideologiekritischen „Entladung“ voranzutreiben.^{312a}

Was bleibt am Schluss zur extremistischen sowjetischen Revolutionsmaschine im Zusammenspiel mit der „heilbringenden“ sozialistischen Synthetisierungsmaschine noch zu ergänzen oder aus gegenwärtiger Sicht eventuell ethisch anzumerken? In der Beschleunigungsgesellschaft warten heute alle auf „schnelle“ bzw. intelligente Immediat-Antworten, um auf scheinbar „abgesicherte“ Herausforderungen im Verbund von Interessen und Desinteressen, Innovationen und Deformationen, Kontaminationen und Dekontaminationen oder Konstruktionen und Dekonstruktionen geflissentlich reagieren zu können. Moralische Demonstrationshaltungen garantieren keine leitkulturellen Triumphe, weil die zweifelhafte Mehrdeutigkeit der Identitätspolitik grundsätzlich kontroverse Gruppenentscheidungen legitimiert: Disparates erzeugt jederzeit gefährliche Spannungsfelder multifunktionaler Zwecke, deren jeweils starken Identitäten argumentative Eindeutigkeiten, polare Gegenpositionen, streitbare Aneignungen, geflissentliche Anerkennungen, humane Gefahren oder friedlose Feindbilder zugeordnet sind. Insgeheim verbirgt sich hinter jeder aufdringlich-wirkenden Wiederholung nicht selten eine eigensinnige Bewusstheit: Bewusstwerdende „Identität und Identitätspolitik“ (amerikanisch *identity and identity politics*) radikalisiert in Wirklichkeit eine permanente Transitionspolitik – systemisch eine „transformative“ Wandelbarkeit, die vorübergehend von einer „Geschichtsmaschine“ mit leicht verwischenden Linien im Sand gebildet wird.³¹³

Soziologe Max Weber reflektierte schon vor über hundert Jahren, dass ausschließlich rationales Theoriehandeln innere Konflikte menschlich-tragischer Entscheidungen weder abwenden noch ersetzen könnte. Im Gegenteil erkannte er in der sogenannten „Entzauberung der Welt“, den Folgen der Transformationsmaschine und dem Prozess der Entsolidarisierung des gemeinschaftlichen Ordnungsgefüges, zutiefst die Tragik, Irrationalität, Verführbarkeit und Wirksamkeit wachsender zwischenmenschlicher Gewaltkonflikte. Ebenso hätten ihn schon gar nicht die bolschewistischen Neomythen und faschistischen „Verzauberungen“ politischer Propagandisten überzeugt, weil er aus der Kulturgeschichte und auf der Grundlage seiner Erkenntnisse platonischer Ontologie schlussfolgerte, dass der ewige Zwiespalt im Menschen ihn von keiner Fessel „normativer“ Entscheidung befreien würde.

Das dritte weltweite Stadium mikroelektronischer Revolution begann seit Mitte der 80er Jahre des 20. Jahrhunderts. Computer und Digitalisierung thematisieren im 21. Jahrhundert intelligente Zukunftsprojekte, die narrative Möglichkeiten einer zukunftsreichen „Erfindung“ verschriftlichen: Kommentare literarischer, neurologischer oder wissenschaftlicher Bedenkenträger problematisieren sie von einer soziobiologischen „Zukunftsichtung“ in ein Labor neurologisch diagnostizierter „Zukunftsprognose“, als wäre der forschende Geist einer „Zukunftssicherung“ das direkte Ergebnis des Gehirns. Diese totale „Mensch-Maschine-Vernetzung“, bekannt als „Industrie. 4.0“, scheint mit ihrem „Designvertrauen“, den „Mechanismen der Ungewissheitsabsorption“ und der „Vernetzung von Mensch, Umwelt, Technik und Gesellschaft“ endgültig und unaufhaltsam die Welt zu erobern.^{31,3a} Die scheinbar sinnstiftende Einsicht in Prozesse unangemessener Wortschöpfungen formiert Orientierungsfunktionen einer extrem kulturellen Gemengelage, allerdings ohne die Vision einer hellsichtigen Vermischung von Theorie und Geschichte: Der experimentelle Hintergrund ist kein punktueller Ersatz, schon gar nicht eine Momentaufnahme für eine adäquate

Begriffsbildung, denn soziale Erfahrung ist viel mehr die Eigenheit menschlicher Klugheit als nur der Ausweis eines Bildungsstands.

Als Generalist und Spezialist in einer Person ist der moderne Mensch nicht nur talentiert, sondern gegebenenfalls auch äußerst zweiflerisch. So legitimiert das Denken über Macht zugleich das Nachdenken über Gott – in dieser Differenz gründet moralisch die entscheidende Sinnfrage nach dem Gemeinsamen von Macht und Heiligem, für die – wiederum nach Max Weber – die Sprache und Kultur ihren traditionellen Beitrag binarisch leistete: „Je nach der letzten Stellungnahme ist für den Einzelnen das eine der Teufel und das andere der Gott, und der Einzelne hat sich zu entscheiden, welches *für ihn* der Gott und welches der Teufel ist“.³¹⁴ Nicht immer ist dieser idiosynkratische Spielraum für die persönliche Eigenheit und Zuversicht zweifelsfrei sicher, weil die Offenbarung im geglaubten menschlichen Vollzug keine Ausführung vollständiger Wahrheit mit Garantieanspruch erheben kann. Denn das Geheimnis ist stets dem Wesensbereich der Offenbarung inhärent, da die offenbarte Aura im Anruf Gottes unsichtbar die Beziehung zum Menschen „ordnet“, so dass ihm in der Symphonie „von außen“ nicht-eigenes Heil geschenkt wird: Offenbarung und religiöse Vernunft – wesentlich in systematischer Gestaltbarkeit – sind trinitätstheologisch in der Wahrheit Gottes versöhnt.

Nach über hundert Jahren beschleunigt sich in der multi- und interdisziplinären Wissenschaft des 21. Jahrhunderts der „Mainstream“. Alles ist demonstrativ im „Fluss“ – die „fließende“ Überlagerung von Alltagssprache und Metasprache zum einen oder die performativen Transformationen von theoretischem Erfolg und ursprünglicher Wortanwendung zum anderen vermischen, verabsolutieren und intensivieren vernetzte Arten naturalistischen „Verstehens“. „Hoffnung“ stärkt Menschen in der Weise, dass ein „Ausgleich“ zwischen verschiedenen kulturellen Positionen erreichbar erscheint. Primär die Cyborg-Technologie, ein bionischer „Mensch-Maschine-Komplex“, moderni-

siert alte Lebensgesetze, durch die ein „Innovations-Gott“, der die universale Prosperität digitaler Fortschritts-Anerkennung verbürgt, unverdrossen das „Gott spielen“ ermöglichen würde. Auch performante Sprach- und Wirklichkeitsverluste steuern die gesellschaftliche Akzeptanz: Diskurse über begriffliche Kontext-Vermischungen, perfekte Transformationsverfahren scheinbar semantischer Interferenzen, Harmonisierungen politisch-sozialer Metaphern-Migrationen oder navigierende Module ahistorischer Plastifizierungen übertragen Hoffnungen und wecken Zuversicht: Debatten über eine dominant-antitraditionelle Versprachlichung, Historisierung, Simulation, Synthetisierung und Hybridisierung konvergieren mit dem Dirigismus methodenimperialistischer Digitalisierung.

Dieser komplexe Prozess sprachlich-angepasster, fortschreitender Pluralität und Pluralisierung thematisiert nicht nur Willkürformen modernisierungstheoretischer Verflochtenheit und des selbstreflexiven Expansionismus, sondern auch antidemarkationistische Übergriffe kühner wie riskanter „Experimentalkultur“, Distributionen memorialen Gedächtnisses, Gedächtnisverluste abgründigen Vergessens oder reaktivierende Erkenntnisse philologischer Konstruktionen.³¹⁵ Interdisziplinarität ist in den empirischen Wissenschaften bis heute noch ohne ethisch überzeugende, menschliche Lösungen realisierbar. Sie konstituieren eine enorme methodologische Hürde – ihre Komplexität ist ohne die geschichtliche Dimension gegenwärtig vielleicht das eine Problem, das andere wäre weitaus ernüchternder, wenn Fragen aufkämen, ob die experimentelle Wissenschaft im Wesentlichen noch etwas mit Wahrheit zu tun hätte. Vielleicht haben digitale Konfiguratoren die wissenschaftliche Schallmauer schon längst durchbrochen, um dem Werte-Schema von wahr oder falsch im Namen der Toleranz schon entrinnen zu können.

Gottes Berg ist der Tempelberg, als exzellenter Begründungsakt der „Heilige Berg“, dem institutionell, universal und kulturell ein heiliges Sinngebirge zugeordnet ist: Die Zukunft ist Geheimnis, Möglichkeit und Hoffnung, denn „Gottes Ort ist in der Kul-

tur und folglich im Menschen“ – der innere Bergaufstieg ist noch immer eine Lebensqualität gläubiger Selbstfindung und moralisch-humaner Selbstbestimmung.³¹⁶ Am Ende von Yuval Hararis populärem Buch „Eine kurze Geschichte der Menschheit“ fragt er nach „erlösender“ Orientierung: Wohin soll die Reise gehen? „Wir haben größere Macht als je zuvor, aber wir haben immer noch keine Ahnung, was wir damit wollen. Schlimmer noch, die Menschheit scheint verantwortungsloser denn je“.³¹⁷ Bloße Schuldzuweisungen verändern weder ein disziplinäres noch ein interdisziplinäres gutes Verfahren aus menschlicher Sicht: Das gilt für neurologische Denkmuster wie für gewitchte „Tatsachen“ der Datenreligion.

In der international grassierenden Literatur knistert es im „Konstruktionsgebälk“. Angesichts der gegenwärtigen Problemlage erscheint entweder ein Wandel unaufhaltsam oder der Veränderungsdruck macht es möglich: Das ist alles eine Frage der Zeit. Das Versagen des wissenschaftlichen Systems begann weder mit „Mogeleinen“ noch mit Plagiaten, die allerdings „weitaus stärker verbreitet“ sind, „als dies der Wissenschaftsöffentlichkeit bewußt ist oder sie sich dies eingesteht“. Was bisher jedoch nach den Worten des Münchener Universitätsprofessors Volker Rieble allein an rechtswissenschaftlichen Fällen bekannt geworden ist, bildet im Wesentlichen „nur die Spitze eines Eisbergs“³¹⁸ ab.

Im kontaminierten akademischen Kosmos treiben viele „Eisberge“ im Meer der Gelehrsamkeit. Dieses verwerfliche wissenschaftliche Fehlverhalten, das die Vertrauenswürdigkeit von Universitätsdisziplinen und Professoren enorm beschädigt hat, wird nunmehr mit qualitativ hochwertigen Prozessoren der Datenverarbeitungssysteme überprüft, damit alle Dinge im algorithmischen Weltbild der Datenreligion am richtigen Platz stehen und alle Bedürfnisse laborsprachlich-dogmatisch erfüllen können: Sind „weissagende“ evolutionäre Algorithmen die zukünftigen Lehrmeister bzw. ihre Variationen die einzige „Wahr-

heit“ der Datenreligion, die Maxime für die Code-Effektivität des intelligenten neuronalen Netzes „Leben“ priorisieren?³¹⁹

An Plausibilität verlieren „Weissagungen“ postmoderner Götter, zum einen in den Perspektiven „unzufriedener und verantwortungsloser Götter, die nicht wissen, was sie wollen“.³²⁰ Wahrscheinlich ist zum anderen der Optimierungsgedanke erfahrungsgemäß bedenklich, dass Hirngespinnste die Sprache ihrer Befürworter determinieren oder hirnstimulierende Götter über die Gleichheit und Uneigennützigkeit im Staat der Bürger und deren Rechte wachen oder auf die Höfe der Bauern mit ihren Nutztieren übergreifig werden. Sind wissenschaftlich-konstruierte Stereotype wesentliche Bestimmungsgrößen allgemeinen sprachlichen Verhaltens? Der Mensch, das „Subjekt“ in der Sprache, ist eine geoffenbarte Natur- und Kulturgröße.

Das Christentum, das in theologischen Überlegungen die sprachliche Problemtiefe verficht, ist schon deswegen – da es die Gegenwart Christi im Alten Testament hermeneutisch als Subjekt und Objekt durch Gesetz und Offenbarung „doppelt“ – keine Weltanschauung, schon gar nicht unterstützt es die Wirklichkeit einer diskursorientierten „Komplexitäts-Reduktion“. Anderswissend ist sie deswegen kein neurokognitiver Garant für eine utopische „Neue Welt“ oder für Laborergebnisse „Neuer Menschen“. Da beispielsweise Menschen im Sowjetkommunismus und im Nationalsozialismus weder eine humane noch eine offene Wirklichkeit erlebten, ist sie ihnen nach dem Zweiten Weltkrieg – wegen ihrer Hilflosigkeit, Verzweiflung, um ihre Würde und ihres Schutzes willen – völkerrechtlich, besserwissend und heilbringend zugestanden worden. Unabhängig von methodischen Defiziten des Naturalismus bricht nun wieder eine absolute Gewalt auf, die Menschenrechte durchkreuzt, radikal beseitigt, gesetzlos okkupiert oder brutal verwüsten könnte.

Die alte prophetische „Weissagung“ hat dagegen einen bleibenden transzendenten Kern: In Wahrheit ist die Passion Christi das Paradoxon vom allmächtigen Weltenherrscher, der Menschengestalt annimmt und am Kreuz übermenschliches Leiden

erträgt. Die Kulturgeschichte lieferte eine Fülle menschlicher „Übersetzungen“, die jeweils im Leben eine vitale Rolle spielten und gegenwartsnah der jungen Generation komplementär erscheinen. Seit Menschengedenken ist „Fortschritt“ etwas Ermutigendes, das keine kognitive „Maschinerie“ kontrollierte. Die Freiheit des Menschen erschließt sich weder nur durch beobachtbare bzw. überprüfbare neurologische Erregungsmuster noch nur durch sozial-kognitive Fähigkeiten, die zu raschen „Identitäts-Korrekturen“ ermuntern: Identitäten sind letztlich Surrogate, leere „Weihephänomene“ mit inhaltslosem Pathos, okkasionele Identifizierungen à la carte oder kollektive Strategie-Regler für Opportunität, Politik und Religion. Was Menschen provoziert sind nicht unbedingt optimierende Eigenschaften ideell-materialer Zuordnungen, aber durchaus rational-hybride Übergriffe, die produktiv mithilfe experimenteller Systeme ihr soziales und moralisches Zusammenwirken „switchen“ wollen.

Mehr als grenzwertig werden naturwissenschaftlich modellierte Projektionen, wenn deren „neurotheologischen“ Diversifizierungen das Widergöttliche dramatisieren oder gar die Verführungskünste des Teufels akzeptieren. Aus dem Grunde visualisiert die „Lücke“ oder die „Diastase“ zwischen Gott und Mensch möglicherweise bevorstehende, moralisch-aufbrechende oder neurokognitive Grenzstreitigkeiten. Aufkommende normative Warnzeichen können wenigstens auf eklatante Wahrheitsdefizite, Grenzübertritte introjizierter Navigation oder auf Grenzerfahrungen introspektiver Rationalität aufmerksam machen: Theologisches Denken kann als vielstimmiges lebendiges Faktum der Interdisziplinarität individuell anregen und in Gemeinschaft die religiöse Weisheit verteidigen, schützen und bewahren.

Wer so in der Freiheit des „Du sollst“ dafür diszipliniert Zeugnis ablegt, vertraut auch hoffnungsvoller Gewissheit und christlicher Lebens- und Deutungskultur. Entgegen aller Transformationen modernisierungstheoretischer Sprachspiele behauptet „Religion“ dann einen absolut vorurteilsfreien Rang, der im Problemfeld „Interdisziplinarität“ nicht alles hoffen lässt.

Kritik wendet sich allzumal gegen „glatte“ Aussagen, die statt der Differenzierung schlichtweg in den Scheinmodus totaler Überlegenheit wechseln. Yuval Noah Hararis artistische Perspektive inszeniert eine geschichtslose Postmoderne, damit bietet er völlig fern der „Logosmetaphysik“ die Erfindung eines spekulativen Ursprungs oder das „Switching“ einer potenziellen Weltbeherrschung. Visionär preist seine intelligente Dreischrittregel „progressive Maschinen“ wie Kult-Phänomene eines szientistisch-disruptiven, kollektiven Revolutionsereignisses:

1. „Was immer man von Lenin, Hitler oder Mao halten mag, einen Mangel [!] an Vision kann man ihnen nicht vorwerfen. Heute, so scheint es, hätten Politiker eigentlich die Möglichkeit, noch größere Visionen [!] zu verfolgen“.
2. Harari spekuliert mit hemmungsloser, systemeuphorischer Übertriebenheit: „Aus dataistischer Sicht können wir die gesamte menschliche Spezies als ein einziges Datenverarbeitungssystem betrachten, in dem die einzelnen Menschen als dessen Mikrochips [!] fungieren“.
3. Die transformative „Verschmelzung von Informationstechnologie und Biotechnologie“ ist das dramatisierte Eine. Das hyperbolische Andere ist das omnipotente Ergebnis dieser „Zwillingsrevolution“. Sie könnte „nicht nur Volkswirtschaften und Gesellschaften umgestalten, sondern auch unseren Körper und unseren Geist [!]“ – sie würde „uns die Kontrolle über die Welt in uns verschaffen und uns in die Lage versetzen, Leben zu manipulieren und herzustellen [!]“.³²¹

Harari lockt mit der unerbittlichen Schnelligkeit seines vereinheitlichten progressistischen Marktsystems, indem er in die politisierte eschatologische Posaune einer abgründig-potenzierten Harmonisierung bläst. Ohne falsche Messianismen zu beschwören, wandelt sich die Eschatologie in ein dystopisches Surrogat – ein zeitsparender Pionier ist zuständig für die Fährte, perfek-

tioniert nicht nur das Verfälschende wie ein Pseudomysterium, sondern objektiviert auch Schicksale menschlichen Schreckens wie die im „Holocaust“, „Archipel Gulag“ oder die vom Monsstrum „Islamischer Staat“. Eschatologie und Politik bedürfen in allen Lebensbereichen weiser Differenziertheit. Hararis „Religion“ sichert, beschleunigt und verheißt hoffnungslose Rückbindung: „Wie der Kapitalismus begann auch der Dataismus als neutrale [!] wissenschaftliche Theorie, doch nun mutiert er zu einer Religion, die für sich in Anspruch nimmt, über richtig und falsch zu bestimmen. Oberster Wert [!] dieser neuen Religion ist der Informationsfluss [!].“³²² Was für ein seltsames Versprechen!

Ausgleich, Dialog, Empathie und Versöhnung wären in dieser gängelnden binären „Informationsgesellschaft“ keine sinnerfüllten „Navigatoren“ progressiver Transformationspolitik, vielmehr würden sie wie Beschwörungsindikatoren einer oberflächlichen „Erneuerung“ einfach ihren moralisch „sinnvollen“ Zweck verfehlen. Gelehrte Bedingungsgrößen in denkenden Umbildungsprozessen der modernen Welt erfordern nach wie vor zwar geistige Beweglichkeit, eigenständig geübte Subjektivität und bewusst kritische Selbstständigkeit, aber auch kollektiv-gesicherte, individuelle Unabhängigkeit; sie sind ebenfalls eingebettet in geisteswissenschaftliche und funktionale Zusammenhänge von Komplexität, Rhetorik und Begrifflichkeit.³²³

Wer will in der Menschheit große Fragen des Lebens im Hier und Jetzt, interdisziplinär wie disziplinär, auf wildfremde Personen übertragen, wenn zukünftig eine aufbrechende Absolutheit des Wissens, die kein subjektives Zentrum voraussetzt, aber als Subjekt-Objekt-Gleichheit durch unbekannte Signalgeber digitale Akzeptanz fände. Diese epistemische Kondition hätte Harari zufolge enorme Konsequenzen: Die Demokratie werde sich „entweder radikal neu erfinden müssen“ oder die „Menschen würden künftig in ‚digitalen Diktaturen‘ leben“. Die nationale Vielfalt der Kulturen hätte viele wissenschaftliche Arenen, wenn spezifische Kernkompetenzen des Heiligen und der Macht an die Geister der Vergangenheit erinnerten. Vielmehr geht es um hinreichend be-

kannte Denkmuster, in aller Dringlichkeit aber um eine erhöhte sprachlich-soziale Sensibilität gegen erborgte reaktionäre Politisierungen des Religiösen: Danach befände sich auf der einen Seite eine „winzige Elite“, auf der anderen Seite würden die „meisten Menschen“ unter „Bedeutungslosigkeit“³²⁴ leiden. Benötigen unsere Nachfahren im Kampf der Theorien, Perspektiven und Weltanschauungen „vermutlich ein ganz neues Paket [!] religiöser Überzeugungen und politischer Institutionen“?³²⁵

Das Wissenssystem, das sich als eine „Big-Data-Religion“ uneingeschränkt auf das scheinbar „Ganze“ der Wirklichkeit mit einer Innen- und Außenperspektive erstreckt, würde rasch zum Indikator einer überzeugenden bis hybriden politischen Integrations- und Gestaltungskraft werden. Zweifellos würde sie auch restriktive Grenzen, inhärente ethische Ordnungsprobleme und normative Öffnungszwänge verantworten, die wahrscheinlich breitenwirksam der mentalitätshistorischen Kognitionsformel „Futurisierung ist Demokratisierung“ und den Hintergrundgewissheiten in den Diskursen über „Religion und Kultur“, „Theologie und Naturwissenschaften“, „Umwelt und Natur“ oder „Religion und Gewalt“ genügen würden: Zweifellos wäre ein „zukunftsblindes“³²⁶ Engagement der vorausseilende Verzicht auf Talentförderung, Selbstkontrolle, Transformationen, Zukunftsabschätzungen, Zukunftsvisionen und Zukunftsfähigkeit. Dagegen geht es nicht nur um ökonomische Fördererfolge offener und klarer Handlungsfelder, um die Effizienz kritischer Strategien, um die Aufnahmebereitschaft fremder Perspektiven und um die genuin christliche Effektivität verantwortungsvoller Planungen. Inwiefern können Philologie und Theologie dazu ihren nachhaltigen Beitrag liefern?

Das Bewusstsein sprachlich-transparenter Ideologisierung muss durch die freie rationale Vergegenwärtigung, Beweisführung und Planifikation wachgehalten werden, um im Rahmen der „Transformationsimpulse“, Experimentalkultur, „Vernunfttransformation“³²⁷ und Identitätspolitik nicht nur schein-symbolische Einsichten für soziale Positionswechsel reflektieren zu

können. In Transformationsfällen begrifflicher Immanentisierung - argumentativ eher ein lakonischer Kommentar - helfen Augenärzte gegen starke Sehschwächen. Beispielsweise die Augenerkrankung „Grauer Star“ wird mit gutem Erfolg durch Laseroperationen korrigiert: Katarakte verschwinden durch erfolgreichem Einsatz von Multifokallinsen. Aber sie lösen nicht die Probleme, weil die Moderne ein unvollendetes Projekt ist.

Vielleicht verschärft die naturalistische Gegenwartsdiagnose „Kultur als Ressource“ die Kritik in Russland, die sowohl der digitalen Oligarchie als auch der Demokratisierung mithilfe der alles verstehenden „Transformationswege“ ein „Denken und Handeln in langen Linien“ vorschreibt.³²⁸ Möglich wäre eine radikale Transformation, aber nicht eine „radikale Demokratisierung der Zukunft“, auch wenn sie eine „knappe Ressource“ zu werden scheint. Zukunft wäre dann ein „zutiefst politisches Ereignis“ in der modernen Wissensgesellschaft. Weiterführender wäre indes die „Präemptivität“ korrigierender Gelassenheit: Zukunft ist keine bloße Verzeitlichung kultureller Schablonisierung!

Im Diskurs über die dialogische *Prozeduralisierung der Zukunft in der Gegenwart* können auch kontingente Denkpositionen weiterhelfen, wenn die Optimierungsgesellschaft der Ordnung halber vom allzeit unzureichenden Indikativ des Wissen-Wollens nachsichtiger und nachhaltiger in die öffentliche Fluidität „experimentierender Konjunktive neuer Möglichkeiten“³²⁹ wechselt: Revolutionieren „transhumane“ Wesen die exponentielle Einheit von Mensch-Maschine sowohl zu einer produktiven künstlichen Intelligenz als auch zu einer technisch-neurologischen Nachbildung von Hirnfunktionen, deren Kreativität im sogenannten „Reserve Engineering“ die menschliche Singularität wirklich auf maschinelle Fähigkeiten bildgebender Mustererkennung (amer. „Pattern Recognition“) oder auf das Framing signifikanter Musterwiedererkennung überträgt und zugleich reduziert?³³⁰

Dafür wäre – nicht nur wahrscheinlich – die Relevanz der russischen Revolution eine „unvollendete“ Experimentalbühne rea-

ler Permanenz: Der Ressourcen-Reichtum Russlands würde den Transhumanismus experimenteller Kontingenz atemberaubend beschleunigen. Eine Zukunft ohne Inhalte ethischer Begrifflichkeit ist antimetaphysisch zwar denkbar, aber rechtfertigend irreal. Was „sonnenklar“ ist, gilt für alle Menschen, wenn sie aufgrund ihrer Nationalität, Präemption und Hegemonie im Bewusstsein vieler Zukünfte ganz realistisch ihre Welt verstehen wollen. Oder macht es allein die „gut abgestimmte Mischung“, die „optimale Mischung oder die „richtige Mischung“ aus, die zu „nachhaltiger Entwicklung“ führt“?³³¹ Wahrscheinlicher ist die Vermutung, dass die zurzeit vorherrschende Entfremdung zwischen Menschen zum einen immer ärger zu werden scheint. Oder würde sie zum anderen eine menschlich-gelassene Distanz regenerieren, die das Hier und Jetzt kommender Übergangsstadien durch gelingende Anerkennung problematisiert: Das wären in guter Absicht Lebensdimensionen der akzelerierten Zeit, die vielleicht eine Wohlfahrt der digitalen Bildungsrevolution erleichtern würde.

Nicht im Sinne einer „Temporalisierung oder Historisierung der Metaphysik“³³² dachte darüber Goethe in „Ottiliens Tagebuche“ der literarischen „Wahlverwandtschaften“ (1809) nach, als er sein chemisch-elementares Kräftespiel – ohne damit vorausschauender Akzelerator eines weitsichtigen Bildungsverständnisses sein zu können – naturwissenschaftlich auf „wahlverwandtschaftliche“ Möglichkeiten menschlich-spielerischer Hoffnungen des Wählens und Wollens übertrug. Was ihm am Herzen lag, war der für Menschen stets ungewisse Blick in die Zukunft, dass sie das „Ungefähre, was sich in ihr hin und her bewegt, durch stille Wünsche so gern zu unseren Gunsten herleiten möchten“.³³³ Auch unter den Maximen dämonischer Macht beurteilte Goethe die „Französische Revolution“ und die Napoleonischen Kriege als etwas Rätselhaftes. Diese Konfliktfälle, die ein zutiefst zeitgeschichtliches Ordnungsproblem zwischen Naturgesetz und Moral konturierten, symbolisierte Goethe im engeren Sinne anhand einer zwischenmenschlichen

Lebensphase, exemplarisch am individuellen Leitmodell einer zerbrechenden Ehe.

„Experimentell“ erscheint die Handlung in narrativ-negativer Determination heutzutage wie eine wahrscheinliche Konstruktion, die an gegenwärtige Einsichten in Familien- und Eheprobleme oder an die Fragilität oder den Zerfall sozialer Solidarität erinnert. In den Dimensionen zwischen Himmel und Erde haben die traditionelle und moderne Weltliteratur, die internationale Weltpolitik und ihre weltweiten Wünsche – insbesondere unter den menschenwürdigen Signaturen der Globalisierung – gewiss nicht ihre auratischen bzw. humanitären Vermächtnisse im programmatischen Diversitätsdiskurs verloren. Im Gegenteil sind der Zukunft auf der einen Seite, darunter insbesondere der Klimawechsel und die sehr bedenkliche Zunahme der Weltbevölkerung, in vielen Sachverhältnissen katastrophale Spannungsmomente vorbehalten. Auf der anderen Seite demonstrieren gesellschaftliche Leitmotive eine luzide Skepsis, die das prädikative, turbulente oder „glückende“ Kombinationsgeschick von Zusammenfügen und Zergliedern bewertet.

Die Wahrheit des Absoluten in der Modalität zwischen Idealität, Materialität und Realität lässt sich nur noch schwierig „überbrücken“, „übersetzen“ bzw. „konstruieren“. Modernität bleibt im Diskurs realpolitisch zwar hoffnungsvoll, aber kosmopolitisch ein Fragezeichen des moralischen, sozialen und geistigen Zusammenwirkens von Leben und Kultur, Alltagssprache und Wissenschaft, Eigenem und Fremden, Gesundheit und Krankheit oder Reichtum und Armut. Stürmische Zeiten werden immer den kulturellen Gedankenaustausch in ihrer Geschichtlichkeit und die überkommene sprachliche Referenz von National- und Weltliteratur regulieren: Reicht die komparatistische Diversitätspolitik allein als statistische Repräsentationsgröße des Zusammenlebens aus? Einer „Lebensmaschine“ wäre nichts Besseres abzuverlangen.

Die Sozialisation durch Sprache, die der „verzauberten“, „entzauberten“ und „gemischten“ Welt, kommt jedenfalls ohne die Diachronie semantischer „Verwurzelung“ nicht aus – ohne die-

se christliche „Tiefenschärfe“ ist die zwischenmenschlich-dia-kritische „Oberflächlichkeit“ und moralisch-sozial ambivalente bis relativistische Flexibilisierung wahrhaftig kein Wunschbild der Zukunft.³³⁴ Auch die Kategorie „Identität“ besitzt keine konsistente Repräsentativität: Die performativische Instrumentalisierung des ontologisch-theologischen „Glaubens“ würde nicht Formen der „Verwindung“ im Prozess hermeneutischer Geschmeidigkeit wie die der „radikalen Theologie“ entsprechen, so dass sich nur in ihrem „ursprungslosen Ursprung aller Wirklichkeit“, aus dem schöpfungstheologisch die „Formulierung des kirchlichen Trinitätsglaubens gewürdigt werden muss“, ontologisch der transzendente Gottesbegriff der Menschwerdung Gottes sicher sein kann.

Diese professionell-wissenschaftliche Agilität einer geistig-unruhigen „Denkheimat“³³⁵, die Gleichgesinnte einer ordnenden Lebenswelt, einer „Mikro-Welt“, durch Kopplungsfähigkeiten mit fortschrittlichen Gedankenkonzepten zu einer „Makro-Welt“ zusammenführen könnte, nährt partiell die Hoffnung auf Besserung, auf eine neue gerechte Lebenswirklichkeit des Miteinanders sowie das charakteristische Streben nach einer Stabilität lebenswerter Zukunft. Ähnliches gilt für das hier Erarbeitete, das sich auch gern unter dem absichernden Schirm „vollendeter“ Worte wiedergefunden hätte. Aus dem Grunde behandelt dieses Buch einige dringliche Grundfragen europäischer und globaler Gegenwart, die dem Verfasser ganz bewusst nahelegten, wohlweislich selbst der Perfektion eines didaktischen Gedankenflugs oder der Gewissheit approximativer Vollständigkeit zu widerstehen: Zureichend ist allein eine Antwort, eine Hoffnung, in der sich Religiosität mit Friedensstiftung, Gerechtigkeit, Solidarität, Verantwortung, Toleranz und Deeskalation wiederfinden.

Von Russlands vergangener Gegenwart und Historisierung ehrerloser Wahrheit: Diskurs-Wahrnehmung und Zukunftshandeln

Zu guter Letzt schließt sich der Kreis, der im einführenden Kapitel die diskontinuierlichen Neologismen und Lenkungstermini „Postmoderne“ und „Posthistoire“³³⁶ bereitstellte. Für skeptische Erwartungen sind sie exemplarische „modische Begriffe, schicke Chiffren, deren Einsatz auch der Mehrung des kulturellen Kapitals [...] diene“.³³⁷ Wenn das Wort „Chiffre“ emanzipativ-orientierend, ästhetisch und kognitiv in die „entzauberte“ und ethisch erschütterte Wirklichkeit verwickelt ist, dann haben die sprachlichen Nachwirkungen des marxistisch-leninistisch-stalinistischen Staatsdogmas die Übergänge von einer vermeintlich „volksdemokratischen“ zu einer anderen fortgeschrittenen, „demokratischen“ Welt nachhaltig erschwert.

Die übliche kommunikative Priorität der russisch-sowjetischen Sprache war dermaßen zerfranst, dass ihr „Produkt“ dennoch Eigenarten für die „bahnbrechende“ Einheitlichkeit wachhielt. Homogenisierte Propaganda-Kategorien alltäglicher Weltbemächtigung, die Menschen auf die bolschewistisch-sozialistische Arbeitspraxis handelnder und leidtragender Menschen perspektiv festlegen wollte, finalisierten verheißungsvolle Zukunftsvorstellungen: Abstrakte „Labor-Universalien“ konvergierten im Wahrnehmungs-Diskurs mit digitalen Erwartungen naturwissenschaftlich geprägter Geschichtskonstrukte.

Sprache ist natursprachlich komplex und hat sich in der Sprachgeschichte verändert – jedoch semantisch erheblich ist ihre „Mitgift“ von ursprünglicher Art. Beispielsweise ist etymologisch aus arabisch „šifr“ bzw. mittellateinisch „cifra“ mit „Null“ (zu arabisch „ṣafira“), „leer sein“ entlehnt worden. Als Chiffreschrift ist sie bekannt seit Mitte des 12. Jahrhunderts als lateinisch „cifra“ und „cifrus“. Im 15. Jahrhundert ging das spätmittelhochdeutsche „zifer“ aus dem altfranzösischen „cifre“ mit Bezug auf das mittellateinische „cifra“ („Null“) hervor.

Ähnlich beachtenswert sind Metaphern der Renaissancekultur mit italienisch und spanisch „cifra“. Als im Italienischen „nulla“ mit der Bedeutung „Nichts“ an die Stelle von „cifra“ („Null“) trat, übernahm italienisch „cifra“ den Stellenwert von italienisch „figura“, der als „Zahlzeichen“ im Deutschen des 15. und 16. Jahrhunderts auffällig wurde. Das spanische „cifra“ und französische „cifre“ erwarben nicht nur die Bedeutung von „Null“ und „Ziffer“, sondern auch seit dem 16./17. Jahrhundert den Ausdruckswert von „Chiffre“ („Geheimschrift“). Die Etymologie ist eine Möglichkeit, um die Komplexität, Semantik und Vielfalt der Zeiten zu demonstrieren. Im Russischen wird „Chiffre“ als „shifr“ bzw. „shifrovat“ benutzt.

Seit den späten 80er Jahren des 20. Jahrhunderts begann die Konjunktur einer apparativ-„getakteten“ Theorie-Materialität, allerdings nicht nur begrenzt auf eine sozialkonstruktivistische Zeitmodellierung in den Geschichts- und Kulturwissenschaften, sondern auch auf die global-digitale, vereinheitlichte Zeit-Raum-Projektionskopplung mithilfe der Leitsprache „Englisch“ zu dominieren: Das vermeintlich griffige Wort „Sozialkonstrukt“, das Vergangenheit bildet, verlor an Wert. Dagegen synchronisiert, kollektiviert und orientiert der Operationalisierungsfaktor „Machbarkeit“ scheinbar das pilotierende Flirren als „Pluritemporalität“³³⁸ der Zukunft.

Absolute Gegenwartsbezogenheit ist jedoch im aktuell-performativen „Setzungsakt“³³⁹ eine kombinierte Zeitmodalisierung, eine ideologisch-determinierte, lenkbare Planungs-

sprache. Diese diskontinuierliche Herrschaftssprache ist der sprachtheoretische Standardschlüssel für die Ontologisierung, Naturalisierung und Funktionalisierung von Vergangenheit und Zukunft – ausschließlich systemfunktional zur Objektivierung des Subjekts, zum Stillstellen „gefährlicher Erinnerung“ und zur sprachlich-gemäßigten Gebrauchsfassade eines strukturalistischen Marxismus.

Die thematisch auch auf Russland bzw. die Sowjetunion bezogenen Termini „Posthistoire“ und „Postmoderne“ entwickelten im Diskurs kaum ein Erregungspotenzial, weil weder in den Wahrnehmungen noch in den Publikationen durchweg entzauberte Dekonstruktionen der Theorieabhängigkeit vorherrschten. Allerdings sind bereits retrospektiv-praktizierte Muster- bzw. Verformungsstrategien vorhanden. Ihre „gemischte“ Sprachlichkeit, die beweglich-zersetzenden „Transformationen geschichtlicher Zeitlichkeit“³⁴⁰, synthetisierte und bereitete seit 1917 Russland auf die „Entwicklung“ gewaltsamer „Transformationen des Zeitbewusstseins“³⁴¹ in total-diskontinuierlichen Ausdrucksformen vor.

Diese gelebte Geschichte, die durch bolschewistische Überlebensstrategien und dogmatische Zwänge vorzeitig die Historisierung der Umwälzung vorantreiben wollte, ist propagandistisch zielführend. Reflexivität lenkt noch gegenwärtig den „Blick auf das postkommunistische Europa: Die soziologisch gedeutete „Kotransformation“³⁴² beansprucht in Bausch und Bogen eine Richtigkeit, obwohl das demokratische Freiheitsrecht Menschen gegen diese objektiv-leere, terminologische Wahrnehmungspilotage anstacheln müsste, um gegen diesen Vereinheitlichungsprozess Widerspruch einzulegen: Das historisch-kritische Methodendenken stimmt dagegen im wissenschaftlichen Arbeiten mit der begrifflichen Wahrheitsfindung überein.

Wenn speziell das „Posthistoire“ einen „objektiven machstrukturen Vereinheitlichungsprozess aus der Mitte heraus“³⁴³ prägt, dann würde es den Versuch wert sein, die Wirklichkeit zu substituieren, weil sie als puristisches Formprodukt das wortin-

haltliche Ausdrucksbedürfnis einem durchgängig apparativen Fabrikationsgeschehen ausliefern würde. Entsprechend kompatibel wäre dann die machtvolle russische „Identität“ nur im Dienst einer „Wahrheitskommission“ von Staat und Präsident, da sie in aller Konsequenz das Instrument wäre, um die Wirklichkeit nach eigenem Gusto zu gestalten, zu manipulieren oder zu verfälschen.

Der „decodierte“ Ertrag, den die Interpretation zu liefern hätte, würde stets als Leerheit der Zeit entlarven, weil aufgrund der Realitätsnähe des Betrachters sie Widersprüche provozieren würde. Im Einzelnen wäre das ein völliger Verzicht auf die marxistische Emanzipationstheorie, der sich gegen machtfinalisierte Wahrnehmungsmuster abhängiger Verzeitungen, gegen den Bruch durch den Historismus, gegen das Stillstellen „unverfügbarer“ Vergangenheit, gegen Diagnosen von Verfremdungs- und Entfremdungseffekten sowie gegen eine erstarrte Fremdbestimmung durch Verfälschungen richtet.

Folglich signalisiert die vermeintlich doktrinär-regulative, russische „Sinnstrapaze“ mehr als originäre „Geschichtsverluste“. Vor allem das wirkungsgeschichtlich dekonstruierte, personale „Ich“ spiegelt eine paraphrasierte und materialisierte Marionetten-Figur wider. Ihre Umfunktionierung wäre sowohl eine subjetschwache Diagnostik als auch in der Objektwelt, im Jetzt scheinbar diskontinuierlicher Zeit-„Transformationen“, ein wortreiches und kraftloses Finale: Ihre Sinnpotenziale der Vergangenheit wären diffus, so wie die Sinnhaftigkeit von Zukunft ungewiss wäre.

Für das sog. „Posthistoire“ Russlands dominiert die Mehrwert-Simulation vielfach-verwendbarer Wort-„Kokillen“, die nicht nur für instrumentalisierte Vergangenheitsszenarien, sondern auch für wissenschaftstheoretische Erkenntnisse taugen. Ihre soziologischen Reizthemen stimmen zwar mit „gebräuchlichen“ Reizworten überein, aber ihre geradezu schwachen objektivierten Erinnerungsimpulse stacheln dennoch kritisch-selbstlose Ausnahme-Menschen dazu an, ohne Rücksicht auf die

eigene Person ihre appellativen Wahrnehmungsmodi in kommunikativ-empfindlichen, zielbewussten und widerlegenden Anklagen vorzutragen.

Die „unvollendete“ Revolutionstragödie Russlands bietet mehr als ein bloß selbsttäuschendes Reden über das „Ende von Sinn“ und das „Ende von Geschichte“, weil in der eigenen Geschichte der Kampf gegen „Transformationen“ theoretischer Maßstabslosigkeit, gegen Gratisprojekte für ökonomische Monopol-Ressourcen zur Ausbeutung von Naturrräumen oder gegen die Sprachlosigkeit vorsätzlicher Metaphorologie stillgestellter Zeit die Eigenlogik seiner Zeit braucht. Modernisierungen sind auch in Fragen von Orthodoxie und Politik wichtig.

Das Allerweltswort „Transformation“ konditioniert nunmehr wissenschaftstheoretische Bemächtigungsversuche sprachlich-historischer Bewahrheitung, die empirische Zweifel an der pilotierten Zeitgeschichtsforschung und der Pluralität ihrer Lesarten wachhalten: Interdisziplinär bleibt die Historiographie im methodischen Wechselspiel von Aktualität und Deutung eine „interpretation fragmentaire“. Kurt Nowaks Einwand wendet sich nicht nur gegen populär marktgängige, terminologische Formalien, sondern auch gegen das „Posthistoire“ und gegen massenmediale Geschichtsfixierungen, die keine neuen hermeneutischen Erkenntnisse und Argumente entfalten. Mangelhafte Begriffsarbeit produziert Kritik oder provoziert nachhaltige Konflikte – mit ihnen korrespondiert die „Vermittlung zwischen apriorischer Vernunftwahrheit und Freiheitsgeschichte“³⁴⁴, im Besonderen die emanzipatorische Freiheitsgeschichte Gottes mit den Menschen.

Zukunftshandeln in der sogenannten Postmoderne ist angewiesen auf die Achtsamkeit von Gerechtigkeit schaffender Maßstäbe und solidarischer Orientierungen – interdisziplinäre Entzauberungen „begaben“ ein „transformiertes kritisch-historisches Denken“³⁴⁵ und stellen das „historisierende Subjekt selbst zur Disposition“. Die Relativität der Konstruktions-Diskurse erzeugt höchst verwirrende Wortspiele.

Im sprachlich-transformativen Erscheinungsmodus der „Rekonstruktionskultur“ ist die „Geschichtswissenschaft“ als interdisziplinärer Arbeitsbereich sowohl ein semantisch schwieriges als auch in seinem zeitenübergreifenden Grundlagenstreit ein modernisierungs- und zeittheoretisch, heterogen-umstrittenes Thema des geschichtskritischen Denkens.³⁴⁶ Zukunftshandeln gerät zudem in den Sog terminologischer Konfusion mit einer populär-gestaltenden Vermischung kulturell-disparater Deutungsmuster. Ihnen gemäß wäre der zeitliche Einfluss semantischer Schwundstufen im geschichtlichen Erfahrungsraum der Vergangenheit zu berücksichtigen. Ihr konnotativer Anteil im transformativen „Überspielen“ des konkret Faktischen durch Technik-, „Plastik- und „Fahnenworte“ überspielen die „Verfallsstufen des christlichen Zeitbewusstseins“. Vor allem die metaphorologisch-ahistorische, moderne Zunahme der „Metamorphose und Auflösung des geschichtlichen Weltbildes“ ist seit dem 19. Jahrhundert „wortgewaltig“ wirkmächtig.³⁴⁷ Im Erwartungshorizont der scheinbar antizipierten, verzeitlichten Zukunftswelt beginnt bereits ein Konstruktionsenthusiasmus die säkular-„präsentische Eschatologie“ im prozessgeschichtlichen Synthesedenken zu privilegieren:

1. Der Mensch in seiner transzendental-anthropologischen Würde erfährt seit der Aufklärung seine politische Zeiterfahrung im progressiven Wandel zum wissensbasierten Wertbegriff egalitärer und futurischer Gerechtigkeit: „Nicht-Wissen“ wird zur Politik brutalen Zwangs und zur imperativen „Ausbeutung“ von menschlichen Realtime-Ressourcen, deren absolute Sinn-Konstruktivisten und radikale Transformations-Architekten durch Wohlstandsversprechen und dauernde Simultaneität übermächtige Zukunftsperspektiven manifestieren.
2. Denkbar wäre möglicherweise eine futurisch-diagnostische Funktionalität der mobilisierenden Apparate-Pro-

jektionen mit ihren selbstlernenden und steuernden Mustern „Künstlicher Intelligenz“ (KI). Fremdartig könnten sie – wie eine „moderne Verkehrtheit“³⁴⁸ – eine wiederkehrend-wachsamen, transhistorische Penetranz provozieren: Der Hype um die KI ist die Gegenwartsverheißung der Zukunft.

3. In welcher Weise würden sich etwa „entwicklungsrichtige“ operationale „Transformationen“ der opportunistisch-epistemologischen Muster- und Verformungsstrategien – allerdings als Reproduktionsphänomene hybrider „Rekonstruktionskultur“ – fortschreitend radikalalisieren? Wie wirken ähnliche Konditionen auf die Substitution christologisch-„kontingenzabweisender“ Lebensperspektiven, die durch Transparenz-Korrektive systemisch-produktiver Begrifflichkeit enorm an „faktischer“ Plausibilität verlieren? Auch die Vertrauen absichernde KI-Diagnostik bedarf einer permanent-zertifizierten, evidenten Software, damit sie nicht mit dem Mainstream „Entwicklung“ zu einer emphatisch-unkritischen, „geschichtszeitresistenten“ Bedenkenlosigkeit komplementär wird.³⁴⁹

Eine scheinbar „profunde Transformation“³⁵⁰ legitimiert auch Potenziale latenter „Deformationen“, die auf der temporal-flirrenden Identitäts-Bühne eher die intensive Reflexion über sprachliche Substanzverluste der Werte anstacheln sollten. Schnelllebige „Verwandlungen des historischen Bewusstseins“³⁵¹ gestalten äußerst instabile Kartenhäuser des Zukunftshandelns. Was der Prediger Kohelet geweissagt hat, legitimiert seine Aussage „Alles hat seine Zeit“.

Anmerkungen

- 1 Jan Claas Behrends, Nikolaus Katzer, Thomas Lindenberger (Hg.), 100 Jahre Roter Oktober. Zur Weltgeschichte der Russischen Revolution, Berlin 2017
- 2 Catherine Merridale, Lenins Zug. Eine Reise in die Revolution. Aus dem Engl. v. Bernd Rullkötter, Frankfurt/M. 2017
- 3 Ausstellungskatalog Schweizerisches Nationalmuseum: 1917 Revolution. Russland und die Schweiz. Hg. vom Schweizerischen Nationalmuseum, Zürich 2017; vgl. den Essayband: 1917 Revolution. Russland und die Folgen. Hg. vom Deutschen Historischen Museum und vom Schweizerischen Nationalmuseum, Zürich 2017
- 3a „Wehling-Kontroverse“ im ARD: Framing-Manual, S. 10. https://cdn.netzpolitik.org/wp-upload/2019/02/framing_gutachten_ard.pdf; dazu vgl. in diesem Beitrag die Anm. 204 u. 206
- 3b Gottfried Gabriel, Fakten oder Fiktionen? Zum Erkenntnis der Geschichte. In: Historische Zeitschrift 297, 2013, S. 1 f. u. 25
- 3c Vgl. Paul Feyerabend, Irrwege der Vernunft. Aus dem Amer. von Jürgen Blasius, Frankfurt/M. 1990, S. 193–211; Nelson Goodman, Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie. Übers. v. Bernd Philippi, Frankfurt/M. 1997, S. 15 f. und 17–50
- 3d Otto Gerhard Oexle, Memoria als Kultur. In: ders. (Hg.), Memoria als Kultur, Göttingen 1995, S. 60, 61, 62, 63, 65 f., 67; Vgl. den Roman von Yisrai Sarid (geb. 1965) mit dem Titel „Monster“. Aus dem Hebräischen übersetzt von Ruth Achlama, Zürich/Bern 2019, in dem ein fiktiver ungenannter Erzähler, ein israelischer Historiker, ein Opfer zweier Monster wird, das in Wahrheit ein Monster ist – des Holocaust und dessen Erinnerung. Der Gedenkort fabrikmäßigen Massenmordes ist von schockierender Authentizität: Erinnerungsarbeit und Erklärungsversuche finden in ihrer vielschichtigen Komplexität und ihrer traumatischen Belastung kein Ende. Elie Wiesel (1928–2016), Überlebender des Holocaust, hatte immer wieder hervorgehoben, Auschwitz sei weder mit Gott noch ohne Gott zu verstehen. Vgl. Stillig (wie Anm. 19a), S. 847

- 4 Jan Claas Behrends, Nikolaus Katzer, Thomas Lindenberger, 100 Jahre Roter Oktober. Versuche zur Historisierung der Russischen Revolution. In: dies., (wie Anm. 1), S. 22
- 5 Jan Claas Behrends u. a. (wie Anm. 1), S. 20
- 6 Jürgen Stillig, Die Russische Februarrevolution 1917 und die Sozialistische Friedenspolitik (Dissertationen zur neueren Geschichte 2), Köln/Wien 1977, S. 2; ders., Das Problem Elsass-Lothringen und die sozialistische Internationale im Jahr 1917. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 23, 1975, S. 62–76; Akito Yamanouchi, The Stockholm Conference of 1917 – The Causes of its Failure. In: Japanese Slavonic East of European Studies 1, 1980, S. 39–54; Jörn Leonhard, Der überforderte Frieden. Versailles und die Welt 1918–1923, München 2018, S. 32 ff., 46 f., 52, 53, 56 f., 58, 61 f., 62, 66 ff., 71 ff., 74 ff., 138, 246, 442, 624, 791, 1258; ders., Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs, München 2014, S. 386, 654–655
- 6a Dietmar Neutatz, Träume und Alpträume. Eine Geschichte Russlands im 20. Jahrhundert, München 2013, S. 12; Raj Kollmorgen/Wolfgang Merkel/Hans-Jürgen Wagener (Hg.), Handbuch der Transformationsforschung, Wiesbaden 2015, S. 326; Lothar Gall, Ranke und das Objektivitätsproblem. In: Liberitas. Festschrift f. Erich Angermann, hg. v. Norbert Finzsch u. Hermann Wellenreuther (Transatlantische Studien 1), Stuttgart 1992, S. 37
- 6b „Sprachvernutzung“ ist ein breitgefächertes Thema interdisziplinärer Literatur. Vgl. dazu Stillig (wie Anm. 19a), S. 119, 121, 126, 1217, 1224 f., 1227, 1230, 1239, 1244, 1246, 1253 u. 1295
- 6c Gabriel (wie Anm. 3b), S. 4–6
- 6d Neutatz (wie Anm. 6a), S. 11–13, 152–154, 156, 157, 174–179 u. 187–190. Das Prinzip „pars pro toto“ symbolisiert einen ideologisch-anschaulichen und propagandistisch-machtvollen Anspruch: Die Monumentalbild von Marxens „Kopf“ charakterisiert den Philosophen, Gesellschaftstheoretiker und Begründer der marxistischen Lehre als wäre er ein paradigmatischer Universal-„Kopf“. Wie in der 4. 400 km von Moskau entfernten Stadt Ulan-Ude (Teilrepublik „Burjatien“ im südöstlichen Sibirien), zu deren Sehenswürdigkeiten ein 42 Tonnen schweres monumentales Denkmal, nämlich ein großer Lenin-Kopf gehört, erscheint er wie ein omnipotenter „Wegweiser“, „Architekt“, „Bauherr“, „Gestalter“ oder „Imperialist“. Die UdSSR schenkte der Stadt Chem-

nitz, die zuvor in Karl-Marx-Stadt umbenannt worden war, eine 40 Tonnen schwere Marx-Bronzebüste. Das 1971 in Gegenwart des sowjetischen Künstlers Lev Efimovič Kerbel (1917–2003), des DDR-Generalsekretärs Erich Honecker (1912–1994), dem Urenkel Marxens Robert-Jean Longuet und weiterer Ehrengäste eingeweihte Denkmal, wiederholte sich in einer DDR-Schenkung. Der Bildhauer Jo Jastram (1928–2011), der die Marx-Büste visuell-anschaulich gestaltet hatte, errichtete sie im Jahr 1984 für das sozialistische Militärregime in Addis Abeba (Äthiopien). Marxens „Kopf“ kann das strategische „Wachsen und Gedeihen des Sozialistischen Weltsystems“ auch sinnbildlich-revisionistisch in einem Entwicklungsland unterstreichen. Anlässlich der Wiederkehr von Marxens zweihundertstem Geburtstag schenkte die Volksrepublik China der Stadt Trier eine Marx-Monumentalstatue des Bildhauers Wu Weishan (geb. 1962). Pilotiert dieser Akt einen latenten Hinweis, der Erfolge zukünftiger Lernmotivationen sichtbar manifestieren soll? Der Künstler hatte sie in Anlehnung an den „westlichen Realismus“, der in der Zeit von Marxens Geburt geherrscht habe, modelliert und kombiniert mit dem „chinesisch-impressionistischen“ Stil. Konzipiert, figuriert und produziert im Herkunftsland China wurde sie von eigenem Fachpersonal im Jahr 2018 vor Marxens Geburtshaus aufgestellt – gleichsam ein Blickfang als „Geschichts- und Lernort“ mit didaktisch-orientierender Sehanleitung der chinesisch-normierten Selbstinszenierung, in der das ideologische „Markenzeichen“ mit Wiedererkennungswert nicht nur mit simultanen Interessen chinesischer Touristen im Ausland konvergieren soll: Touristische Welteroerbung, die als Mittel ästhetischer Distanzüberwindung eventuell Eindrücke kolonisieren könnte, ähnelt in der Austauschbarkeit aller Reiseziele impressionistisch-revisionistischen Darstellungsmethoden.

- 7 Jürgen Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2016, S. 89; Christoph Möllers, *Die Möglichkeit der Normen. Über die Praxis jenseits von Moralität und Kausalität*, Berlin 2015, S. 150–154; Karl Schlögel, *Petersburg. Das Laboratorium der Moderne 1909–1921*, München 2009, S. 22; Martin Sabrow, *Die DDR- Geschichtswissenschaft und ihre Zeithistorie*. In: Alexander Nützenagel/Wolfgang Schieder (Hg.), *Zeitgeschichte als Problem. Nationale Traditionen und Perspek-*

- tiven der Forschung in Europa, Göttingen 2004, S. 258; Christoph Veldhues, Formalistischer Autor-Funktionalismus. Wie Tynjanows *Puškin* gemacht ist (Slavistische Studienbücher 13), Wiesbaden 2003, S. 158; Alexander Vatlin, 1987. Lasst uns über Geschichte reden! Gorbatschow und die Umwertung des revolutionären Erbes. In: Jan Claas Behrends u. a. (wie Anm. 1), S. 212; Bernd Bonwetsch, Die russische Revolution 1917. Eine Sozialgeschichte von der Bauernbefreiung 1861 bis zum Oktoberumsturz, Darmstadt 1991, S. 218; Stillig (wie Anm. 6), S. 1
- 8 Jan Claas Behrends u. a. (wie Anm. 1), S. 19
- 9 Manfred Hildermeier, Revolution und Revolutionsgeschichte. In: Dietrich Geyer, Die Umwertung der sowjetischen Geschichte (Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 14), Göttingen 1991, S. 32; Irina Scherbakowa, 1997. Eine Wende, still und leise. In: Jan Claas Behrends u. a. (wie Anm. 1), S. 250; Gerhard und Nadja Simon, Verfall und Niedergang des sowjetischen Imperiums. Mit zahlreichen Dokumenten, München 1993, S. 43–68
- 10 Hildermeier (wie Anm. 9), S. 36; Benno Ennker, Ende des Mythos. Lenin in der Kontroverse. In: Geyer (wie Anm. 9), S. 54; Scherbakowa (wie Anm. 9), S. 250; Osterhammel (wie Anm. 7), S. 88; Aleida Assmann, Formen des Vergessens (Historische Geisteswissenschaften 9), Göttingen 2016, S. 11–29; zu Lenins Kriegstheorie und „Revolutionsexport“ vgl. Michael Ploetz, Wie die Sowjetunion den Kalten Krieg verlor. Von der Nachrüstung bis zum Mauerfall, München 2000, S. 26–34
- 10a Harald Lesch/Klaus Kamphausen, Wenn nicht jetzt, wann dann? Handeln für eine Welt, in der wir leben wollen, München 2018, S. 89 u. 98
- 11 Dietrich Geyer, Perestrojka in der sowjetischen Geschichtswissenschaft. In: ders. (Hg.), Die Umwertung der sowjetischen Geschichte (Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 14), Göttingen 1991, S. 10; Jan Plamper, 2017. Erinnerung und Verdrängung der Revolution in Russland – zwischen Märtyrologie, Konspirologie und starkem Staat. In: Jan Claas Behrends u. a. (wie Anm. 1), S. 286 f.
- 11a Ernst Robert Curtius, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, Bern/München 1963, 47, 87 f., 109, 142, 146, 243 u. 530
- 11b Gérard Bensussan, Politik als Übersetzung. Marx und die Revolution. In: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie 43, 2018, S. 295

- 11c Stefan Böckler, Grenze: Allerweltswort oder Grundbegriff der Moderne? In: Archiv für Begriffsgeschichte 45, 2003, S. 167; Kollmorgen (wie Anm. 6a), S. 11, 323–337, bes. 323, 326, 330, 332, 333 u. 334
- 11d Kollmorgen (wie Anm. 6a), S. 323
- 11e ebd., S. 11
- 11f ebd., S. 333 u. 334
- 11g Angelika Nußberger, Ende des Rechtsstaats in Russland? Probleme der rechtsstaatlichen Entwicklung im Spiegel der Rechtsprechung des Russischen Verfassungsgerichts und des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte (Schriftenreihe der Kölner Juristischen Gesellschaft 31), Köln 2007, S. 8; Lutz Niethammer, Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur, Reinbek bei Hamburg 2000, S. 34
- 11h ebd., S. 345
- 11i Kollmorgen (wie Anm. 6a), S. 330
- 11j ebd., S. 323
- 11k Martin Aust, Die Russische Revolution. Vom Zarenreich zum Sowjetimperium, München 2017, S. 127. Vgl. S. 138: „Der politische Betrieb Russlands, die politische Selbstorganisation der Gesellschaft befanden sich 1917 noch in ihrer Formationsphase [!]“.
- 11l Kollmorgen (wie Anm. 6a), S. 15 u. 323
- 12 Plamper (wie Anm. 11), S. 292
- 12a Scherbakowa (wie Anm. 9), S. 252 und 253
- 13 Jan Claas Behrends (wie Anm. 4), S. 13
- 14 Hildermeier (wie Anm. 9), S. 40
- 15 Stillig (wie Anm. 6), S. 17
- 16 Bonwetsch (wie Anm. 7), S. 123
- 16a Vgl. ausführlich dazu Marcus M. Payk, Frieden durch Recht? Der Aufstieg des modernen Völkerrechts und der Friedensschluss nach dem Ersten Weltkrieg (Studien zur internationalen Geschichte 42), Berlin/Boston 2018, S. 27, 28, 29, 82 ff., 89, 99, 109 f. u. 658
- 16b Christopher Clark, Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog. Aus dem Englischen von Norbert Juraschitz, München 2013, S. 13, 17, 19, 708, 709, 716, 717 u. 718
- 16c Uwe Pörksen, Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur, Stuttgart 1988 (7. Auflage von 2011), S. 95, 118–121; ders., Politische Rede *oder Wie wir entscheiden*, Göttingen 2016, S. 123 ff. u. 152

- 16d Jan Assmann, *Totale Religion. Ursprünge und Formen puritanischer Verschärfung*, Wien 2016, S. 168 u. 169. Assmann beruft sich in diesem Zusammenhang auf Anfänge in der ersten Hälfte des 2. vorchristlichen Jahrhunderts. Stoische Philosophen und römische Rechtslehrer hätten in ihrer Begegnung aus dem sozialen Naturrecht und der Vernunft des römischen Rechts die abendländische Rechtskultur entwickelt. Diesen weltlich-christlichen Ursprung von Recht und Moral hatte Papst Benedikt XVI. in seiner Bundestagsrede vom 22. September 2012 erwähnt.
- 16e Christoph Bruns, *Christologischer Universalismus. Der Johannesprolog in der Wirklichkeitsdeutung des Origines*. In: Markus Enders/Rolf Kühn (Hg.), „Im Anfang war der Logos ...“. Studien zur Rezeptionsgeschichte des Johannesprologs von der Antike bis zur Gegenwart (Forschungen zur Europäischen Geistesgeschichte 12), Freiburg/Basel/Wien 2011, S. 7–46, bes. 45 f.; auf S. 46 zitiert Bruns die Vermittlung des Heiligen Geistes als „Teilhabe an der göttlichen Natur“, die eine analoge Bedingung seiner Eigenheit (vgl. Anm. 16f) noch im vierten Jahrhundert (325/381) begründet habe. Indem Bruns den Alexandriner „Origines der Sache nach als Vordenker des späteren kirchenamtlichen Trinitätsglaubens“ (vgl. Anm. 16f) einschätzt, folgert er methodisch-gewagt aus seiner historischen Retrospektive und Rekonstruktion zeitimmanent, präventiv-vorausschauend und „aufklärerisch“-instrumentalisiert die unauflösbare Einheit der Trinität als des Origines weltweit wirkende Denkweise eines „heilsgeschichtlichen Trinitarismus [!]“: „Der Grundakkord, der die Prologexegese des Origines durchzieht“, ist „sein ‚*christologischer Universalismus*‘, der *alle* Wirklichkeit in radikaler kosmologischer und soteriologischer ‚*Patrozentrík*‘ unter die ‚*Mittlerschaft des ewigen Gottessohnes*‘ gestellt sieht, von dessen Wahrheit der Johannesprolog kündigt“.
- 16f Kurt Flasch, *Meister Eckhart. Philosoph des Christentums*, München 2011, S. 212; Christoph Bruns, *Trinität und Kosmos. Zur Gotteslehre des Origines* (Adamantiana 3), Münster 2013, S. 21, 24, 60, 156; vgl. Bruns (wie Anm. 16e), S. 212 u. 309; Holm Tetens, *Der Gott der Philosophen. Überlegungen zur Natürlichen Theologie*. In: *Zeitschrift für Systematische Theologie und Religionsphilosophie* 57, 2015, S. 7 ff.; Wolfgang Grünstündl, *Petrus Alexandrinus* (Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament

- 353), Tübingen 2013, S. 152 ff.; Stillig (wie Anm. 19a), S. 1146–1162, 1163–1192 u. bes. S. 1166–1169
- 16g Jörg Baberowski, *Autokratie und Justiz. Zum Verhältnis von Rechtsstaatlichkeit und Rückständigkeit im ausgehenden Zarenreich 1864–1914* (*Ius Commune* 78), Frankfurt/M. 1996, S. 121–135, 180–188 u. 196–198
- 16h ebd., S. 787
- 16i ebd., S. 33, 88, 102, 117, 120, 121, 132, 160, 234, 481, 490, 614, 615, 728 u. 790
- 16k ebd., S. 12, 13 u. 780; Leonhard Büchse (wie Anm. 6), S. 661, 666, 671 u. 686
- 16l Pörksen, *Plastikwörter* (wie Anm. 16c), S. 118–121; Pörksen, *Politische Rede* (wie Anm. 16c), S. 279–287
- 16m Iris Därmann u. Stephan Zandt, *Andere Ökologien. Transformationen*, In: dies. (Hg.), *Andere Ökologien. Transformationen von Mensch und Tier*, Paderborn 2017, S. 9–21, bes. 9 f., 19 u. 21; Peter Gaitsch, *Die biologische Generativität des Leibkörpers. Präliminarien zu einer phänomenologischen Analyse*. In: Reinhold Esterbauer, Andrea Paletta, Julia Meer (Hg.), *Der Leib und seine Zeit. Temporale Prozesse des Körpers und deren Dysregulationen im Burnout und bei anderen Lebenserfahrungen*, Freiburg/München 2019, S. 39–71, bes. 62; Ulrich Lüke, *Das Säugetier von Gottes Gnaden. Evolution, Bewusstsein, Freiheit*, Freiburg, Basel, Wien 2006, S. 249–254, bes. 250 („Anima forma corporis“); Stillig (wie Anm. 19a), S. 104–108; Jürgen van Oorschot, *Anthropologie(n) des Alten Testaments in den expliziten und impliziten Menschenbildern. Eine redaktionsgeschichtliche und interdisziplinäre Aufgabe*. In: *Theologische Literaturzeitung* 145, 2020, S. 4–16; vgl. ergänzend dazu *Aspekte des „Abstands“ und der „Ressourcen“, die das „Gemeinsame“ kultureller Identität erörtern*. Die Rezension von Ralf Koerrenz behandelt *Universelles und Normatives am Beispiel der Publikation von François Jullien, Es gibt keine kulturelle Identität*, Frankfurt 2017. In: *Zeitschrift für Pädagogik und Theologie* 71 (3), 2019, S. 338–344; zur interdisziplinären Ergänzung siehe Bernd Jaspert, *Wohin führt die Kirchengeschichte?* In: *Revue d’histoire ecclésiastique* 114 (3–4), 2019, S. 828–834

- 17 Gerd Koenen, 2007. China – aus dem Schatten des Roten Oktober auf die Höhe des 21. Jahrhunderts? In: Jan Claas Behrends u. a. (wie Anm. 1), S. 255–277, bes. S. 255
- 17a Ausführlich dazu Leonhard, BÜchse (wie Anm. 6), S. 655; ders., Der überforderte Frieden (wie Anm. 6), S. 71–73
- 18 Ausführlich zur Frontpropaganda und Separatfriedensfrage vgl. Rosemarie Kantner, Die Außenpolitik der russischen Provisorischen Regierung von 1917 im Widerstreit zwischen traditionellen und revolutionären Vorstellungen, Diss. phil. Kiel 1974, S. 298–312; zur finanziellen Unterstützung Lenins vgl. Nikolaj Nikolajewitsch Suchanow, 1917. Tagebuch der Russischen Revolution. Ausgewählt, übertragen und herausgegeben von Nikolaus Ehlert. Vorwort von Iring Fetscher, München 1967, S. 454; Anm. 15 f. Vgl. zu den „Sissons-Documents“: Bonwetsch (wie Anm. 7), S. 157. Der Politikwissenschaftler Paul Noack (Die manipulierte Revolution. Von der Bastille bis in unsere Zeit, München/Zürich 1978, S. 104–107) und die Historiker Robert Service (Lenin. Eine Biographie, München 2000), Orlando Figes (Die Tragödie eines Volkes. Die Epoche der russischen Revolution 1891 bis 1924, Berlin 1998) und Oleh Fedyschyn (German's Drive to the East and the Ukrainian Revolution 1917–18, New Brunswick 1971) behaupten, dass Lenin von deutscher Seite in unterschiedlicher Höhe Millionenbeträge erhalten habe. Jedoch überzeugende Nachweise fehlen bisher. Vgl. auch 1915 die Verbindungen mit einer Million Reichsmark zwischen dem deutschen Ulrich Graf von Brockdorff-Rantzau in Dänemark und Alexander Helphand („Parvus“), später dann Lenin: Leonhard, BÜchse (wie Anm. 6), S. 654 u. 655
- 19 Stillig (wie Anm. 6), S. 33 Anm. 42; zum Problemkreis „Übersetzung“ vgl. Werner Kogge, Was heißt Übersetzung? Eine sprachpragmatisch-kriteriologische Skizze. In: Saeculum 67, 2017, S. 11–19; Doris Bachmann-Medick, Übersetzung zwischen den Zeiten – ein *travelling concept*? In: Saeculum 67, 2017, S. 21–43
- 19a Jürgen Stillig, Heilige Berge. Exzellenz, Entzauberung und Absurdität (Hildesheimer Beiträge zu Theologie und Geschichte 8), Bd. 1, Hildesheim 2018. Grundlegende Zusammenhänge der „Übersetzung“: S. 13, 16 f., 17, 30, 52, 78, 81, 82, 86, 90, 94, 97, 100, 103, 109, 124, 128, 131, 134, 172, 176, 182, 195, 202, 227, 243, 265 u. passim; zu sprachtheoretischen Fragen performativer „Übersetzung“ siehe S. 353 ff. u. 356; Tammo Mintken, Die Performativität

- der Einsetzungsworte. Eine Untersuchung zu Giorgio Agambens Sprechaktttheorie. In: Münchener Theologische Zeitschrift 67, 2016, S. 360 ff.; Neutatz (wie Anm. 6a), S. 54 f.
- 19b Nußberger (wie Anm. 11g.), S. 1 u. 3
- 19c ebd., S. 63;
- 19d Stillig (wie Anm. 19a), S. 256–282, zu „gestrifelt“ (gestreift, vermischen) vgl. S. 60 u. 261 und in der Lachmann’schen Ausgabe: Wolfram von Eschenbach, Parzival. Studienausgabe, Berlin 1965. Ebenso S. 344 (758, V. 17–19): „der rîche Feirafîz was beidiu swarz unde wîz über al sîn vel“.
- 19e Gerhard von Rad, Weisheit in Israel. Mit einem Anhang neu herausgegeben von Bernd Janowski, Neukirchen-Vluyn 2013; zum Begriff „Ordnung“ und „Pansakralität“ siehe S. IX, X (B. Janowski) u. 3, 4, 6 f., 14, 36 f., 63, 66 f., 76 f., 82, 83, 87, 121 u. 240; Jürgen Stillig, Götter reden nur durch unser Herz zu uns. Aspekte der Metaphorik von der Einwohnung Gottes im Herzen. In: Die Diözese Hildesheim in Vergangenheit und Gegenwart 53, 1985, S. 135–153, bes. 141; Stillig (wie Anm. 19a), S. 44, 106–108, 118, 119, 167, 168, 170, 174, 176, 177, 344, 766 u. 792; Bernd Wannenwetsch, Plurale Sinnlichkeit. Glaubenswahrnehmung im Zeitalter der virtual reality. In: Neue Zeitschrift für Systematische Theologie und Religionsphilosophie 42, 2000, S. 299–315, bes. 300, 301, 303–305 u. 314 f.; Kurt Fina, Vom geschichtsdidaktischen Ort der Subjektivität. Eine anthropologische Grundlegung historischer Bildung. In: Historisches Jahrbuch 105, 1985, S. 158
- 19f Baberowski (wie Anm. 16g), S. 121–135, 180–188 u. 196–198
- 19g Jörg Baberowski, Räume der Gewalt, Frankfurt/M. 2015, S. 24, 80 f., 82–83, 84–85, 87, 100 u. 103; ders. (Hg.), Moderne Zeiten? Krieg, Revolution und Gewalt, Göttingen 2006, S. 111, 113 u. 137
- 19h Mathias Hildebrandt, Politische Kultur und Zivilreligion (Epitemata: Reihe Philosophie 202), Würzburg 1996, S. 262; Baberowski, Autokratie (wie Anm. 16g), S. 2–5
- 19i Baberowski, Räume der Gewalt (wie Anm. 19e), S. 80, 82, 85, 86 u. 90; ders. (Hg.), Moderne Zeiten? (wie Anm. 19e), S. 134 u. 135; Jörg Baberowski/Anselm Doering-Manteuffel, Ordnung durch Terror. Gewaltexzesse und Vernichtung im nationalsozialistischen und stalinistischen Imperium, Bonn 2006, S. 17

- 19j Baberowski, Räume der Gewalt (wie Anm. 19e); ders., Anselm Doering-Manteuffel (wie Anm. 19i), S. 15–16; Schlögel (wie Anm. 7), S. 23
- 19k Wilhelm Schmidt-Biggemann, Gott, versuchsweise. Eine philosophische Theo-logie, Freiburg, Basel, Wien 2018, S. 80 ff. u. 88 f.; Mintken (wie Anm. 19a), S. 361
- 20 Aleida Assmann, Ist die Zeit aus den Fugen? Aufstieg und Fall des Zeitregimes der Moderne, München 2013, S. 76–77; Hildermeier (wie Anm. 9), S. 40; Stillig (wie Anm. 19a), S. 87, 88, 91, 95, 103, 125, 144, 309, 502, 531, 532 u. 743; Hans-Jörg Rheinberger, Experimentalität. Hans-Jörg Rheinberger im Gespräch über Labor, Atelier und Archiv, Berlin 2018, S. 13; „Im Ganzen betrachtet ist die Wissenschaft ein kulturelles Unternehmen mit einer eigenen Materialität. Es kann sein, dass die Materialität der wissenschaftlichen Praxis sich von anderen Feldern unterscheidet [...]“ und S. 15: „Nach meiner Erfahrung [Rheinberger, der Verf.] geschehen die wichtigsten Entwicklungen in den Wissenschaften unerwartet, sie basieren auf präzedenzlosen Ereignissen. Es tritt etwas auf, das man nicht in der Theorie antizipiert hatte“. Das sei der „Ort der Forschung“ – an den Grenzen des Wissens beziehungsweise in der steten Herausforderung und Transformierung des vorhandenen Wissens“ (S. 18).
- 20a Falko Schmieder, Von Extrem zu Extrem. Stationen der Geschichte eines brisanten Begriffs. In: Archiv für Begriffsgeschichte 58, 2017, S. 87 u. 99, hier bes.: S. 98, 104 u. 105; zum Thema „switching“ vgl. Stillig (wie Anm. 19a), S. 201, 203, 211, 221, 240, 243, 247, 251, 265, 274 f., 278, 283 und passim.
- 21 Hildermeier (wie Anm. 9), S. 40 u. 53. Zu Lenin vgl. Reinhard Wittram, Studien zum Selbstverständnis des 1. und 2. Kabinetts der russischen Provisorischen Regierung (März bis Juli 1917) (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Philologisch-historische Klasse, III. Folge Nr. 18), Göttingen 1971, S. 63. Vgl. dort im Anhang den übersetzten Zeitungstext aus der „Delo Naroda Nr. 26 vom Sonntag, 16. [23] April 1917 von Victor [Michajlovič] Černov zum Thema „Lenin“: Lenin sei eine „interessante politische Figur“, dem mit seinem „eindimensionalen Verstand“ nur die „Arena“ gefehlt habe. Er sei nicht nur als „Mensch unbedingt sauber“, sondern werde auch für die „Bourgeoisie gerade so etwas wie ‚brennender Schwefel zu werden“.

- 21a Schlögel (wie Anm. 7), S. 537
- 22 Hildermeier (wie Anm. 9), S. 40 u. 53; Hans von Rimscha, Geschichte Russlands, Darmstadt 1970, S. 572 ff.: Was Hildermeier zur Akzeptanz Stalins gegenüber der Provisorischen Regierung ausgeführt hat, habe auch Lenin im Frühjahr 1917 für erwägenswert gehalten, um den friedlichen Übergang für den Sozialismus durch eine linke Mehrheitskoalition zu erreichen (Noack, wie Anm. 19, S. 40 auf der Grundlage von Klaus von Beyme (Hg.), Empirische Revolutionsforschung, Opladen 1973).
- 23 Wittram (wie Anm. 21), S. 63; Hildermeier (wie Anm. 9), S. 41
- 24 Bonwetsch (wie Anm. 7), S. 217
- 25 Wittram (wie Anm. 21), S. 49; Suchanow (wie Anm. 18) S. 252–254; die „absolute Tabuisierung“ Suchanows (Ennker, wie Anmerkung 10, S. 68) hat in der Forschung nicht den behaupteten Stellenwert eingenommen: vgl. Wittram (wie Anm. 21), S. 17 Anm. 13, S. 23 Anm. 23, S. 46 Anm. 55, S. 49 Anm. 60, S. 55 Anm. 67 u. S. 88 Anm. 116; Kantner (wie Anm. 18), S. 79 Anm. 1; Stillig (wie Anm. 6), S. 111 und 131. Gibt es auf dem Experimentierfeld der Wissenschaften ein orientierendes Augenmaß, dass in dem „verwickelten Gebilde“, dem Menschen, aus „Teilwahrheiten“ und „deren gegenseitiger Durchdringung langsam die Wahrheit höher wächst. Wächst sie wirklich höher?“ (Robert Musil, S. 1020): Der Person Cereteli gegenüber beweist Sukhanow im Verlauf der Monate März–Oktober 1917 eine kontrastive Beurteilung vom Beeindruckenden zum Überholtsein: S. 249 („stieräugiger Kaukasier“), S. 265 („hervorragender Redner“), S. 523 („geistiges Format“) und S. 568 („seine Rolle war ausgespielt“). Wittram bezieht sich in seinem Urteil über Cereteli auf Fedor Stepun (1884–1965), der ihn folgendermaßen charakterisiert hat: Cereteli verhalte sich wie ein „geradliniger Kaukasier“ mit „schwermütigen Hirschaugen“ (S. 46 Anm. 55).
- 25a Aust (wie Anm. 11a), S. 220
- 25b Heinz Pächter, Weltmacht Rußland. Tradition und Revolution in der Sowjetunion, München 1970, S. 15; dazu neuerdings Andreas Renner, Peter der Große und Russlands Fenster nach Asien. In: Historische Zeitschrift 306, 2018, S. 71–96
- 25c Pörksen, Plastikwörter (wie Anm. 16b), S. 18 f., 106 und 134–138; Wladimir Iljitsch Lenin, Das Militärprogramm der proletarischen Revolution, veröffentlicht im September und Oktober in

- der Zeitschrift „Jugend-Internationale“ von 1917 oder in W.I. Lenin, *Über Krieg, Armee und Militärwissenschaft. Eine Auswahl aus Lenins Schriften in zwei Bänden*, Berlin 1958/1959, Bd. I, S. 631
- 26 Suchanow (wie Anm. 18), S. 647
- 27 Reinhard Wittram, *Russia and Europe*, London 1973, S. 154
- 28 Suchanow (wie Anm. 18), S. 258
- 29 Jan Claas Behrends (wie Anm. 4), S. 13; Suchanow (wie Anm. 18), S. 20 Anm. 12; zum Gesamtzusammenhang vgl. Manfred Hildermeier, *Die Sowjetunion 1917–1991* (Oldenbourg Grundriss der Geschichte 31), München 2007, S. 8–12; ders. (wie Anm. 9), S. 40
- 30 Suchanow (wie Anm. 18), S. 465 ff.; dazu vgl. S. 300–303 u. S. 467 den Vorwurf, Lenin habe sein „Heil in der Flucht“ gesucht, weil ihm verleumderisch vorgeworfen wurde, er hätte „für Geld für den deutschen Generalstab gearbeitet“. Suchanow assoziiert mit dem „Donnerschleuderer Lenin“ (S. 301) zugleich einen fabulösen Kommentar, da das „Verschwinden Lenins“ nicht nur den „Kern einer Charakterisierung der Persönlichkeit dieses bolschewistischen Führers und künftigen Herrschers über Russland“ gebildet hätte, sondern auch die Behauptung, „auf der ganzen Welt“ hätte „einzig und allein“ nur „Lenin so handeln“ können. Aus kritisch-literarischer Sicht Aleida Assmanns entsteht solch ein „Fiktionsproblem [...] mit der Fragwürdigkeit dessen, was bis dahin als gesichert gelten konnte“. Fiktion und Wirklichkeit sind welthaltig, sie verbinden nicht nur Realität und Imagination, sondern schaffen auch neue Modi. Widersprüchlich schreibt Suchanow: „Der Haftbefehl gegen ihn [Lenin, d. Verf.] wurde wöchentlich erneuert“ ... Er argumentiert zudem: „Allerdings wurde Lenin mit Erfolg von Trotzki vertreten [...]“. Dann heißt es: „Dieser war ein ganz anderer Mann und konnte eigentlich Lenin überhaupt nicht ersetzen“ (S. 568). Suchanow ist sich auch sicher: „Unsere Revolution wurde von Anfang bis zum Ende von uneigennützigen, zutiefst prinzipientreuen Männern angeführt“ (S. 553, dazu 403). Zu „Fiktion als Differenz“ siehe Aleida Assmann in „Poetica“ 21, 1989, S. 240; zum „Februarregime[!]“ siehe Hildermeier (wie Anm. 29), S. 13
- 31 Suchanow (wie Anm. 18), S. 656, danach blieb Lenins Flucht nach Helsinki verborgen, denn seiner Meinung nach wäre Lenin „nach viermonatigem Aufenthalt in den Souterrains“ am 25. Oktober

- 1917 wieder aufgetaucht; zu Reaktionen und Strategiewechsel der Lagebeurteilung vgl. Lenin und Trotzki sowie Lenins Briefe vom 15. September aus Helsinki: Hildermeier (wie Anm. 9), S. 42–43, 44 u. 45 sowie ders., Sowjetunion 1917–1991 (wie Anm. 29), S. 14; Ennker (wie Anm. 10), S. 67; Aust (wie Anm. 11a), S. 139 f.
- 31a Stillig (wie Anm. 19a), S. 1228; zu Lenins Elternhaus und Ahnentafel vgl. Rimscha (wie Anm. 22), S. 564–568
- 32 Scherbakowa (wie Anm. 9), S. 238–240; Geyer (wie Anm. 11), S. 23–27 u. 31; ausführlich vgl. Robert W. Davies, *Perestroika und Geschichte. Die Wende in der sowjetischen Historiographie*. Aus dem Englischen übers. von Friedrich Griesse, München 1991, S. 159 ff., 201 ff. u. 262 ff.
- 33 Scherbakowa (wie Anm. 9), S. 241
- 34 Scherbakowa (wie Anm. 9), S. 238; Manfred Hildermeier, *Der Stalinismus im Urteil russischer Historiker*. In: Norbert Frei/Dirk van Laak/Michael Stolleis (Hg.), *Geschichte vor Gericht. Historiker, Richter und die Suche nach Gerechtigkeit*, München 2000, S. 93–102, bes. 98–99; dort ebenso Michael Stolleis, *Der Historiker als Richter – der Richter als Historiker*. In: dies., S. 173–182
- 35 Swetlana Pogorelskaja, *Russland erklärt seinen Akademikern den Krieg*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 20. September 2017, Nr. 219; vgl. dazu vom osteuropäischen Historiker Martin Schulze Wessel „Anschlag auf die europäische Universitätsidee. Den europäischen Universitäten in Sankt Petersburg und Budapest wird langsam die Luft abgedreht. Wo bleibt der Protest ihrer Partner?“ In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 22. November 2017, Nr. 271; ders., *Opfer im europäischen Machtspiel. Ungarn torpediert die Wissenschaftsfreiheit, und die Europäische Union schaut zu. Die Europäische Volkspartei hofiert Viktor Orban, die Wissenschaft zahlt den Preis*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 10. Juli 2019, Nr. 157
- 36 Scherbakowa (wie Anm. 9), S. 247
- 37 ebd., S. 247; vgl. den 1860–1862 erschienenen Roman von Fëdor M. Dostoevskij (1821–1881), „Aufzeichnungen aus einem Totenhaus“ (russ. „Zapiski iz mërtvogo doma“), in dem das „sibirische Zuchthaus“ wie das Symbol einer rechtlosen Gemeinschaft von Menschen beschrieben wird, die ihre Würde verloren haben. Siehe dazu neuerdings: Daniel Beer, *Das Totenhaus. Sibirisches Exil*

- unter den Zaren. Aus dem Engl. von Bernd Rüllkötter, Frankfurt/M. 2018
- 38 Scherbakowa (wie Anm. 9), S. 247
- 39 ebd., S. 247
- 40 ebd., S. 246–249
- 41 Juliane Fürst, 1977. Stagnierende Revolution? Zwischen Erstarrung und Dynamik. In: Jan Claas Behrends u. a. (wie Anm. 1), S. 185 u. 188
- 42 Scherbakowa (wie Anm. 9), S. 240 u. 241
- 43 Vatlin (wie Anm. 7), S. 214. Vatlin folgert: Lenin war ein „glänzender Taktiker“, der den „Dogmen seiner Gegner und Mitstreiter zuwiderhandeln konnte“. Machtvoll begann er schließlich „zu korrigieren, zu ändern, von vorne zu beginnen“.
- 44 ebd., S. 214; vgl. dazu Kantner (wie Anm. 18), S. 328–440, allein zu „Stockholm, S. 328–424; Manfred Hildermeier bezog sich noch 1989 auf vier Revolutionsaspekte zur „Februarrevolution“:
1. „Die Notstandsdemokratie des *Februar* hat stets die besondere Aufmerksamkeit der westlichen Forschung gefunden“.
 2. Die „Gegner des Februar schwammen mit dem Strom und gossen nach Kräften Wasser in die Fluten, aber sie brachten diese nicht hervor“.
 3. „Der Untergang des Zarismus war mehr als ein Machtwechsel an der Staatsspitze. Mit der Monarchie brachen so gut wie alle staatlichen und sozialen Autoritäten der alten Ordnung zusammen“.
 4. Die „demokratische Revolution des Februar“ habe nicht nur das „Fundament für die eigene Konsolidierung“ zerstört, sondern auch das „innerste Gerüst des alten Staates und seiner Gesellschaft zum Einsturz“ gebracht: ders., Die Russische Revolution 1905–1921, Frankfurt/M. 1989, S. 299 u. 300; neuerdings allgemein zur Außenpolitik: Helmut Möller/Aleksandre Čuberʹjan (Hg.), Der Erste Weltkrieg. Deutschland und Russland im europäischen Kontext, Berlin/Boston 2017
- 45 Scherbakowa (wie Anm. 9), S. 252
- 46 Stillig (wie Anm. 31a), Bd. 1, S. 30
- 47 Scherbakowa (wie Anm. 9), S. 253
- 48 ebd. S. 250 u. 248

- 48a Karl Schlögel, *Terror und Traum*. Moskau 1937, München 2008, S. 403; vgl. die sympathische Beurteilung, die das Thema „Karl Schlögel findet Moskau“ betrifft: Lew Kopelew, *Worte werden Brücken. Aufsätze/Vorträge/Gespräche 1980–1985*. Mit einem Beitrag von Marion Gräfin Dönhoff, Hamburg 1985, S. 46–51
- 48b Schlögel (wie Anm. 48a), S. 357
- 49 Scherbakowa (wie Anm. 9), S. 253
- 50 Nina A. Frieß, *Nichts ist vergessen. Erinnerungskultur und kollektives Gedächtnis im heutigen Russland*, Potsdam 2010, S. 103; im Einzelnen vgl. Karl Schlögel (wie Anm. 48a), S. 81 ff., 100–102 u. 110–112. Zur „Gestalt des Doppelzünglers“ vgl. S. 113–114
- 51 Scherbakowa (wie Anm. 9), S. 252
- 52 ebd., S. 249
- 53 ebd., S. 251
- 54 Kantner (wie Anm. 18): Ihre ausführliche Untersuchung hat beispielweise Materialien französischer und belgischer Archive nicht ausgewertet.
- 55 Zum Folgenden vgl. Barberowski (wie Anm. 19f), S. 3–5; Helmut Altrichter/Walther L. Bernecker (Hg.), *Geschichte Europas im 20. Jahrhundert*, Stuttgart 2004, S. 31–34 u. 36–39; Bonwetsch (wie Anm. 7), S. 8–94, bes. 82 ff.
- 56 Altrichter/Bernecker (wie Anm. 55), S. 33; für die Problematik eine sehr gute Einführung: Baberowski (wie Anm. 19f), S. IX, 3, 4, 5–6, 8 f., 11–60, 61 u. 481–614
- 56a Nußberger (wie Anm. 11g), S. 1 Anm. 1; dies., *Einführung in das russische Recht* (Schriftenreihe der Juristischen Schulung 156), S. 2–4 u. 6–10
- 56b Nußberger (wie Anm. 11g), S. 2; Baberowski (wie Anm. 16g), S. 615–621, zur Rechtspraxis reformierter Gerichte, der Gewaltenteilung, Rückständigkeit und rechtsformaler Prinzipien von 1866–1914 siehe 622 (1866–1870: „Der Juristenstand blieb ein Fremdkörper inmitten einer feindseligen Umgebung“), 623 („Auf geradezu provozierende Weise unterstrichen die Richter ihren Widerwillen, mit den Eliten der alten Ordnung zu kooperieren“), 626 („Heftige Angriffe richtete der Polizeichef der Stadt Moskau Pohl gegen die reformierte Justiz“), 627 („Binnen weniger Jahre verwandelte sich die Lokalgerichtsbarkeit in ein Instrument zur Beaufsichtigung der Verwaltung und schützte somit Bürger vor willkürlicher Verhaftung und Verurteilung“),

629 („In einigen Provinzen erreichten die Spannungen zwischen Justiz und Verwaltung ein solches Ausmaß, daß Gouverneure den Polizeidienststellen schließlich jegliche Zusammenarbeit mit den Gerichten untersagten“.), 633 („Die Justiz gewann durch die Konflikte mehr als sie verlor“.), 639 („der Konflikt zwischen der reformierten Justiz und den Verwaltungsbehörden schien sich zu verstetigen, ohne daß der Justizminister einen begründeten Anlaß zum Eingreifen sah“.), 642 (1866–1872: „Die reformierte Justiz blieb nicht nur unbeschadet, sie gewann im Konflikt mit den Verwaltungsbehörden an Einfluß und Akzeptanz“), 661 („Neuerungen resultierten aus dem Bestreben, der Weiterentwicklung des Rechtsbewusstseins Rechnung zu tragen“.), 665 („der autokratische Staat verstand sich als Teil des modernen, fortgeschrittenen Europa“), 668 („der Prozeß erleichterte letztlich eine Verdichtung der revolutionären Infrastruktur“.), 671 (Karrierejurist A. F. „Koni sah im Strafgesetz kein geeignetes Instrument, um der revolutionären Bedrohung wirksam zu begegnen“.), 698 (1878–1890: „Die Zentralregierung verlor an Einfluß und büßte nahezu alle Aufsichtsrechte über die Lokalverwaltung ein“.), 701 („Eine Fortführung der auf gesellschaftlichen Konsens und Entgegenkommen ausgerichteten Reformpolitik des Diktators Loris-Melikov schien möglich“), 711 („Es war das Dilemma der zarischen Justizreform, daß sie einen Juristentyp hervorbrachte, der sich dem politisch motivierten Strafanspruch des Staates weitgehend verschloß“.), 724 (Exkurs „Richter“-Disziplinierung: „die Unabhängigkeit der Justiz [blieb] unangestastet“.), 731 (Justiz/Revolution 1904–1907: „das 20. Jahrhundert gebar den Terroristen neuen Typs“.), 756: „Die Regierung des Zaren wahrte die Unabhängigkeit der zivilen Justiz und beließ die Verhandlung gewichtiger politischer Verfahren in ihrer Kompetenz“.), 775 (Ausnahmerecht/institutionelle Rückständigkeit): „Die Gouverneure nutzten deshalb die Vollmachten, die ihnen das Ausnahmerecht bot, um Ordnungswidrigkeiten administrativ zu ahnden“) und 790 (Schlussbetrachtung: „Die Revolution des Jahres 1917 warf Rußland um mehr als fünfzig Jahre zurück“... „Den Dilemmata autokratischer Modernisierung entgingen die Bolševiki, weil sie ihre Ziele unter Aufbietung menschenverachtender Gewalt durchsetzten und der ökonomischen Modernisierung keine Liberalisierung und Verwestlichung der Herrschaftsmechanismen folgen ließen“).

- 56c Nußberger (wie Anm. 11g), S. 5
- 56d Nußberger (wie Anm. 56a), Einführung, S. 7
- 56e Aust (wie Anm. 11a), S. 59
- 57 Bonwetsch (wie Anm. 7), S. 122
- 58 ebd., S. 123
- 58a Neutatz (wie Anm. 6a), S. 586: „Die Februarrevolution erscheint somit als die logische Weiterentwicklung des 1905 von den Liberalen und Demokraten eingeschlagenen Weges in Richtung auf einen demokratischen Verfassungsstaat“. Ein zweiter spekulativer Gesichtspunkt ist in „Bilanz und Ausblick“ erwähnenswert: „Das späte Zarenreich hatte durchaus ein Potenzial aufzuweisen, das bei ausreichend kontinuierlicher Entwicklung [!] über einen längeren Zeitraum hinweg zur allmählichen Angleichung [!] an die Verhältnisse in Westeuropa hätte führen können.“ Zum Zivilisationsbruch der Bolschewiki vgl. S. 586 f.
- 59 Bonwetsch (wie Anm. 7), S. 80; Hildermeier, Sowjetunion (wie Anm. 44), S. 296; Altrichter (wie Anm. 44), S. 33
- 60 Altrichter/Bernecker (wie Anm. 44), S. 33
- 61 ebd., S. 33
- 61a Andreas Fischer-Lescano, Subjektlose Rechte. In: ders., Hannah Franzi u. Johan Horst (Hg.), Gegenrechte. Recht jenseits des Subjekts, Tübingen 2018, S. 10 u. 419
- 61b ebd., S. 419
- 61c ebd., S. 419
- 61d Kolja Möller, Ein postheroischer Populismus? Zum Verhältnis von Populismus und Reflexivität. In (wie Anm. 61a), S. 294–299, bes. S. 294 ff.
- 62 Schlögel (wie Anm. 7), S. 21. Schlögel urteilt, die Revolution von 1917 „war wirklich eine große Revolution, doch es war auch eine Revolution voller biblischer Schrecken“; Neutatz (wie Anm. 6a), S. 195 ff.
- 62a Vgl. zur „histoire totale“: Karl Schlögel, Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik, München 2003, S. 10; Schlögel (wie Anm. 48a); zum „Chronotopos“, zur „Geschichte der Gleichzeitigkeit“ und dem „stereoskopischen Rundumblick“, S. 23 ff.; Martina Hessler, Die kreative Stadt. Zur Neuerfindung eines Topos, Bielefeld 2007, S. 10 u. 23; Neutatz (wie Anm. 6a), S. 197–203; Odo Marquard, Aesthetica und Ana-

esthetica. Philosophische Überlegungen, Paderborn, München, Wien, Zürich 1989, S. 13 ff.

- 62b Tzvetan Todorov, Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen, Frankfurt/M. 1985, S. 13, 168 u. 175; Jan Assmann, Gottes willige Vollstrecker. Zur Politischen Theologie der Gewalt. In: Saeculum 51, 2000, S. 161 f.; zur Differenzierung: Urs Bitterli, Kolumbus und die Wilden. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 44, 1993, S. 19–28; Stillig (wie Anm. 19a), S. 1154–1156. Das Denken der Eroberer, das Quantitäten menschenfeindlicher wahnhafter Goldgier abstrakt konturiert habe, seien im Kolonialismus und den totalitären Staaten missbräuchliche Formen von „Irrationalismen“ gewesen, weil Menschen sich der „Mittel der Rationalität bedienen“ konnten. Sylvio Vietta unterscheidet in seiner Geschichtskonzeption zwischen frühneuzeitlichen Formen des „Massakers“ und dem „neuzeitlichen, zumeist durch irrationale Ideologien, aber rationale Techniken hergestellten Massenmord“ (S. V., Rationalität – Eine Weltgeschichte. Europäische Kulturgeschichte und Globalisierung, München 2012, S. 11, 13 ff. u. 104–112). Nach seiner Meinung fallen die „Totalität der Geschichte und Spezialisierung des Wissens“ auseinander (S. 32). Darum müsse eine Geschichtstheorie selbst einen „Gesamtentwurf“ vorlegen, der dem „Totalitätscharakter der Geschichte“ entspreche (S. 32). Vietta vermischt seinen Entwurf durch eine „Theoriehybridität“, denn er fordert einerseits „Ganzheit und Totalität“ und andererseits eine „Trennung von Theorie und Praxis“, die letztlich die „Spaltung zwischen Gegenwart und Vergangenheit“ (S. 33) überwinden will. Dazu gehöre die „Abspaltung des rationalen Denkens von der Aisthetik (Sinnlichkeit, Emotionalität), die zwei Kulturen hervorbringe und für die „europäische Kultur und ihre Derivate“ ein „eigenes Irrationalitätsproblem“ (S. 34) auspräge. Viettas Spiel zwischen Dekonstruktion und Rekonstruktion sowie Segregation und Integration impliziert diachronisch „eine Geschichtslogik: die Konstruktion einer Zivilisation [!] aus der Logik der Rationalität und der sie begleitenden Irrationalitäten durch den Verlauf der Geschichte und in ihr“ (S. 35). Vietta betont: Die „imperiale Macht“ der Rationalität sei keine quantitative „Fortschrittsgeschichte“ (S. 39), sondern eher ein Begrenzen von Expansion und Wachstum (S. 42).

- 62c Michael Hampe, Grausamkeit. In: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie 43.2, 2018, S. 113–132, hier: S. 131–132; Burkhard Liebsch, ‚Uralter krieg‘ und Neue Kriege. Fordert die neuere Gewaltgeschichte zur Revision der menschlichen *conditio historica* heraus? In: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie 43.2, 2018, S. 193–215
- 63 Schlögel (wie Anm. 48a), S. 653–658, bes. zur „Sowjetizität“ S. 600, zur „Endlösung“ S. 643 u. „Entscheidung“ S. 669
- 64 Bonwetsch (wie Anm. 7) mit dem resultativ-schwankenden, statistischen Zahlenmaterial, den Einschätzungen und Urteilen über Arbeiter, Demonstrationen und Streiks, dazu das Plastikwort „Klassenidentität“ und das vielgestaltige Wort „Doppelherrschaft“: S. 85–86, 90–92, 96–99, 102, 107, 116–119, 136, 139, 145, 147, 149, 152–154 u. 158–159; Schlögel (wie Anm. 48a) zu „Oktoberrevolutionsfeiern“ (S. 448), zum „Zusammenleben“, zum „Laboratorium“ (S. 380 u. 543) und zum „Modell Moskau“ S. 514, 537, 541, 545, 552, 599, 602 u. 657; Marquard (wie Anm. 62), S. 14; zur Bilanz der Herrschaft Lenins und Stalins gehören die „menschlichen Opfer“, die „Herrschaftstechnik“ und das „Modernisierungskonzept“: Neutatz (wie Anm. 6a), S. 588
- 65 Schlögel (wie Anm. 48a) erwähnt ca. 2 Millionen Verhaftungen, ca. 700.000 Ermordungen und fast 1,3 Millionen Menschen, die in Lager und Arbeitskolonien verschickt wurden (S. 21). Zum „Sowjetvolk als patriotische Kampfseinheit“ vgl. S. 143–146 und zur „Säuberung“ und zum „Kampf aller gegen alle“ siehe S. 556 sowie zu den „Ovationen“ S. 658. Zum „Schießplatz Butowo. Topographie des Großen Terrors“ siehe S. 603–643
- 66 Marquard (wie Anm. 62), S. 14; Schlögel (wie Anm. 50), S. 532 f.
- 67 Schlögel (wie Anm. 48a), S. 396 u. 541 ff.; Petra Gehring, Die Plattform, oder: Für eine am Ingenieurswesen interessierte Begriffsimportgeschichte und Metaphorologie. In: Falko Schmieder, Georg Toepfer (Hg.), Wörter aus der Fremde. Begriffsgeschichte als Übersetzungsgeschichte, Berlin 2018, S. 176–179; Stillig (wie Anm. 19a), S. 35, 44, 79, 280, 465, 523, 720, 747, 752 f., 755 f., 775, 781, 786, 792 f., 806 u. 1303; Anselm Haverkamp, Metapher – Mythos – Halbzeug. Metaphorologie nach Blumenberg, Berlin/Boston 2018, S. 14 ff., 80 ff. u. 257–267
- 67a Schlögel (wie Anm. 48a), S. 49, 61, 81, 83, 84 u. 85
- 68 ebd., S. 380, 381, 543, 544 u. 599; zur „Durchbildung“ vgl. Hildermeier (wie Anm. 44), S. 299

- 69 Schlögel (wie Anm. 48a), S. 602, zur „Statistik als Terror“, S. 163, 169–173; Pörksen (wie Anm. 16a), S. 109–117
- 69a Haverkamp (wie Anm. 67), S. 258
- 70 Hildermeier, Sowjetunion (wie Anm. 29), S. 45; ders., Russische Revolution (wie Anm. 44), S. 300: „... keine wirkliche Keimzelle des neuen Regimes“; ders., Geschichte der Sowjetunion 1917–1991. *Entstehung und Niedergang des ersten sozialistischen Staates*. Mit einem zusätzlichen Kapitel über das postsowjetische Russland 1991–2016, München 2017. S. 126 f.
- 71 Hildermeier Sowjetunion, (wie Anm. 29,) S. 41; ders., Geschichte der Sowjetunion 1917–1991 (wie Anm. 70), S. 127
- 72 Schlögel (wie Anm. 48a), S. 380 u. 381
- 73 ebd., S. 532, 537 u. 545
- 74 ebd., S. 552
- 75 ebd., S. 552, 554 u. 556; Pörksen, Plastikwörter wie Anm. 16b), S. 17
- 76 Schlögel (wie Anm. 48a), S. 514
- 77 ebd., S. 556
- 78 Hildermeier, Russische Revolution (wie Anm. 44), S. 294 ff.; ders. (wie Anm. 9), S. 48, 49 u. 51
- 79 Wittram (wie Anm. 21), S. 112–117 mit Černovs Bemerkungen zur Revolution, zum „Aufruf an die Völker“, zum Außenminister Miljukov, zur „energischen internationalen Politik“, zum „Umbau“ des Landes, zu „objektiven Resultaten“ und zur „Selbstorganisation der Demokratie“.
- 79a Hildermeier (wie Anm. 95), S. 114; Erik Porath, Figuren des Diskontinuierlichen: Sprung und Übersetzung. In: Falko Schmieder, Georg Toepper (wie Anm. 67), S. 308–313
- 80 Suchanow (wie Anm. 18), S. 254
- 80a Kurz und widersprüchlich vgl. Jörn Leonhard, Der überforderte Frieden (wie Anm. 6), S. 58 u. 62
- 81 Wittram (wie Anm. 21), S. 251
- 82 Bonwetsch (wie Anm. 7), S. 214
- 83 Wittram (wie Anm. 27), S. 153; Stillig (wie Anm. 6), S. 17 („spontane Erhebung“); Aust (wie Anm. 11a), S. 101 („vollkommen unvorhergesehene Überraschung“) u. 113 („1917 fanden nicht allein soziale, sondern auch nationale Revolutionen statt“)
- 84 Willy Hellpach, Sozialpsychologie. Ein Elementarbuch für Studierende und Praktizierende, Stuttgart 1951, S. 27
- 85 Bonwetsch (wie Anm. 7), S. 215

- 86 Suchanow (wie Anm. 18), S. 543
- 87 Assmann (wie Anm. 20), S. 77
- 88 Hildermeier (wie Anm. 44), S. 294; Schlögel (wie Anm. 50), S. 600
- 88a Joseph Ratzinger, Eschatologie: Tod und ewiges Leben (Kleine Katholische Dogmatik 9), Regensburg 1990, S. 130 u. 151
- 88b Hans-Jörg Rheinberger, Einführung. Diversität und Wissenschaft. In: André Blum, Nina Zschokke, Hans-Jörg Rheinberger, Vincent Barras (Hg.), Diversität. Geschichte und Aktualität eines Konzepts, Würzburg 2016, S. 13 ff.
- 88c Stillig (wie Anm. 19a), S. 325
- 88d Assmann (wie Anm. 20), S. 307
- 89 Bonwetsch (wie Anm. 7), S. 218
- 90 ebd., S. 6.; Aust (wie Anm. 11a) S. 229
- 90a Neutatz (wie Anm. 6a), S. 221, 284, 358 u. 361
- 91 Bonwetsch (wie Anm. 7), S. 6
- 91a Stephen A. Smith, Revolution in Russland. Das Zarenreich in der Krise 1890–1928. Übers. aus dem Engl. von Michael Haupt, Mainz 2017, S. 13, 127, 427, 429 f., 435 u. 438
- 91b Bernd Bonwetsch, Der GULAG und die Frage des Völkermords. In: Jörg Baberowski (Hg.), Moderne Zeiten? (wie Anm. 19g), S. 126–129
- 92 Hildermeier (wie Anm. 9), S. 34
- 92a Nußberger (wie Anm. 56a), S. 1
- 92b Nußberger (wie Anm. 11g), S. 2
- 93 Hildermeier (wie Anm. 44), S. 300; Aust (wie Anm. 11a), S. 13
- 94 Schlögel (wie Anm. 7), S. 27; Franziska Thun-Hohenstein, Troika. In: Schmieder/Toepfer (wie Anm. 67), S. 246
- 95 Bonwetsch (wie Anm. 7), S. 6; Schlögel (wie Anm. 7), S. 21; ders. (wie Anm. 50), S. 575; Manfred Hildermeier, Geschichte der Sowjetunion (wie Anm. 70), S. 127
- 95a Schlögel (wie Anm. 48a), S. 575 u. 649; Hildermeier (wie Anm. 70), S. 640 ff.
- 95b Schlögel (wie Anm. 48a), S. 640, 641 u. 708; Hildermeier (wie Anm. 70), S. 1124 f.
- 95c Hildermeier (wie Anm. 70), S. 1125
- 95d Aust (wie Anm. 11a), S. 230
- 95e Haverkamp (wie Anm. 67), S. 16
- 95f Davies (wie Anm. 32), S. 32

- 95g Max Weber, Die ‚Objektivität‘ wissenschaftlicher Erkenntnis. In: ders., Soziologie. Universalgeschichtliche Analysen. Politik. Mit einer Einleitung von Johannes Winckelmann, Stuttgart 1992, S. 197
- 95h Assmann (wie Anm. 10), S. 222 f.
- 95i Rheinberger (wie Anm. 20), S. 37, 39, 41 u. 42. Rheinberger differenziert zwischen Geistes- und Naturwissenschaftlern beispielsweise in Fragen des Protokollierens: S. 43–45
- 96 Renner (wie Anm. 25a), S. 81
- 97 ebd., S. 73; Christoph Möllers, Disziplinbegrenzung zwischen Historismus und Relevanzbedürfnis. In: Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 89, 2015, S. 486; ders. (wie Anm. 7), 110, 441, 442–447
- 97a Hildermeier, Russische Revolution (wie Anm. 44), S. 295; Schlögel (wie Anm. 50), S. 541 u. 544. Im Unterschied zum „ungeliebten Bastard“ (Hildermeier), dem negativ-bewerteten, funktionalen Gestaltungsabbild des Arbeiters mit „Klassenzugehörigkeit“, verdient seine Aussage in der Folge seiner Publikationen hier Beachtung, dass nun „die Arbeiterschaft so selbständig handelte wie selten“ (ders., wie Anm. 70), S. 68
- 98 Schlögel (wie Anm. 7), S. 21 u. 22
- 99 ebd., S. 21
- 100 ebd., S. 21
- 100a Falko Schmieder, Georg Toepfer, Wörter aus der Fremde. Begriffsgeschichte als Übersetzungsgeschichte – Einleitung. In: dies. (wie Anm. 67), S. 10
- 101 Renner (wie Anm. 25a), 81 u. 82
- 102 Schlögel (wie Anm. 48a), S. 655
- 103 Assmann (wie Anm. 20), S. 296–308
- 104 Hildermeier (wie Anm. 44), S. 229, 297, 302 u. 306; ders. (wie Anm. 9), S. 48
- 105 ebd. (wie Anm. 44), S. 302
- 106 Suchanow (wie Anm. 18), S. 647; Hildermeier (wie Anm. 44), S. 238 u. 244; ders., Geschichte Russlands. Vom Mittelalter bis zur Oktoberrevolution, München 2013 (3. Auflage 2016) mit dem Kap. „Rückständigkeit neu gesehen: zwischen Transfer und Verflechtung“: S. 1313–1346; David Feest und Lutz Häfner, Die Zukunft der Rückständigkeit. Vorbemerkungen. In: dies. (Hg.), Die Zukunft der Rückständigkeit. Chancen – Formen – Mehrwert.

- Festschrift für Manfred Hildermeier zum 65. Geburtstag, Köln/Weimar/Wien 2016, S. 15–19; Jürgen Osterhammel, *Alte und neue Zugänge zur Weltgeschichte*. In: ders. (Hg.), *Weltgeschichte (Basistexte Geschichte 4)*, Stuttgart 2008, S. 22 u. 26
- 106a Vgl. dazu Haverkamp (wie Anm. 67), S. 11, 23 Anm. 12, 61–63, 68 u. 80; Johann Kreuzer, „Auch einmal auf dem Kopfe zu gehen“. Über eine Metapher Hegels und die Revolutionen der Bewegungsarten des Geistes. In: *Allgemeine Zeitschrift für Philosophie* 43, 2018, S. 6
- 107 Hildermeier (wie Anm. 44), S. 229; Jürgen Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2009, S. 158, 452 u. 895–898; ders. (Hg.), *Alte und neue Zugänge* (wie Anm. 106), S. 19 u. 26; Jürgen Kocka, *Zukunft in der Geschichte*. In: David Feest, Lutz Häfner (wie Anm. 106), S. 27
- 107a Steve Fuller, Thomas Kuhn, *A philosophical history for our times*, Chicago/London 2000, S. 6 ff., 13 ff. u. 320 ff.; Konrad Repgen, *Kann man von einem Paradigmawechsel in den Geschichtswissenschaften sprechen?* In: Jürgen Kocka, Konrad Repgen, Siegfried Quandt, *Theoriedebatte und Geschichtsunterricht. Sozialgeschichte, Paradigmawechsel und Geschichtsdidaktik in der aktuellen Diskussion (Geschichte, Politik und ihre Didaktik, Sonderheft 3)*, Paderborn 1982, S. 29–74, bes. S. 74
- 107b Kristin Hagen, *Der Mensch, das Tier*. In: *Philosophische Rundschau* 58, 2011, S. 139 ff., 143, 144 ff. u. 155 ff.; Stillig (wie 19a), S. 1575 (Hunde)
- 108 Schlögel (wie Anm. 48a), zum „Durchdrehen“ S. 425, zur „Mythisierung“ S. 448 u. 406, zum „Definitionsmonopol“ S. 246, zur „Säuberung“ S. 548 u. 602, zum „Flugzeug“ S. 406 u. 598, zur „Transformation“ S. 461 und zur „Monomentalpropaganda“ S. 590
- 109 ebd., S. 543
- 110 ebd., S. 600, zu „durchmischt“ vgl. S. 165; zu „Klassenantagonismus“ S. 641; zur „Gleichzeitigkeit“ vgl. Assmann (wie Anm. 20), S. 42
- 110a Zur Weltliteratur und Übersetzungsproblematik in Russland vgl. Lew Kopelew, *Der Wind weht, wo er will. Gedanken über Dichter. Mit einem Nachwort von Werner Keller*, Hamburg 1988, S. 11–46, hier bes. S. 32; Dieter Lamping, *Die Idee der Weltliteratur. Ein Konzept Goethes und seine Karriere*, Stuttgart 2010, S. 9–13, 15–19 u. 91–97; Manuel Bauer, *Der literarische Faust-Mythos. Grundlagen – Geschichte – Gegenwart*, Stuttgart 2018, S. XII; Karl-Josef

- Kuschel, *Im Spiegel der Dichter. Mensch, Gott und Christus in der Literatur des 20. Jahrhunderts*, Düsseldorf 2007, S. 407–414
- 110b Kopelew (wie Anm. 110a), S. 47–90. Zur Faust-Kritik: „Lew Tolstoj bekämpft sich selbst ...“ und „Die faustische Welt Boris Pasternaks“, S. 91–149; Werner Keller (wie Anm. 110a), *Empfehlungen eines Lesers für Leser*, S. 363–369. Dort Angabe zum „Faust“ – von 1971 bis 1986 wurden dreieinhalb Millionen Exemplare in russischer Sprache und in „Übersetzungen von Cholodkowskij und Pasternak“ verkauft (S. 364). Im Jahr 2011 wurde in Russland der Spielfilm „Faust“ unter der Regie von Aleksandr Nikolajevič Sokurov mit großer Akzeptanz gezeigt; Harald Weinrich, *Lethe. Kunst und Kritik des Vergessens*, München 1997, S. 164
- 111 Hans Joas, *Die Macht des Heiligen. Eine Alternative zur Geschichte von der Entzauberung*, Berlin 2017, S. 67, 116, 123, 285 u. 440; Thomas Fries, *Philologische und poetische Relativität: Von Kafka über Brod und Politzer zu Einstein und Bachtin*. In: Luisa Banki u. Michael Scheffel (Hg.), *Lektüren. Positionen zeitgenössischer Philologie* (Schriftenreihe Literaturwissenschaft 94), Trier 2017, S. 165–189, bes. 181 u. 183–186; Jürgen Paul Schwindt, *Das athematische Lesen*. In: ebd., S. 29–44, bes. S. 31, 34, 35, 36 38 u. 40; zur „Transformation des Selbst“ vgl. Stillig (wie Anm. 19a), S. 726–729, 737–742, 784 u. 787
- 112 Schlögel (wie Anm. 48a), S. 594 u. 618
- 112a Schwindt (wie Anm. 111), S. 32, 33, 39 u. 40; Stillig (wie Anm. 19a), S. 56
- 113 Vgl. zu „*Paradoxien der Rückständigkeit*“ David Feest und Lutz Häfner (wie Anm. 106), S. 21; Ernst Wawra, *Die Inszenierung des bolschewistischen Kampfes gegen die Rückständigkeit und für den Fortschritt in den Propagandaplakaten der Revolutions- und Bürgerkriegszeit*. In: David Feest, Lutz Häfner (wie Anm. 106), S. 302–331
- 114 Vgl. zur „Skala des Fortschritts“ David Feest und Lutz Häfner (wie Anm. 106), S. 24; Dietmar Neutatz, *Nachholende Modernisierung oder eigener Weg? Das Automobil in Russland und in der Sowjetunion*. In: David Feest, Lutz Häfner (wie Anm. 106), S. 349–372; Kirsten Bönker, *Der sowjetische Fernsehzuschauer als „neuer Mensch“: Die sozialwissenschaftliche Freizeitforschung und das Problem der Rückständigkeit*. In: David Feest, Lutz Häfner (wie Anm. 106), S. 373–393; Neutatz (wie Anm. 6a), S. 587

- 115 Ploetz (wie Anm. 10), S. 26 ff.; Hildermeier, Sowjetunion (wie Anm. 29), S. 8; ders. (wie Anm. 106), S. 1339; Jörg Baberowski, Diktaturen der Eindeutigkeit. Ambivalenz und Gewalt im Zarenreich und in der frühen Sowjetunion. In: ders. (Hg.) (wie Anm. 19g), S. 51, 52 u. 53
- 116 Schlögel (wie Anm. 48a), S. 691; vgl. die Stalin-Biographie von Helmut Altrichter, Stalin. Der Herr des Terrors, München 2018; Yuri Slezkine, Das jüdische Jahrhundert. Aus dem Engl. v. Michael Adrian, Bettina Engels u. Nikolaus Gramm, Göttingen 2006; dazu siehe Stillig (wie Anm. 19a), S. 834–836 u. 838–847
- 116a Stillig (wie Anm. 19a), S. 822–825, 828–1830 u. 834–847; Baberowski, Doering-Manteuffel, Ordnung durch Terror (wie Anm. 19h), S. 16, 17 f., 15–18, 23, 79 u. 90 dazu S. 7–14; Vorwort: Hans Mommsen; vgl. Timothy Snyder, Bloodlands. Europa zwischen Stalin und Hitler, München 2015; selbstkritisch siehe Jörg Baberowski, Verbrannte Erde. Stalins Herrschaft der Gewalt, München 2017, S. 9–12 u. 14–32; René Nyberg, Der letzte Zug nach Moskau. Zwei Freundinnen, zwei Schicksale, eine jüdische Familiengeschichte. Aus dem Finn. von Angela Plöger, München 2019
- 116b Baberowski/Doering-Manteuffel (wie Anm. 19h), S. 16 u. 37
- 116c ebd., S. 36 f. u. 16 ff.
- 116b ebd., S. 17, 90 u. 89. Zum Buch Slezkines (wie Anm. 116) vgl. Stillig (wie Anm. 116 u. 116a) mit ausführlicher Analyse
- 116d Dietrich Beyrau, Aus der Subalternität in die Sphären der Macht: Die Juden im Zarenreich und in Sowjetrußland (1860–1930). In: Jörg Baberowski (Hg.), Moderne Zeiten? (wie Anm. 19g), S. 77 u. 81–88.; Baberowski/Doering-Manteuffel (wie Anm. 19h); zur „Diktatur des Schreckens“ siehe Baberowski (wie Anm. 116a), S. 212–368
- 116d Baberowski (wie Anm. 19h), S. 80
- 116f ebd. S. 342
- 116g ebd., S. 345; Jörg Baberowski, Moderne Zeiten? Einführende Bemerkungen. In: ders. (Hg.) (wie Anm. 19e), S. 7 f.; Jörg Baberowski, Diktaturen der Eindeutigkeit. In: ebd. (wie Anm. 19e), S. 38 u. 42
- 117 Richard Overly, Die Diktatoren. Hitlers Deutschland, Stalins Rußland. Aus dem Engl. v. Udo Rennert u. Karl Heinz Siber, München 2005, S. 15

- 118 Michael Burleigh, *Die Zeit des Nationalsozialismus. Eine Gesamtdarstellung*. Aus dem Engl. übersetzt v. Udo Rennert u. Karl Heinz Siber, Frankfurt/M. 2000, S. 34
- 119 Overly (wie Anm. 117), S. 856
- 120 ebd., S. 246
- 121 ebd., S. 25
- 122 Burleigh (wie Anm. 118), S. 25; Stefanie Burkhardt, *Religion. Vertrautes Fremdes Wort – Bestandsaufnahme zur Begriffsgeschichte*. In: Schmieder/Toepfer (wie Anm. 67), S. 187–192; zu „Weltanschauung“ vgl. Stillig (wie Anm. 19a), S. 425 f.
- 122a Charlotte Bretschneider, *Weltanschauung*. In: Schmieder/Toepfer (wie Anm. 67), S. 277–281, bes. 279 f.
- 123 Schlögel (wie Anm. 48a), S. 302 u. 303
- 123a Yuval Noah Harari, *Eine kurze Geschichte der Menschheit*. Aus dem Engl. von Jürgen Neubauer, München 2015, S. 278–288, 433 ff. u. 447–457; Stillig (wie Anm. 19a), S. 278, 1232, 1233 u. 1297
- 124 Overly (wie Anm. 117), S. 863
- 125 Hildermeier (wie Anm. 44), S. 306
- 126 ebd., S. 306
- 127 ebd., S. 306
- 127a Assmann (wie Anm. 20), S. 318
- 128 Pörksen (wie Anm. 16a), S. 119
- 129 Werner Kogge, *Was heißt Übersetzen? Eine sprachpragmatisch-kriteriologische Skizze*. In: *Saeculum* 67, 2017, S. 16
- 130 ebd., S. 16
- 131 Pörksen, *Plastikwörter* (wie Anm. 16b), S. 37, 57 u. 78 f.
- 132 Möllers (wie Anm. 97), S. 110; Möllers (wie Anm. 7), S. 110; beispielsweise enthalten Literatur und Medien vom 13. bis zum 16. Jahrhundert Hinweise auf „Normbrüche“, die sich zeitkritisch mit der mittelalterlich-hierarchischen, „trifunktional“-stabilisierenden und zugleich sinngebenden „Ordo“-Vorstellung hartnäckig auseinandersetzen. Ihre absolut-erscheinende Ständedidaxe mit ihrer antagonistischen Diskrepanz von Ideal und Wirklichkeit, die allerdings ihre sinnprivilegierte, vielgestaltige und differenzierte Verschiedenwertigkeit als theologisch-begründete Dreiständelehre legitimierte, verschärfte die humanisierende Ständekritik mit Widerspruch und Widerstand: Thomas Piketty, *Kapital und Ideologie*. Aus dem Franz. v. André Hansen, Enrico

- Heinemann, Stefan Lorenzer, Ursel Schäfer u. Natasja Dresler, München 2020, passim
- 133 Thomas S. Kuhn, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Zweite revidierte und um das Postskriptum von 1969 ergänzte Auflage, Frankfurt/M. 1993, S. 1 u. 123; Anselm Haverkamp/Ernst Müller/Falko Schmieder, *Begriffsgeschichte und historische Semantik. Ein kritisches Kompendium*, Berlin 2016, S. 552 u. S. 609–614; Haverkamp (wie Anm. 67), S. 83
- 133a Haverkamp (wie Anm. 67), S. 262 u. 264; Kuhn (wie Anm. 133), S. 123
- 133b Christian Zgoll, *Streiflichter auf das Verhältnis von Mensch und Tier in mythischen, religiösen, philosophischen und satirischen Diskursen der griechisch-römischen Antike*. In: *Saeculum* 67, 2017, S. 191–224; Stillig (wie Anm. 19a): Zu „Mensch und Tier“ sowie „Kynokephaloi“ vgl. 294 ff., 327, 408, 1123, 1137, 1158 u. 1180
- 134 Wittram (wie Anm. 21), S. 103 u. 106; zum Terminus „Bourgeoisie“ vgl. S. 15 bis 19. Der Verfasser verdankt dem kürzlich erschienenen Aufsatz von Wilhelm Schmidt-Biggemann (wie Anm. 19e), S. 2–24, bes. S. 4 ff., 15 ff. u. 21 ff.) wichtige Anregungen und Bestätigungen.
- 134a Schmidt-Biggemann (wie Anm. 19e), S. 9–14, 20 u. 5; Schmidt-Biggemann erklärt das Zusammengreifen von Auferstehungsglaube und Parusiehoffnung als Gegenwart der Person Christi: „Im Sakrament der Eucharistie“ [...] wird die „Anwesenheit Gottes performativ erzeugt“ (S. 88). Die Anwesenheit Gottes ist theologisch und liturgisch komplexer, als die sprachwissenschaftlich-kognitive „Erzeugung“ das zu fassen und auszudrücken vermag.
1. Der „performative“ Akt ist in Wirklichkeit ein eucharistisches Wahrzeichen des gott-menschlichen Geheimnisses – beispielsweise die künftige Stadt im Himmel (Hebr 13, 14) ist eine eschatologische Glaubenshaltung. Sie respektiert den irdischen Staat mit seiner säkular-freiheitlichen, eigenen Ordnung, die Menschen von ihren sozialen „Voraussetzungen“ (Ernst-Wolfgang Böckenförde) her selbst nicht garantieren können. Die Differenz ist kritisch-methodisch keiner geschichtlichen Berechenbarkeit zugänglich, weil die anthropologische Verfasstheit der Welt allein in Gut-Böse-Wertungen oder als Signatur des Menschen mit Kriegen und Katastrophen nicht aufzuheben ist: Die Hoffnung auf den Himmel schafft keinen Gegensatz der Treue zur Erde.

2. Jesus ist kein Mythos, weil er ein Mensch aus Fleisch und Blut ist: Brot und Wein sind im ewigen Wort Gottes, im Logos, das Sakrament des Passionsgeheimnisses – der eucharistische Christus ist die Realexistenz Gottes. Christi „Brotwunder“ („Manna“: Ex 16, 14) ist die messianische Menschwerdung des Logos zusammen mit seinem Blut, das er Menschen zu „trinken“ gibt. Zum „Böckenförde-Diktum“ vgl. Ursula Neumann, Kirche und Recht 1999, Nr. 980, S. 205 f.; Gerhard Czermak, Das System der Religionsverfassung des Grundgesetzes. In: Kritische Justiz 2000, S. 229–247
- 134b Schmidt-Biggemann (wie Anm. 19e), S. 19, 20, 5, 21, 5, 21 u. 22; ebenso zu Albrecht Dürers Bild der „Nemesis (Das große Glück)“ vgl. S. 23
 - 134c Müller/Schmieder (wie Anm. 67), S. 253–565 bes. S. 564–565; Erik Porath, Figuren des Diskontinuierlichen: Sprung und Übersetzung. In: Schmieder/Toepfer (wie Anm. 67), S. 308–313, bes. S. 310 ff.; Schmidt-Biggemann (wie Anm. 19e), S. 64 f.; Maximilian Braun, Das russische Sendungsbewusstsein (Schriftenreihe der Niedersächsischen Landeszentrale für Politische Bildung 2), Hannover 1960, S. 45
 - 134d Kurt Lenk, Theorien der Revolution, München 1973, S. 165 u. 167; Jakob L. Talmon, Politischer Messianismus, Köln-Opladen 1963, S. 5
 - 134e ebd., S. 169, bes. S. 184
 - 134f Müller/Schmieder (wie Anm. 133), S. 190
 - 135 Johan Huizinga, Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel, Reinbek bei Hamburg 1956, S. 9, 11, 26 u. 202 f.
 - 136 William S. Heckscher, Goethe im Banne der Sinnbilder. Ein Beitrag zur Emblematik. In: Sybille Penkert (Hg.), Emblem und Emblematikrezeption. Vergleichende Studien zur Wirkungsgeschichte vom 16. bis 20. Jahrhundert, Darmstadt 1978, S. 354–385, hier bes. S. 380 mit Anm. 35 u. 37
 - 137 Willem A. M. Beuken, Jesaja 13–27. Übers. u. ausgelegt v. W. A. M. Beuken (Herders Theologischer Kommentar zum Alten Testament), Freiburg/Basel/Wien 2007, S. 268 f. u. 275 f.
 - 138 ebd., S. 276
 - 139 Raimund Schulz, Abenteuer der Ferne. Die großen Entdeckungsfahrten und das Weltwissen der Antike, Stuttgart 2016, S. 299–301 u. 417 ff.

- 140 ebd., S. 449–452; Stillig (wie Anm. 19a), S. 54, 353, 412, 607 u. 1127
 141 Schulz (wie Anm. 139), S. 448
 142 Werner Hoffmann, Wahnsinn und Vernunft. Über die allgemeine Sonne und das Lampenlicht des Privaten. In: ders. (Hg.), Europa 1789, Aufklärung-Verklärung-Verfall (Hamburger Kunsthalle 15.9.–19.11.89), Köln 1989, S. 20
 143 Heckscher (wie Anm. 136), S. 379
 144 ebd., S. 382
 145 ebd., S. 385
 146 ebd., S. 377 u. 381
 147 ebd., S. 382
 148 ebd., S. 381
 149 ebd., S. 382
 150 ebd., S. 381; Max Weber, Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. In: ders., Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Bd. I. Tübingen 1920, S. 203 u. 204
 151 Huizinga (wie Anm. 135), S. 12, 13, 15 u. 118
 151a Lothar Ehrlich/Georg Schmidt (Hgg.), Ereignis Weimar-Jena. Gesellschaft und Kultur um 1800 im internationalen Kontext, Köln/Weimar/Wien 2008, S. 12; Georg Schmidt, Goethe: politisches Denken und regional orientierte Praxis im Alten Reich. In: Goethe-Jahrbuch 112, 1995, S. 197–212, bes. 198–200: Goethe wollte sich nicht als „dutzendmäßiger raisonneur“ in Regierungssachen einmischen“ und verstand sich „nie als politischer Publizist“. Ihm ging es um „Selbsthistorisierung“ und Stilisierung seines exemplarischen Lebens“. Ludwig Börne schrieb über Goethe, er sei ein „Despotendiener“. Im Allgemeinen verteidigte Goethe die aufgeklärte Herrschaft des Fürsten, war „unpatriotisch“ und verabscheute Gewalt und Krieg. Vgl. dazu Stillig (wie Anm. 19a), S. 988–990, 1176 f. u. 1332
 152 Andreas Urs Sommer, Die Kunst der Seelenruhe. Anleitung zum stoischen Denken, München 2009, S. 111
 153 Reinhard Krüger, Das lateinische Mittelalter und die Tradition des antiken Erdkugelmodells (ca. 550–ca. 1080). Eine Welt ohne Amerika III, Berlin 2000, S. 45–95 insgesamt; merktechnische Schemata und Hilfen zum „Erdglobus“ siehe S. 54–59, zu den „Elementen“, „Temperamenten“ und zum „Kubus“ siehe S. 62–66 u. 73; Reinhard Krüger, *moles globosa, globus terrae und arenosus globus* in Spätantike und Mittelalter. Eine Kritik des Mythos von

- der Erdscheibe (Archäologie der Globalisierung und der Globalität I), Berlin 2012, 7–12
- 154 Heckscher (wie Anm. 136), S. 362, 363, 365 u. 368
- 155 ebd., S. 368, 377 u. 380
- 156 Stillig (wie Anm. 19a), S. 615
- 157 Wittram (wie Anm. 21), S. 105
- 158 ebd., S. 105
- 159 ebd., S. 105
- 160 Sommer (wie Anm. 152), S. 111
- 160a Rheinberger, Experimentalität (wie Anm. 20), S. 8 u. 203
- 160b Otto Gerhard Oexle (Hg.), *Memoria als Kultur*, Göttingen 1995, S. 10
- 161 Hildermeier (wie Anm. 44), S. 41
- 161a ebd., S. 230; ders. (wie Anm. 95), S. 114
- 162 ebd., S. 231; ders. (wie Anm. 70), S. 115 u. 127.
- 162a ebd., (wie Anm. 95), S. 127. Theoretiker Lenin erlebte offenbar in Petrograd – angesichts der Wirklichkeit und seiner empirischen Aneignung – revolutionäre Rahmenbedingungen, deren materiellen Bedürfnisse nicht nur einer direkten „Übersetzbarkeit“ im Wege standen, sondern auch disparate Bezüge zwischen Theorie und Praxis diktierten, die weder auf günstige Bedingungen verwiesen noch nach Plan funktionierten. Lenins Schrift „Staat und Revolution“ (verfasst im August/September 1917 und veröffentlicht), habe viele „seiner Anhänger verwirrt“, denn er habe vorgeschlagen, die „einfachen Leute sollten ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen“, um ihre Absichten zu einer „Verschmelzung von Staat und Gesellschaft“ durchzusetzen. Hildermeier bemerkt:
1. „Dabei stellte sich Lenin die Aufgaben denkbar einfach vor“ – ein „konkretes Aktionsprogramm ließ sich daraus nicht ableiten“ (Zu Lenins Schrift vgl. *Ausgewählte Werke*, Bd. II, Wien 1930 oder die neuere Herausgabe Hamburg 2012).
 2. Zu „Einschnitten“, zu ihrer „Umsetzbarkeit“ und zur Kontinuitätsfrage der Revolution äußerte Hildermeier (wie Anm. 44, S. 302): „Die Revolution erhält ihren Stellenwert als Teil eines über sie hinausgreifenden Wandels“. Vgl. auch den in diesem Beitrag vorhandenen Überblick zu Gliederungsphasen der Historiker: Anm. 89–95c

- 162b Nußberger (wie Anm. 11g), S. 2
- 163 Wittram (wie Anm. 21), S. 110
- 164 ebd., S. 109
- 165 ebd., S. 109
- 165a Christoph Möllers, *Demokratie – Zumutungen und Versprechen*, Berlin 2008, S. 13, 76 ff. u. 115 f. Zu „Ethosbeständen“ schrieb ergänzend der Demokratiedenker und Rechtsgelehrte Ernst-Wolfgang Böckenförde (1930–2019): „Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann. Das ist das große Wagnis, das er um der Freiheit willen, eingegangen ist“ (E.W.B., *Staat, Gesellschaft, Freiheit. Studien zur Staatstheorie und zum Verfassungsrecht*, Frankfurt/M. 1976, S. 60). Ders., *Vom Ethos der Juristen (Wissenschaftliche Abhandlungen und Reden zur Philosophie, Politik und Geistesgeschichte*, 60), Berlin 2010, S. 9–11 u. 44–46. Vgl. dazu Aspekte der Religionsförderung: Christian Walter, *Das Böckenförde-Diktum und die Herausforderungen eines modernen Religionsverfassungsrechts*. In: Hermann-Josef Große Kracht/Klaus Große Kracht (Hg.), *Religion – Recht – Republik. Studien zu Ernst Wolfgang Böckenförde*, Paderborn 2014; siehe zur „Dezentrierung“ subjektiver Rechte auch Anm. 67
- 165b Müller/Schmieder (wie Anm. 67), S. 193 u. 586. Unter den Begriffen Theologie, Religion und Kultur vgl. dazu: Rebecca A. Klein, *Religion und Kultur. Zur Dezentrierung der säkularen Moderne*. In: *Neue Zeitschrift für Systematische Theologie und Religionsphilosophie* 60. 2018, S. 479–498; Tom Kleffmann, *Gott oder seine Offenbarung denken – an der Grenze von (Religions-) Philosophie und Theologie*. In: *Theologische Rundschau* 83, 2018, S. 159–172; siehe ebenso Anm. 67
- 166 Wittram (wie Anm. 21), S. 109
- 167 Hildermeier (wie Anm. 70), S. 80 u. 81
- 167a ebd., S. 80
- 167b Vgl. mit den Literaturangaben in Anm. 16m beispielsweise die Bedenken zum „rekonstruierten Hybridtext“ und zur „Patchwork-Religiosität“: Michael Schneider, *Die Bibel als Text, Schrift und Übersetzung. Exegetische Skizzen zur Bibeldidaktik*. In: *Zeitschrift für Pädagogik und Theologie* 71 (3), 2019, S. 242–256, bes. S. 247 ff., 250, 251 ff. u. 253–255

- 168 ebd., S. 1163; ders. (wie Anm. 106), S. 1279; zur „Transformationsforschung“: Friedrich Wilhelm Graf, *Die Wiederkehr der Götter. Religion in der modernen Kultur*, München 2004, S. 266; Stillig (wie Anm. 19a), S. 283 ff. u. bes. 286–288
- 168a Nußberger (wie Anm. 11g), S. 53–56 f.; *Journal of Democracy* 28, 2017 (No. 4): Vgl. darin die Beiträge von M. Steven Fish, *What Is Putinism?* S. 61–75; Leon Aron, *Putinism After Crimea*, S. 76–79; Vladislav Inozemtsev, *Why Putinism Arose*, S. 80–85; Graeme Robertson and Samuel Greene, *How Putin Wins Support*, S. 86–100; Lilia Shevtsova, *Paradoxes Of Decline*; S. 101–109; Vladimir V. Kara-Murza, *Putin Is Not Russia*, S. 110–116
- 169 Hildermeier (wie Anm. 70), S. 69
- 170 ebd., S. 85; die Frage von „Krieg und Frieden“ (S. 81) ist eine komplexe Frage, die wie dem Thema „Krieg ist Frieden“ keine unmittelbaren Antworten und Ergebnisse abzuringen vermag: „Letztlich verlor der Friedenswille darüber an Glaubwürdigkeit“ (S. 81). Der Prestigeverlust der „Doppelherrschaft“, die Kampfkraft der Armee, die Bündnisverpflichtungen und der „Friedenswille“ betrafen innenpolitisch zum einen ausschließlich Russland und zum anderen zwang die antideutsche Entente-Position zwischen „Paris“, „London“ und „Petrograd“ zur kohärenten Relevanz einer flexiblen Doppelstrategie. Denn das Verhältnis zwischen „Stockholm“ und „Berlin“ barg in seiner geopolitischen Fragilität zwar für neutrale und sozialistische Aktivitäten völlig unterschiedliche und nur schwierig vereinbare Standpunkte, aber traf in den europäischen Ländern teilweise auf die Latenz einer politischen Voreingenommenheit, deren Disponibilität in der jeweiligen nationalen Stimmungslage antisozialistische Vorurteile zu stimulieren vermochte. Hildermeiers Urteil ist prioritär auf die russische Innenpolitik bezogen: „Freilich zerstoben die Hoffnungen auf eine Friedenskonferenz sozialistischer Parteien in Stockholm, die Druck auf die Parlamente und Regierungen der jeweiligen Länder ausüben sollte. Was übrig blieb, war das Festhalten an dem, was die Bevölkerung immer weniger hinzunehmen bereit war.“ (S. 88 f.) Das hatte unter den Entente-Zwängen militärischer Bedingungen und disparater Erwartungen in den Bevölkerungen unberechenbare Folgen für den Gesamtkomplex „Stockholm“. Die Petrograder „Befürwortung des Verteidigungskrieges“ markierte den Graben zu den radikalen Kräften“, belastete und stra-

pazierte zudem wie eine Klammer den „Notbund vom Februar“ (S. 86). Möglicherweise könnten Faktoren, wie die der „revolutionären Demokratie“ (S. 88), der „Koalition der Vernunft“ (S. 86) und der existenziellen Notverhältnisse der Februarregierung insgesamt, mit Lenins testamentarischen Lehren der innerbolschewistischen „Meinungsverschiedenheiten des Jahres 1917“ (S. 187) ein zutreffenderes Ergebnis fundieren. Die Überwindung der Rückständigkeit würde dann unter Berücksichtigung des stalinistisch-staatlichen Werdegangs die „wichtigste Voraussetzung für sein bitteres Ende“ (S. 82) widerspiegeln: „Lenin und Trotzki erscheinen als Demiurgen und Dämonen des neuen Staates zugleich. Was sie auf den Weg brachten, war eine geplante Parteidiktatur im Namen einer irregeleiteten Utopie“. (S. 128).

- 171 Wittram (wie Anm. 21), S. 100
- 172 ebd., S. 109
- 173 Suchanow (wie Anm. 18), S. 563; Schlögel (wie Anm. 95), S. 109
- 174 Wittram (wie Anm. 18), S. 106 u. 107
- 175 Stillig (wie Anm. 19a), S. 1059, 1082, 1285 u. 1433
- 176 ebd., S. 94, 138, 142, 172, 178, 290, 339, 348, 382, 384, 392, 468, 509, 561, 619, 621, 646, 803 f., 852, 870, 881, 909, 1007, 1010, 1033, 1052, 1142, 1198, 1305, 1322, 1339, 1380 u. 1402
- 177 Pörksen, Politische Rede (wie Anm. 16b), S. 135 ff.
- 178 Wittram (wie Anm. 18), S. 105; zum „reinen Gefäß“ und „reinen Behälter“ vgl. Stillig (wie Anm. 19a), S. 465, 761, 789, 790, 792–795, 875, 1080 u. 1188
- 179 Kurt Nowak, Historische oder dogmatische Methode? Protestantische Theologie im Jahrhundert des Historismus, In: ders., Kirchliche Zeitgeschichte interdisziplinär. Beiträge 1984–2001. Hg. von Jochen-Christoph Kaiser (Konfession und Gesellschaft 25), Stuttgart 2002, S. 433 u. 434; Joas (wie Anm. 111), S. 17
- 180 Nowak (wie Anm. 179), S. 435; Joas (wie Anm. 111), S. 17
- 181 Schlögel (wie Anm. 48a), S. 697 u. 707
- 182 Wittram (wie Anm. 18), S. 105
- 183 Stillig (wie Anm. 19a), S. 30, 42, 645, 781 u. 938; Joas (wie Anm. 111), S. 204–240
- 184 Joas (wie Anm. 111), S. 488
- 185 ebd., S. 206 u. 208
- 186 Scherbakowa (wie Anm. 9), S. 245; zum Nationalen Gedächtnis siehe Assmann (wie Anm. 10), S. 94–98 u. 103–105

- 187 Hildermeier (wie Anm. 95), S. 1125
- 188 Margrit Pernau, Einführung: Neue Wege der Begriffsgeschichte. In: *Geschichte und Gesellschaft* 44, 2018, S. 6 u. 28
- 189 Assmann (wie Anm. 10), S. 28
- 190 ebd., S. 63
- 191 Hellpach (wie Anm. 84), S. 41 ff.
- 192 Suchanow (wie Anm. 18), S. 336 (Bild 14)
- 193 Kuhn (wie Anm. 133), S. 128 u. 129; Solschenizyn (wie Anm. 298d), S. 443–446
- 194 ebd., S. 149 u. 177
- 195 ebd., S. 150
- 196 ebd., S. 151
- 197 ebd., 162 u. 163
- 198 Plamper (wie Anm. 11), S. 280
- 199 Assmann (wie Anm. 20) S. 305; Plamper (wie Anm. 11), S. 281
- 200 Plamper (wie Anm. 11), S. 280 u. 281 f.
- 200a Philosophisch-Theologische Grenzfragen. Ein Beitrag zur Theorie des interdisziplinären Dialogs. Abschiedsvorlesung von Prof. Dr. Richard Schaeffler, Bochum 2008, S. 17; Thomas Fuchs, *Hirnwelt oder Lebenswelt. Zur Kritik des Neurokonstruktivismus*. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 59, 2011, S. 348
- 201 Assmann (wie Anm. 20), S. 308; Behrends (wie Anm. 4), S. 9
- 201a Dazu im Einzelnen Friederike D. Rass, *Die Suche nach Wahrheit im Horizont fragmentarischer Existenzialität: Eine Studie über den Sinn der Frage nach „Gott“ in der Gegenwart in Auseinandersetzung mit Gianni Vattimo, John D. Caputo u. Jean-Luc Nancy (Religion in Philosophy und Theology 92)*, Tübingen 2017, S. VII, 1–7, 258, 265 u. 266; Willi Oelmüller, *Negative Theologie heute. Die Lage der Menschen vor Gott*, München 1999, S. 7
- 201b Rass (wie Anm. 201a), S. 5, 208, 264 u. 265; Bruns (wie Anm. 16 f.), S. 19, 40, 59. 181, 238, 246, 304 u. 309; Christoph Menke, *Genealogie, Paradoxie, Transformation. Grundelemente einer Kritik der Rechte*. In: Andreas Fischer-Lescano (wie Anm. 61a), S. 28 ff., bes. 29; ders., (wie Anm. 61a), S. 378 ff., 382 ff., 388, 390, 392, 414 f. u. 418 f.
- 201c Fuchs (wie Anm. 200a), S. 348–358, hier bes. S. 348 ff.; Tahani Nadim, *Biodiversität erfassen: von Suppen und Satelliten*. In: Blum u. a. (wie Anm. 88b), S. 67 u. 80; Hans-Jörg Rheinberger, *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte*

- der Proteinsynthese im Reagenzglas, Göttingen 2001, S. 24–27; Yuval Noah Harari, *Homo Deus: Eine Geschichte von Morgen*. Aus dem Engl. übers. v. Andreas Wirthensohn, München 2017, S. 9–97
- 201d Sabina Leonelli, Epistemische Diversität im Zeitalter von Big Data: Wie Dateninfrastrukturen der biomedizinischen Forschung dienen. In: Blum u. a. (wie Anm. 88b), S. 85–105; zur „performativen Wahrheit“ und zu „performativen Erwartungen“ vgl. Stillig (wie Anm. 19a), S. 127–129
- 201e Veronika Lipphardt, Genetische Diversität ohne Rassen: Begriffshistorische Überlegungen. In: Blum u. a. (wie Anm. 88b), S. 161–166, 171 u. 176 f; Mintken (wie Anm. 19a), S. 351–362
- 201f Eberhard Jüngel, Das Entstehen von Neuem. In: ders. (Hg.), *Wertlose Wahrheit. Zur Identität und Relevanz des christlichen Glaubens* (Beiträge zur evangelischen Theologie 107), München 1990, S. 140 u. 141 ff.; Reinhart Koselleck, *Vom Sinn und Unsinn der Geschichte* (1997). In: ders., *Vom Sinn und Unsinn der Geschichte. Aufsätze und Vorträge aus vier Jahrzehnten*, hg. u. mit einem Vorwort v. Carsten Dutt, Berlin 2014, S. 17; Hans Michael Baumgarten, *Grundzüge menschlicher Zeiterfahrung und Zeitdeutung*. In: *Philosophisches Jahrbuch* 106, 1998, S. 287–298, bes. 287, 290 u. 297; Fernando Esposito, *Zeitenwandel. Transformationen geschichtlicher Zeitlichkeit nach dem Boom - eine Einführung*. In: ders., *Transformationen geschichtlicher Zeitlichkeit nach dem Boom*, Göttingen 2017, S. 16 Anm. 35 u. 18; Jürgen Stillig *Heilige Berge* (wie Anm. 19a), S. 86, 239, 415, 416, 433, 568, 861–863, 1203, 1208 u. 1216; Kurt Nowak, *Die Konstruktion Vergangenheit. Zur Verantwortung von Theologie und Kirche für den Gedächtnisort ,1989‘*. In: Jochen-Christoph Kaiser/Kurt Nowak (Hg.), *Kirchliche Zeitgeschichte interdisziplinär. Beiträge 1984–2001* (Konfession und Gesellschaft 25), S. 418–444, bes. 418, 419, 421, 423 u. 431; A. Assmann (wie Anm. 20), S. 273; Friedrich Ohly, *Bemerkungen eines Philologen zur Memoria*. In: *Memoria. Der geschichtliche Zeugniswert des liturgischen Gedenkens im Mittelalter*, hg. v. Karl Schmid u. Joachim Wollasch (Münstersche Mittelalter-Schriften 48), München 1984, S. 12; Herbert Huber, *Dimensionen der Rationalität. Religion im Verhältnis zu Kunst, Wissenschaft und Philosophie*. In: *Neue Zeitschrift für Systematische Theologie und Religionsphilosophie* 52, 2010, S. 1, 6 u. 16;

- Dietrich Schotte, Zur (Un)Übersetzbarkeit religiöser Rede. Kritische Anmerkungen zu Habermas' neuerer Religionsphilosophie. In: Zeitschrift für philosophische Forschung 64, 2010, S. 390
- 201g Bachmann-Medick (wie Anm. 19), S. 43
- 201h Christoph Helferich, Geschichte der Philosophie von den Anfängen bis zur Gegenwart und Östliches Denken, Stuttgart 1992, S. 115
- 201i Bachmann-Medick (wie Anm. 19), S. 31
- 202 Assmann (wie Anm. 10), S. 13 f., 14, 35 f., 205, 197, 218 u. 219; Sebastián de Covarrubias y Orozco, Emblemas morales, Edición, estudio y notas de Sandra Maria Peñasco González, SIELAE A Coruña 2017, S. 331 (Emblema 15, II Centuria, 1610); Reinhard Wittram, Zukunft in der Geschichte. Zu Grenzfragen der Geschichtswissenschaft und Theologie, Göttingen 1966, S. 85; Rüdiger Görner, Der Vergleich als geistige Form. Versuch einer Methodenreflexion. In: Comparatio 1, Heidelberg 2009, S. 281; Schotte (wie Anm. 201 f.), S. 378 ff., 380 u. 388

Die dreiteilige Bauform des Emblems (*incriptio, pictura, subscriptio*) ist konzentriert in der „*pictura*“ und repräsentiert stattdessen eine motivisch-verdichtete Wirklichkeit, eben die Dogmatik eines sichtbaren Stilwandels. Die „Priorität des Bildes“ (Albrecht Schöne) steigert die emblematisch-bildliche Komplexität und Rätselhaftigkeit, indem sie die „potentielle Faktizität“ (Albrecht Schöne) verdichten, ohne ein sicheres Beziehungsverhältnis der „*res picta*“ als „*res significans*“ zu gewährleisten. Aleida Assmann erörtert unter spezifischem sowie „idealtypischem“ Themaaspekt das „Recht auf Vergessen werden“ (S. 197 ff.) Signifikant sind verschiedene Beispiele wie die der „Durchdringung“ anhand diachronischer Lebensbereiche, in denen seit dem frühen Mittelalter „ahnungsvolle“ Lebensbezüge im besonderen Vergleich mit Büchern, den Buchstaben und den Schriftzeichen oder mit der religiösen „*Memoria*“ kohärent waren.

In Spanien schöpfte die Überlieferung im 16./17. Jahrhundert theologisch, kulturell und künstlerisch aus der reformbedürftigen „Tradition“ und sichtbar-geübten Substanz des Mittelalters. Ein spanisches Emblem-Motiv „*Memoria*“ von 1610 – dogmatisch-restaurativ bzw. wertkonservativ mit kirchlichem Anspruch – problematisierte und visualisierte nach der „Reconquista“ im historischen „Wechselleben“ einen normativ-imaginierten Ge-

neralnenner des menschlichen Gedächtnisses: „Wolken“, „Göttlichkeit“, „Weltenkönig“, „Heiliges“, „Rituelles“ und „Natürliches“ erinnern an die Sprachwirklichkeit einer emblematischen Gedächtnishilfe, die dem Vergessen durch das kirchliche Wiedererinnern einer von Gott gestellten Aufgabe, die der spanischen „vocation“ im Sinne des „inneren“ Berufes, mit dem „mnemonischen Exercitium“ (Ulrich Ernst, S. 86) sowohl der „Berufung“ Nachdruck verleihen als auch dem inneren Menschen die Herrschaft über den Leib überlassen will.

Ähnliches galt nicht nur für Differenzen und Gemeinsamkeiten der Formen- und Bildersprache zwischen religiös-geoffenbarter und literarischer Buchmetaphorik, sondern auch seit Renaissance, Humanismus und Reformation für den Einfluss der Medien, der religiösen Propaganda und den Formen der Polemik. Das öffentliche Internet, das dann Mitte der 80er Jahre des 20. Jahrhunderts die Dynamisierung des technischen Informationsaustausches einleitete, steigerte ungeahnte und gewaltige Erwartungen, sozusagen ein „Paradies“ auf Erden, das generalisierte Tendenzen latenter, manifester oder funktionaler Entdifferenzierung zwischen dem sprachlichen Alltag, dem Gebrauch der Internet-Sprache und dem Verstehen digitalisierter Wissenschaften allgegenwärtig aktualisiert: Der Zerfall gesellschaftlichen Gemeinsinns korrespondiert nicht nur mit einem europäischen Fragenkomplex, was der Mensch im 21. Jahrhundert noch sein werde, sondern auch mit disruptiven Befürchtungen, die beispielsweise aufgrund der unaufhaltsam fortschreitenden Digitalisierung vordergründig-sprachlichen Vereinheitlichungen Wege bahnen könnten.

Die Emblem-Sentenz des Spruchbands „Periit pars maxima“ („Der größte Teil geht verloren“), die bezogen ist auf das „großgeschriebene“ gottgegebene Motto „Memoria“, veranschaulicht die Pictura als Verbindung zwischen dem „Buch“ und „Flasche“ mit engem Hals, charakteristisch für die individuell begrenzte „Fassungskraft“ des natürlichen Gedächtnisses: Himmlische „reine“ Worte, wie ursprünglich Zions „kostbare“ Worte als göttliche Weisungen oder ein Gesetz für wahre Streiter, fließen wie „Wasser“ aus der „Wolke“ Gottes, zugleich symbolisiert durch das „Himmlische Buch“. Der Vorgang veranschaulicht für Auserwählte das heilsgeschichtliche Werteverständnis der „Geschichte“

im Mittelalter, sinnfällig abgebildet durch die „Flasche“. Als Gefäß begrenzt sie zwar die Füllung, aber für gläubige Menschen ist sie die geistliche Fügung göttlicher Gnade und Weisheit – seelisch und gefühlvoll eine unversiegbare Erinnerungsquelle der Heilswirklichkeit.

Denn Metaphern, die Eigenarten des mittelalterlichen Stils ausbilden, personalisieren entgegen einer vergesslich-sündigen „deformatio“ den auserwählten „Geist der Flasche“, der Inspiratoren neuen Lebens rechtfertigt. Auch wenn seit der Aufklärung im 19. Jahrhundert die normsetzenden „Begriffe Geist und Gedächtnis entkoppelt“ (S. 15) worden wären, bildet die zeitliche Sprachwirklichkeit stets den jeweiligen Ist-Zustand ab, so dass Assmanns Translation der „Archiv“-Metapher auf eine digitale „Memoria“-Sicherung keine wirklichkeitsnahe Analogisierung und sinnstiftende Sozialisierung begründet. Die mittelalterliche Seelensprache als geformter Gehalt und Stilwandel des Geistes ist nicht geeignet, als Gottes „Verheißung“ oder „Mahnrede“ („Paränese“) zur Substanz neuer Gestaltungen zu werden. Assmann übernimmt die Vorstellung der verschmolzenen „Gleichsetzung“ von Geschichte und Poesie. So vergegenwärtigt „vorweg“ das „Buch in der Wolke“ „prophetisch“ die neue „Datenwolke“ der Online-Speicherung, nämlich das sogenannte „Cloud-Computing“ (S. 218). Vgl. dazu bei Assmann, S. 13–16; Reinhart Koselleck, *Vergangene Zukunft*. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt/M. 1989, passim; Ulrich Ernst, *Ars memorativa* und *Ars poetica* in Mittelalter und Früher Neuzeit. Prolegomena zu einer mnemonistischen Dichtungstheorie. In: Jörg Jochen Berns, Wolfgang Neuber (Hg.), *Ars memorativa: zur kulturgeschichtlichen Bedeutung der Gedächtniskunst 1400–1750* (Frühe Neuzeit 15), Tübingen 1993, S. 86; Albrecht Schöne, *Emblematik und Drama im Zeitalter des Barock*, München 1964, S. 18–28 u. 31; Irmeline Veit-Brause, *Die Interdisziplinarität der Begriffsgeschichte als Brücke zwischen den Disziplinen*. In: *Archiv für Begriffsgeschichte*, Sonderheft: *Die Interdisziplinarität der Begriffsgeschichte*, hg. v. Gunter Scholtz, Hamburg 2000, S. 15–29; Stillig (wie Anm. 19a), *Interdisziplinarität*: S. 38, 81, 86, 102, 108, 126, 130, 141, 197 f., 199, 371, 386, 389, 415 f., 424, 426, 429 f., 431, 515, 541, 560, 565, 568, 570, 619, 640 f., 646, 654, 664, 722, 751, 753, 758, 888, 977, 1208 u. 1303

- 202a Juan de Horozco y Covarrubias de Leyva, Trescientos emblemas morales; (eds), Maria del Mar Agudo Romeo, Alfredo Encuentra Ortega y Juan Francisco Esteban Lorente, edición, traducción, notas y comentarios, Zaragoza 2017, S. 452 (Libro VI. Empresa 46, 1601); zum Thema „Memoria“: Oexle (wie Anm. 3d), S. 10, 14 f., 19, 28, 39, 50, 57, 59 u. 67
- 202b Oexle (wie Anm. 3d), S. 62
- 202c ebd., S. 10; Johann Baptist Metz, Glaube in Geschichte und Gesellschaft. Studien zu einer praktischen Fundamentaltheologie, Mainz 1984, S. 165
- 202d Stillig (wie Anm. 19a), S. 538; Jüngel (wie Anm. 201f), 142 f.; Barbara Schmitz, Tradition und Er-Neuerung. Die Rede von Gott in jüdisch-hellenistischer Literatur. In: Theologische Literaturzeitung 141, 2016, S. 721–724 u. 734 f.; Thorsten Streubel, Der Ursprung der Sprache. Überlegungen zur Herdes und Tomasellos Sprachursprungstheorien: In: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie 40, 2015, S. 101 f., 106 f., 107 u. 108; Schotte (wie Anm. 201 f.), S. 390
- 203 Kantner (wie Anm. 24), S. 528
- 203a Müller/Schmieder (wie Anm. 67), S. 736 f.
- 203b ebd., S. 737–739
- 203c Pierre Hadot, Philosophie als Lebensform. *Geistige Übungen in der Antike*. Aus dem Französischen von Ilsetraut Hadot und Christiane Marsch (urspr. Paris 1981/87: Exercices spirituels et philosophie antique), Berlin 1991, S. 176
- 203d Hans-Jörg Rheinberger, Experimentalsysteme (wie Anm. 201a), S. 7 u. 15; ders., Epistemologie des Konkreten. Studien zur Geschichte der modernen Biologie, Frankfurt/M. 2006, S. 7
- 204 Elisabeth Wehling, Politisches Framing. Wie eine Nation sich ihr Denken einredet – und daraus Politik macht (Bundeszentrale für politische Bildung 10064), Bonn 2017, S. 17, 22, 30, 37, 39, 41 u. 43, hier S. 22; George Lakoff/Elisabeth Wehling, Auf leisen Sohlen ins Gehirn. Politische Sprache und ihre heimliche Macht, Heidelberg 2016, S. 13–31
- 205 Hartmut Esser, Rationalität und Bindung. Das Modell der Frame-Selektion und die Erklärung des normativen Handelns (Sonderforschungsbereich 504), Mannheim 2005, S. 2–5, 10 ff. u. 15; siehe dazu Clemens Kroneberg, Die Definition der Situation und die variable Rationalität der Akteure. Ein allgemeines Modell des

- Handelns auf der Basis von Hartmut Essers Frame-Selektionstheorie (SonderForschungsbereich 504), Mannheim 2005
- 206 Wehling, Politisches Framing (wie Anm. 204), 17 f. u. 28; vgl. den Artikel „Die Sprachmanipulatorin“ in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ vom 20. Februar 2019, N. 43, S. 24; „Netzpolitik.org“ kommentierte das ARD-Framing-Gutachten im Web (https://cdn.netzpolitik.org/wp-upload/2019/02/framing_gutachten_ard.pdf)
- 206a Rheinberger (wie Anm. 20), S. 198 ff. u. 212 ff.
- 207 ebd., S. 18.; vgl. auch Erhard Eppler im Vorwort zu Elisabeth Wehling, Politisches Framing. Wie eine Nation sich ihr Denken einredet – und daraus Politik macht (edition medienpraxis 14), Köln 2016, S. 15–16; Ernst Müller/Falko Schmieder (wie Anm. 133), S. 610
- 208 Wehling, Politisches Framing (wie Anm. 204), S. 17
- 209 ebd., S. 20
- 210 ebd., S. 192
- 211 ebd., S. 18, 21 f., 24 f., 30, 41, 47, 49 ff., 52, 61, 63, 66, 83 u. 190
- 212 ebd., S. 57, 83, u. 190
- 213 ebd., S. 22, 26, 29, 30 u. 57
- 214 Eppler (wie Anm. 207), S. 16
- 215 Wehling (wie Anm. 204), S. 21, 23, 24 u. 26
- 216 ebd., S. 190
- 217 ebd., S. 191
- 218 ebd., S. 190
- 219 ebd., S. 191
- 220 ebd., S. 47 u. 49
- 221 ebd., S. 52, 53, 55, 57
- 221a Hans Blumenberg, Schiffbruch mit Zuschauer. Paradigma einer Daseinsmetapher, Frankfurt/M. 1979, S. 104 u. 105 f.
- 222 Wehling (wie Anm. 204), S. 27
- 223 ebd., 61, 62 u. 63
- 224 ebd., S. 69–74, 77, 79 u. 80; Volker Gerhardt, Humanität als Funktionsbegriff im Selbstverständnis des Menschen. Skizze zu einer Argumentation im Vorfeld einer Theorie der Humanität. In: JOURNAL 27, 2016, S. 12 u. 13
- 224 Wehling (wie Anm. 204), S. 63
- 225 ebd., S. 69–71, 77 u. 80
- 225a Fischer-Lescano (wie Anm. 61a), S. 1–3; Christoph Menke, Kritik der Rechte, Berlin 2018, S. 396; Erhard Denninger, Ende der

- „subjektiven Rechte“. In: Kritische Justiz 51, H. 3, 2018; Christoph Menke, Der Traum der Rechte. Eine Antwort auf Erhard Denninger. In: Kritische Justiz 51, H. 4, Baden-Baden 2018
- 226 Zum Prinzip der Vertikalität: S. 115–120. Zur Aussage „Frames bestimmen, was wir sehen“ und zum „Metaphern“-Beitrag vgl. „Worte sind *Behälter*“ und „*Ideen* sind *Objekte*“: Lakoff/Wehling (wie Anm. 204), S. 75 f. u. 164/5; Stillig (wie Anm. 19a), „Worte als Behälter“: S. 761, 789, 790, 792–795, 875, 1080 u. 1188 – dazu „Ideen als Objekte“: 44, 78, 88, 124, 164, 240, 188, 195, 353, 371, 390, 500, 542, 583, 594, 606, 638, 639, 800, 839, 917, 919, 925, 942, 965 u. 1018
- 227 Wehling (wie Anm. 204), S. 73, 78 u. 79
- 228 ebd., S. 70 u. 80
- 229 Theorie der Geister-Kunde, in einer Natur-, Vernunft- und Bibelmäßigen Beantwortung der Frage: Was von Ahnungen, Gesichten und Geistererscheinungen geglaubt und nicht geglaubt werden müßte. Von Dr. Johann Heinrich Jung genannt Stilling, Nürnberg 1808, S. 110, 112, 114 u. 127
- 230 Immanuel Kant, Träume eines Geistersehers. Der Unterschied der Gegenden im Raume. Unter Verwendung des Textes von Karl Vorländer mit einer Einleitung herausgegeben von Klaus Reich, Hamburg 1975, S. 3; Sabine Doering-Manteuffel, Das Okkulte. Eine Erfolgsgeschichte im Schatten der Aufklärung. Von Gutenberg bis zum World Wide Web, München 2008, S. 11 ff., 17 ff., 20 ff. u. 28 ff.
- 231 Hiltrud Gnüg, Entstehung und Krise lyrischer Subjektivität. Vom klassischen lyrischen Ich zur modernen Erfahrungswirklichkeit, Stuttgart 1983, S. 80, 82, 84 u. 88
- 232 ebd., S. 82 u. 83
- 233 ebd., S. 84 u. 88
- 234 Jung-Stilling (wie Anm. 229), S. 100 ff., 142, 149, 156 u. 157; Doering-Manteuffel (wie Anm. 230), S. 12–17 u. Wunderzeichen: S. 254–258; Stillig (wie Anm. 19a), S. 1168–1169: Die karikierende Verwandlung eines gottlosen Edelmanns im Jahr 1673 in einen „Hundemenschen“; grundsätzlich zu „Fragen der Funktionsweise historischer Wissenschaftsmetaphern mit Fragen nach der Funktionalität unterschiedlicher metaphortheoretischer Zugriffe“ vgl. Martin Gerstenbräun, Metaphorologie der Exploration und Dynamik 1800/1900. Historische Wissenschaftsmetaphern und

- die Möglichkeiten ihrer Historiographie. In: Archiv für Begriffsgeschichte 58, 2016, S. 213–220, hier: S. 213 u. 220
- 235 Stillig (wie Anm. 19a), S. 1437 u. 766–771
- 236 Doering-Manteuffel (wie Anm. 230), S. 12 ff.
- 237 Jung-Stillig (wie Anm. 228), S. 156, s. auch S. 101, 127 u. 142
- 238 ebd., S. 156
- 239 Michael Jaeger, Global Player Faust. Das Verschwinden der Gegenwart. Zur Aktualität Goethes, Berlin 2010, S. 27
- 240 Wehling (wie Anm. 204), S. 88
- 240a Stillig (wie Anm. 6), S. 112; ders. (wie Anm. 19a), S. 350, 411, 535 u. 852; Heinrich Großheim, Sozialisten in der Verantwortung. Die französischen Sozialisten und Gewerkschafter im ersten Weltkrieg 1914–1917 (Schriftenreihe des Forschungsinstituts der Friedrich-Ebert-Stiftung 140), Bonn 1978, S. 160–165, 176–179 u. 181 ff.
- 240b Dagegen vgl. Leonhard, Büchse (wie Anm. 6), S. 681
- 241 Fritz Fischer, Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914/18, Düsseldorf 1971, S. 511
- 241a Schmidt-Biggemann (wie Anm. 19e), S. 88
- 242 Hildermeier, Geschichte der Sowjetunion (wie Anm. 70), S. 87
- 243 Bonwetsch (wie Anm. 7), S. 160
- 244 Suchanow (wie Anm. 18), S. 564
- 245 ebd., S. 597; Stillig (wie Anm. 6), S. 220–279
- 246 Suchanov (wie Anm. 18), S. 565
- 246a Igor Narskij, Der Ural im russischen Bürgerkrieg. Gewaltformen und Überlebensstrategien. In: Baberowski (Hg.), Moderne Zeiten (wie Anm. 19g), S. 105 u. 106
- 247 Suchanov (wie Anm. 18), S. 594
- 248 ebd., S. 594
- 249 ebd., S. 585–588: „Der Umsturz war auf völlig friedlichem, ‚evolutionären‘ Wege geplant“ und „Die Krise war herangereift“; S. 589: „Die Frage des Aufstandes wurde positiv entschieden“; S. 590: „Lenin [hatte] an seiner Seite jetzt Trotzki“.
- 250 ebd. S. 627
- 251 ebd., S. 627
- 252 ebd., S. 617 u. passim
- 253 Hildermeier, Sowjetunion (wie Anm. 43), S. 302
- 254 ebd., S. 302
- 255 Zur „Verdichtung“ als Kommunikation, von Raum und Zeit, Umgewichtung oder Ökonomisierung der Zahlungsweisen, Zah-

- lungstechniken und Währungskommutionen vgl. Osterhammel, Alte und neue Zugänge (wie Anm. 64), S. 87, 102, 130 u. 136
- 255a Aust (wie Anm. 11a), S. 145
- 256 Jan Claas Behrends (wie Anm. 4), S. 9
- 257 Plamper (wie Anm. 11), S. 288
- 258 Hildermeier (wie Anm. 70), S. 1156 ff.
- 259 ebd., S. 1160; vgl. Nußberger (wie Anm. 11g), S. 2, dies. (wie Anm. 56a), S. 6
- 260 Hildermeier (wie Anm. 70), S. 1186 f.
- 261 ebd., S. 1187
- 262 ebd., S. 1187 u. Kollmorgen (wie Anm. 6a), S. 727
- 262a Kollmorgen (wie Anm. 6a), S. 421 u. 417 f.
- 263 Jürgen Osterhammel, Die Flughöhe der Adler. Historische Essays zur globalen Gegenwart, München 2017, S. 17
- 264 ebd., S. 24
- 265 Doering-Manteuffel (wie Anm. 230), S. 275
- 265a Harari (wie Anm. 201), S. 34 ff.
- 266 Kuhn (wie Anm. 133), S. 216
- 267 Graf (wie Anm. 168), S. 50
- 268 ebd., S. 231
- 269 ebd., S. 244
- 270 ebd., S. 50
- 271 Janet Coleman, Das Bleichen des Gedächtnisses. St. Bernhards monastische Mnemotechnik. In: Anselm Haverkamp u. Renate Lachmann (Hg.), Gedächtniskunst. Raum – Bild – Schrift. Studien zur Mnemotechnik, Frankfurt/M. 1991, S. 210, 211, 213 u. 221; Müller/Schmieder (wie Anm. 133), S. 614
- 272 Coleman (wie Anm. 271), S. 216
- 273 Reinhard Wittram, Bedeutung und Gefahren des Institutionellen in der Kirche. In: ders., Zukunft in der Geschichte. Zu Grenzfragen der Geschichtswissenschaft und Theologie, Göttingen 1966, S. 85
- 274 Müller/Schmieder (wie Anm. 133), S. 597 u. 598 f.; Hans-Jörg Rheinberger, Experiment – Differenz – Schrift. Zur Geschichte epistemischer Dinge, Marburg/L. 1992, S. 9 Anm. 1 u. 11; Stillig (wie Anm. 19a), S. 87, 88, 91, 92, 95 u. 103; Rheinberger (wie Anm. 20), S. 52–56, 59–62 u. 66–68; ders., Epistemologie des Konkreten. Studien zur Geschichte der modernen Biologie, Frankfurt/M. 2006, S. 229; ders., Historische Epistemologie zur Ein-

- führung, Hamburg 2013, S. 11 u. 20 ff.; ders., *Experimentalsysteme* (wie Anm. 201a), S. 22, 23 u. 24
- 274a Müller/Schmieder (wie Anm. 133), S. 599 f.; Rheinberger, *Experiment* (wie Anm. 274), S. 13–19, 25, 53 u. 71 ff.; ders., *Experimentalität* (wie Anm. 20), S. 215
- 274b Müller/Schmieder (wie Anm. 133), S. 598 u. 599; Stillig (wie Anm. 19a), S. 563, 761, 779, 780 u. 794; Rheinberger (wie Anm. 274), S. 70–72, bes. 72 mit Anm. 21 u. S. 73 mit Anm. 22; Cornelius Borck, Wortverflüchtigung: Ganzheitsbezogenheit. In: Schmieder/Toepfer (wie Anm. 67), S. 107–112, bes. 109 mit Hinweis auf Hans Driesch, der den Begriff „Ganzheitsbezogenheit“ seit 1913 verwandt hatte; Schmidt-Biggemann, Gott (wie Anm. 134b), S. 55 u. 20
- 274c Vgl. dazu Kai Sina, Ein Geschlecht, das ihm gleich sei. Individualität und Sozialität begegnen sich in einem Lebenswerk, das sich als Kompendium der neuen Weltweisheit lesen lässt: wie Goethe den Amerikanern ihr Ein und Alles wurde. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 259 vom 7. November 2018, S. N3
- 274c Borck (wie Anm. 274b), S. 109 f.; Rheinberger (wie Anm. 274), S. 70; ders./Michael Hagner (Hg.), *Die Experimentalisierung des Lebens. Experimentalsysteme in den biologischen Wissenschaften 1850/1950*, Berlin 1993, S. 8, 9, 16 („Materialität semantischer Räume“ als „Produktion des Wissenschaftswirklichen“) u. 21 („ausreichende reproduktive Kohärenz“) u. („funktionelle Individualität“: „vernetzungs-fähig“ bzw. „vernetzungsbedürftig“) u. 22 („Wissenschaftsgeschichte neben Ideen- und Personengeschichte“ als „*Geschichte von Dingen*“)
- 275 Kuhn (wie Anm. 133), S. 220
- 276 Müller/Schmieder (wie Anm. 133), S. 611
- 277 Kuhn (wie Anm. 133), S. 220
- 277a Müller/Schmieder (wie Anm. 133), S. 611 f.
- 277b Gerstenbräun (wie Anm. 234), S. 213 f.
- 278 Wehling (wie Anm. 204), S. 86 u. 88; Müller/Schmieder (wie Anm. 133), S. 613–614.; zu Vorstellungen korporativen Denkens und zu pädagogischen Regierungslehren vgl. das frühneuzeitliche Bild, der Fürst sei vergleichbar den Augen, die Untertanen den Ohren des Staatskörpers; Rainer A. Müller, Die deutschen Fürstenspiegel des 17. Jahrhunderts. In: *Historische Zeitschrift* 240, 1985, S. 583, u. 589
- 279 Wehling (wie Anm. 204), S. 139

ANMERKUNGEN

- 280 ebd., S. 139
- 281 ebd., S. 139
- 282 ebd., S. 140
- 283 ebd., S. 140
- 283a Schmidt-Biggemann (wie Anm. 19e), S. 91 u. 93 ff.; zur „Dialektik“ insgesamt vgl. Rupert Lay, *Führen durch das Wort*, München 1978, S. 14–21
- 283b Karl Stackmann, *Philologie und Lehrerbildung*. Vortrag zur Eröffnung der Universitätswoche Göttingen 22. Oktober 1973 (Göttinger Universitätsreden 57), Göttingen 1974, S. 31–36
- 283c Leonhard Forster, *Literaturwissenschaft als Flucht von der Literatur*. Öffentlicher Vortrag in der Augusteerhalle der Herzog August Bibliothek am 31. Juli 1978 (Wolfenbütteler Hefte 8), S. 6
- 283d Thomas Mann, *Denken und Leben*. In: *Werke. Das essayistische Werk in acht Bänden*, hg. von Hans Bürgin, Band 3, *Politische Schriften und Reden*, Frankfurt/M. 1968, S. 110
- 284 Jenny Willner, *Die Lupe des Philologen. Lektüren in Victor Klemperers LTI*. In: Luisa Banki u. Michael Scheffel (Hg.), *Lektüren. Positionen zeitgenössischer Philologie (Literaturwissenschaft 44)*, Trier 2017, S. 228
- 285 ebd., S. 207
- 286 ebd., S. 209
- 287 ebd., S. 229; Sebastian Zilles, *Die Schulen der Männlichkeit. Männerbünde in Wissenschaft und Literatur um 1900 (Literatur, Kultur, Geschlecht: Studien zur Literatur- und Kulturgeschichte 71)*, Köln/Weimar/Wien 2018, S. 13, 14, 88, 111 ff. u. 336
- 288 Willner (wie Anm. 284), S. 229
- 289 ebd., S. 228
- 290 ebd., S. 227
- 291 ebd., S. 229
- 292 ebd., S. 228
- 293 ebd., S. 228
- 294 ebd., S. 228
- 295 ebd., S. 228
- 296 Winfried Schulze, „Von den großen Anfängen des neuen Welttheaters“. Entwicklung, neuere Ansätze und Aufgaben der Frühneuzeitforschung. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 44, 1993, S. 3–18, hier S. 18

- 297 Mario Müller, Verletzende Worte. Beleidigung und Verleumdung in Rechtstexten aus dem Mittelalter und aus dem 16. Jahrhundert (Hildesheimer Universitätsschriften 33), Hildesheim/Zürich/New York 2017, S. 17–23 u. S. 317–338
- 298 Jaeger (wie Anm. 239), S. 115; Hadot (wie Anm. 203c), S. 117 f. u. 120 ff.
- 298a Stillig (wie Anm. 19a), S. 1077. 1079, 1175 u. 1198
- 298b Jaeger (wie Anm. 239), S. 115 u. 119; Hadot (wie Anm. 203c), S. 121 f., S. 144–148 u. S. 164 ff.; Stillig (wie Anm. 19a), S. 309–343 u. 1077–1094
- 298c Roy A. Medvedev, Die Wahrheit ist unsere Stärke – Geschichte und Folgen des Stalinismus, Frankfurt/M. 1973; Roy A. Medvedev, Solschenizyn und die Sowjetische Linke. Eine Auseinandersetzung mit dem Archipel Gulag und weitere Schriften, Westberlin 1976, S. 7 f. u. 11
- 298d Alexander Solschenizyn, Das Rote Rad. Eine Erzählung in bestimmten Zeitausschnitten. Dritter Knoten, März siebzehn. Zweiter Teil (23. Februar – 18. März). Aus dem Russ. von Heddy Pross-Weerth, München 1990, zur erzählten „Farbigkeit“ der Situationsschilderung vgl. S. 9–12, 15–17, 24–28, 29–33 u. 48–52. Solschenizyns „nachempfundene“ moralische Intention, die Schilderung des Lebens im Glauben, richtet sich erzählend gegen die existenziellen Versuchungen des Unglaubens, der Täuschung, Unterdrückung und absoluten Wahrheitswidrigkeit: Geschichtsklitterung, wie die Leugnung der bedeutenden Februarrevolution und das Scheitern der „Bevollmächtigten Russlands“, der „Provisorischen Regierung“, samt ihrer institutionell unglücklichen Entwicklung, ist unvereinbar mit Solschenizyns persönlicher Aufrichtigkeit und Lebensführung. Solschenizyns „methodische“ und rhetorische Kunstgriffe unterscheiden sich von Suchanovs „Berichterstattung“ aus der „Tagebuch“-Erinnerung (vgl. Suchanov, Anm. 26 u. 245). Hinter beiden Verfassern verbirgt sich weder eine strenge Wissenschaftlichkeit noch ein Theorienstreit, weil ihre gegenstandsbedingte „künstlerische“ bzw. „literarische“ Unterschiedlichkeit zwischen der „historischen Erzählung“ und dem „erzählenden Tagebuch“ den Leser regelrecht zur Beurteilung ermuntert, besonders in Fragen der Personendarstellung: Solschenizyn, Suchanov und Eco entziehen sich jeder auf seine Art dem historischen Anspruch eines methodisch-perfekten „Wahrheitsbesitzes“.

- 298e Gabriel (wie Anm. 3b), S. 25
- 299 Max Weber (wie Anm. 95e), S. 197 u. 240
- 299a Holm Tetens, *Der Glaube an die Wissenschaften und der methodische Atheismus – Zur religiösen Dialektik der wissenschaftlich-technischen Zivilisation*. In: *Neue Zeitschrift für die systematische Theologie und Religionsphilosophie* 55,3, Berlin 2013, S. 271–283; Harari (wie Anm. 201a), S. 15, 24, 98, 104, 110, 120 u. 169; ders., *21 Lektionen für das 21. Jahrhundert*. Aus dem Engl. von Andreas Wirthensohn, München 2018, S. 14, 15 u. 45
- 299b Harari, *21 Lektionen* (wie Anm. 299a), S. 38, 42, 250–267, 290, 298, 310 u. 338; Dietrich Bonhoeffer, *Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft*, Bd. 8, München 2016
- 299c Harari (wie Anm. 299b), S. 34 u. 35 f.
- 299d Kollmorgen (wie Anm. 6a), S. 11
- 300 Anatolij Vasil'evič Lunačarskij, *O prepodavanii istorii v kommunističeskoj škole*, Odessa 1919, S. 7 ff.
- 301 Zu Lunačarskij vgl. Georg von Rauch, *Geschichte der Sowjetunion*, Stuttgart 1977, S. 20, 28, 55 u. 163; Rimscha (wie Anm. 22), S. 598; Günther Stökl, *Russische Geschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Stuttgart 1965, S. 623; zur erinnerten Textstruktur siehe Kopelew (wie Anm. 110a), S. 66 f.
- 302 Ausführlicher zum Inhalt vgl. Bauer (wie Anm. 110a), S. 313–314
- 303 Kopelew (wie Anm. 110a), S. 66 f.; ergänzend zu Bauer (wie Anm. 110a) vgl. Gottfried Küenzlen, *Der Neue Mensch. Zur säkularen Religionsgeschichte der Moderne*, München 1994, S. 148–152
- 304 Bauer (wie Anm. 110a), S. 314
- 305 Stillig (wie Anm. 19a), S. 818 f., 822 f., 824 f., 828–830, 835, 838–847 u. 1007; Harari (wie Anm. 123a), S. 408 ff.
- 306 Harari (wie Anm. 201a), S. 370, 371 u. 372 f.
- 307 ebd., S. 369 f. („Die Sozialisten schufen eine schöne neue Religion für eine schöne neue Welt“) u. 370
- 308 Rimscha (wie Anm. 22), S. 610
- 309 Zur innenpolitischen und europäischen Situation: Dietrich Beyrau, 1917. *Der Rote Oktober in zeitgenössischen Deutungen. Bolschewistische Camouflage und bürgerliche Apokalypse*. In (wie Anm. 1), S. 29–56; Frederick C. Corney, 1927. *Zehn Jahre Roter Oktober. Das öffentliche Gedenken an die Oktoberrevolution im Jahr 1927*. In (wie Anm. 1), S. 66–70 ff.; Georg von Rauch (wie Anm. 301) S. 192

- 310 Rauch (wie Anm. 301), S. 195
- 311 Iosif Vissarionovič Stalin, Demjanu Bednomu. In: ders., Socine-nija XIII, Moskau 1951, S. 24 f.; deutsche Übers.: Werke XIII, Ber-
lin 1950, S. 23 f.
- 312 Max Weber, Vom inneren Beruf zur Wissenschaft. In (wie
Anm. 95g), S. 329 f.; vgl. ebd., Der Sinn der Wertfreiheit der So-
zialwissenschaften. In (wie Anm. 95e), S. 272; ebd., Richtungen
und Stufen religiöser Weltablehnung. In (wie Anm. 95e), S. 482
- 312a Jochen Schmidt, Die Geschichte des Genie-Gedankens in der
deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750–1945, Bd. 2,
Darmstadt 1985, S. 256–261, 264–277 u. bes. 266 u. 274; Andreas
Kablitz, Der Zauberberg. Die Zergliederung der Welt (Neues Fo-
rum für allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft 55),
Heidelberg 2017, S. 34 f., 37 u. 569 ff.
- 313 Francis Fukuyama, Identity. The Demand for Dignity and the Po-
litics of Resentment, New York 2018, S. 9–11, 25 f. u. 163 ff.; Kwame
Anthony Appiah, The lies that bind. Rethinking Identity, Creed,
Country, Color, Class, Culture, London 2018, S. 3–12 u. 215–219;
Stillig (wie Anm. 19a), S. 29, 37, 241, 321 u. passim
- 313a Dirk Baecker, 4.0 oder Die Lücke, die der Rechner lässt, Leipzig
2018, S. 9–12, 17–35 u. 142–151, bes. 248 ff.
- 314 Stillig (wie Anm. 19a), Vorwort (S. 11–159) und Kapitel 1 (S. 163–
248); Müller/Schmieder (wie Anm. 133), S. 11–29 u. S. 609–614
- 315 Schmidt-Biggemann (wie Anm. 19e), S. 143 u. S. 88: „Im Sakra-
ment der Eucharistie“ wird die „Anwesenheit Gottes performativ
erzeugt“.
- 316 Gerhardt (wie Anm. 224), S. 13–14
- 317 Harari, Kurze Geschichte (wie Anm. 123a), S. 507; ders. (wie
Anm. 299b), S. 13 ff. u. 37 ff.
- 318 Volker Rieble, Das Wissenschaftsplagiat. Vom Versagen eines
Systems, Frankfurt/M. 2010, S. 9 ff. u. 109
- 319 Harari, Kurze Geschichte (wie Anm. 123a), S. 508
- 320 Zum Problem zwischen Theologie und Naturwissenschaft vgl.
Hans Schwarz, 400 Jahre Streit um die Wahrheit – Theologie und
Naturwissenschaft, Göttingen 2012, S. 92–110, 163–186 u. 187–207;
Karl-Heinz Ohlig, Christologie ist Anthropologie. In: Reinhart
Kögeler/Gustav Schörghofer (Hg.), Wie wirkt Gott in der Welt?
Theologische Zugänge und naturwissenschaftliche Sichtweisen
(Forum St. Stephan 15), Wien 2005, S. 119–149

- 321 Harari (wie Anm. 201a), S. 508, 511 u. 515; ders. (wie Anm. 299b), S. 27 f. u. 28 f.
- 322 Harari (wie Anm. 299b), S. 15, 27 f. u. 29
- 323 Kai Palonen, Die Umstrittenheit der Begriffe bei Max Weber. In: Archiv für Begriffsgeschichte, Sonderheft: Die Interdisziplinarität der Begriffsgeschichte, hg. v. Gunter Scholtz, Hamburg 2000, S. 146 u. 148; vgl. Fukuyama (wie Anm. 313)
- 324 Harari (wie Anm. 299b), S. 15 u. 104; ders. (wie Anm. 201a), 74 u. 98
- 325 Harari (wie Anm. 201a), S. 411
- 326 Benedikt Herles, Zukunftsblind: Wie wir die Kontrolle über den Fortschritt verlieren, München 2018, S. 27 ff., 173 ff., 242 ff.; Lesch/Kamphausen (wie Anm. 10a), S. 317–346
- 327 Harald Lesch/Klaus Kamphausen, Die Menschheit schafft sich selbst ab. Die Erde im Griff des Anthropozän, München 2018, S. 155
- 328 Lesch/Kamphausen (wie Anm. 10a), S. 344
- 329 Mario Kaiser, Über Folgen. Technische Zukunft und politische Gegenwart, Weilerswist 2015, S. 165, 257 ff. u. 288; Albrecht Schöne, Zum Gebrauch des Konjunktivs bei Robert Musil. In: Interpretationen 3. Deutsche Romane von Grimmelshausen bis Musil, Hamburg 1966, S. 297
- 330 Ray Kurzweil, Homo S@piens. Leben im 21. Jahrhundert – Was bleibt vom Menschen? Köln 1999, S. 17 ff., 385 ff. u. 412–423; ders., Menschheit 2.0: die Singularität naht, Berlin 2014; ders., Das Geheimnis des menschlichen Denkens: Einblicke in das „Reserve Engineering“ des Gehirns. Mit einem Vorw. von Bernd Vowinkel. Mit einem Vorw. zur spanischen Ausgabe von José Luis Cordeiro. Aus dem Engl. von Jens Ole Beckers und Jan Schenkenberger, Berlin 2014
- 331 Stephan Schmidheiny (mit dem Business council for Sustainable Development), Kurswechsel. Globale unternehmerische Perspektiven für Entwicklung und Umwelt, München 1992, S. 60 ff.
- 332 Kaiser (wie Anm. 329), S. 273 ff.
- 333 Johann Wolfgang von Goethe, Die Wahlverwandtschaften. Ein Roman. In: Goethes Werke. Hamburger Ausgabe 6, Hamburg 1963, S. 384; zur Faust-Problematik des 19./20. Jahrhunderts vgl. Jochen Schmidt, Die Geschichte des Genie-Gedanken 1750–1945, Bd. 2: Von der Romantik bis zum Ende des Dritten Reiches, Darmstadt 1985, S. 150–155 u. 207–212, 226–232, 252 ff., 256–261 u. 264–277

- 334 Lamping (wie Anm. 110a), S. 135–138; Ian McEwan, Menschen wie ich. Aus dem Engl. Von Bernhard Robben, Zürich 2019; Jürgen Gerhards/Tim Sawert, Die Solidarität endet an der Grenze zur Unterschicht. Dekonstruktion der Vielfalt: Soziale Herkunft als die vergessene Seite des Diversitätsdiskurses. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 9. Januar 2019, S. 4–7
- 335 Rass (wie Anm. 201a), S. 108 ff., 249 u. 261; Bruns (wie Anm. 16 f.), S. 301, 302, 303 u. 308
- 336 Lutz Niethammer, *Posthistoire*. Ist die Geschichte zu Ende?, Reinbek b. Hamburg 1989, S. 8 ff.
- 337 Fernando Esposito, *Zeitenwandel* (wie Anm. 201f.), Göttingen 2017, S. 50
- 338 Esposito (wie Anm. 337), S. 13; Achim Landwehr, Die vielen, die anwesenden und die abwesenden Zeiten. Zum Problem der Zeit-Geschichte und der Geschichtszeiten. In: *Zeitenwandel* (wie Anm. 337), S. 240 f.
- 339 Esposito (wie Anm. 337), S. 10 u. 53
- 340 ebd., S. 15, 22 u. 59
- 341 ebd., S. 16 Anm. 35; dazu zum frühneuzeitlichen „Zeitbewusstsein“ vgl. Stillig, *Heilige Berge* (wie Anm. 19a), S. 859–863, bes. 862; vgl. Jürgen Große, *Kritik der Geschichte. Probleme und Formen seit 1800* (Philosophische Untersuchungen 15) Tübingen 2006, S. 14 f.; beispielsweise „Geschichte als ganze zu konzeptualisieren“ erfordert nicht nur eine komplizierte zeittheoretische Sprachsensibilität, sondern würde auch eine Methode doppelter Verkehrung: Die prozessgeschichtliche Synthese, die wissenschaftlich ohne „Scheidewand zwischen Vergangenheit und Gegenwart“ (S. 7) auskommen will, reflektiert zwar über die „Schwundstufen heilsgeschichtlicher Gewissheit“ (S. 12), müsste aber – allerdings in totaler Komplexitätsreduktion der radikal-sowjetischen Entfremdungsanthropologie – ein enorm disperses „Verhältnis der Geschichte zur Zeit“ (S. 13) berücksichtigen. Ebenso sind „temporal konnotierte Zuordnungen von Geschichte und Nichtgeschichte“ (S. 17), in denen sich einerseits Ideologisches und zum anderen das Überzeitliche – wie Gott im Glaubensverständnis als „kontingenzabweisend“ und „entzauberungsresistent“ (Hans Küng) – als eine traditionell ontologische Metaphysik gegen semantische Komplexitätsreduktionen, Inversionen oder Transformationen der Weltauslegung

- behauptet. Dennoch besteht der Verdacht einer gefährlichen Tendenz, die nicht nur Reduktionen sprachlicher Ordnungs- und Erkenntnisprobleme, sondern auch antidemokratische bzw. unfreie Projektionen der Zukunft entwirft.
- 342 Philipp Ther, *Das andere Ende der Geschichte. Über die Große Transformation*, Berlin 2019, S. 91
- 343 Niethammer (wie Anm. 336), S. 169
- 344 Kurt Nowak, *Wie theologisch ist die Kirchengeschichte? Über die Verbindung und die Differenz von Kirchengeschichtsschreibung und Theologie*. In: ders., *Kirchliche Zeitgeschichte interdisziplinär. Beiträge 1984–2001*, hg. v. Jochen-Christoph Kaiser/Kurt Nowak (Konfession und Gesellschaft 25), Stuttgart 2002, S. 464–473, bes. 473
- 345 Esposito (wie Anm. 201f.), S. 56
- 346 Große (wie Anm. 341), S. 1–9
- 347 ebd., S. 12–13; Helmuth Plessner, *Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes*, (Zürich 1935) Frankfurt/M. 1992; S. 103 f.
- 348 Esposito (wie Anm. 201 f.), S. 61; Große (wie Anm. 341), Einleitung
- 349 Esposito (wie Anm. 201 f.), S. 61; Große (wie Anm. 341), S. 12–13
- 350 Große (wie Anm. 341), S. 136 u. 137 Anm. 18
- 351 ebd., S. 146–148

Literaturverzeichnis

- Altrichter, Helmut, Stalin. Der Herr des Terrors, München 2018.
- Altrichter, Helmut/Bernecker, Walther L. (Hg.), Geschichte Europas im 20. Jahrhundert, Stuttgart 2004.
- Appiah, Kwame Anthony, The lies that bind. Rethinking Identity, Creed, Country, Color, Class, Culture, London 2018.
- Aron, Leon, Putinism after Crimea. In: Journal of Democracy, 28 No. 4), 2017
- Assmann, Aleida, Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, München 1999.
- Assmann, Aleida, Fiktion als Differenz. In: Poetica 21, München 1989, S. 239–260.
- Assmann, Aleida, Formen des Vergessens (Historische Geisteswissenschaften 9), Göttingen 2016.
- Assmann, Aleida, Ist die Zeit aus den Fugen? Aufstieg und Fall des Zeitregimes der Moderne, München 2013.
- Assmann, Jan, Gottes willige Vollstrecker. Zur Politischen Theologie der Gewalt. In: Saeculum 51, Berlin/Boston 2000, S. 161–174.
- Assmann, Jan, Totale Religion. Ursprünge und Formen puritanischer Verschärfung, Wien 2016.
- Ausstellungskatalog Schweizerisches Nationalmuseum: 1917 Revolution. Russland und die Folgen, hg. vom Deutschen Historischen Museum und vom Schweizerischen Nationalmuseum, Zürich 2017.
- Aust, Martin, Die Russische Revolution. Vom Zarenreich zum Sowjetimperium, München 2017.
- Baberowski, Jörg (Hg.), Moderne Zeiten? Krieg, Revolution und Gewalt, Göttingen 2006.
- Baberowski, Jörg, Autokratie und Justiz. Zum Verhältnis von Rechtsstaatlichkeit und Rückständigkeit im ausgehenden Zarenreich 1864–1914 (Ius Commune 78), Frankfurt/M. 1996.
- Baberowski, Jörg, Diktaturen der Eindeutigkeit. Ambivalenz und Gewalt im Zarenreich und in der frühen Sowjetunion. In: ders. (Hg.), Moderne Zeiten? Krieg, Revolution und Gewalt im 20. Jahrhundert, Göttingen 2006, S. 37–59.
- Baberowski, Jörg, Räume der Gewalt, Frankfurt/M. 2015.

- Baberowski, Jörg, Verbrannte Erde. Stalins Herrschaft der Gewalt, München 2017.
- Baberowski, Jörg/Doering-Manteuffel, Anselm, Ordnung durch Terror. Gewaltexzesse und Vernichtung im nationalsozialistischen und stalinistischen Imperium, Bonn 2006.
- Bachmann-Medick, Doris, Übersetzung zwischen den Zeiten – ein *travelling concept*? In: Saeculum 67.1, Berlin/Boston 2017, S. 21–43
- Baecker, Dirk, 4.0 oder Die Lücke, die der Rechner lässt, Leipzig 2018.
- Bauer, Manuel, Der literarische Faust-Mythos. Grundlagen – Geschichte – Gegenwart, Stuttgart 2018.
- Baumgarten, Hans Michael, Grundzüge menschlicher Zeiterfahrung und Zeitdeutung. In: Philosophisches Jahrbuch 106, 1998.
- Beer, Daniel, Das Totenhaus. Sibirisches Exil unter den Zaren. Aus dem Engl. von Bernd Rüllkötter, Frankfurt/M. 2018.
- Behrends, Jan Claas/Katzer, Nikolaus/Lindenberger, Thomas (Hg.), 100 Jahre Roter Oktober. Zur Weltgeschichte der Russischen Revolution, Berlin 2017.
- Bensussan, Gérard, Politik als Übersetzung. Marx und die Revolution. In: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie 43, Stuttgart Bad-Cannstatt 2018.
- Berkeley International Framing Institute, Framing-Manual. Unser gemeinsamer, freier Rundfunk ARD, https://cdn.netzpolitik.org/wp-upload/2019/02/framing_gutachten_ard.pdf.
- Beuken, Willem A. M., Jesaja 13–27. Übers. u. ausgelegt v. W. A. M. Beuken (Herders Theologischer Kommentar zum Alten Testament), Freiburg/Basel/Wien 2007.
- Beyme, Klaus von (Hg.), Empirische Revolutionsforschung, Opladen 1973.
- Beyrau, Dietrich, 1917. Der Rote Oktober in zeitgenössischen Deutungen. Bolschewistische Camouflage und bürgerliche Apokalypse. In: Behrends, Jan Claas/Katzer, Nikolaus/Lindenberger, Thomas (Hg.), 100 Jahre Roter Oktober. Zur Weltgeschichte der Russischen Revolution, Berlin 2017, S. 29–58.
- Beyrau, Dietrich, Aus der Subalternität in die Sphären der Macht: Die Juden im Zarenreich und in Sowjetrußland (1860–1930). In: Baberowski, Jörg (Hg.), Moderne Zeiten? Krieg, Revolution und Gewalt im 20. Jahrhundert, Göttingen 2006, S. 60–93.
- Bitterli, Urs, Kolumbus und die Wilden. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 44, Hannover 1993.

- Blumenberg, Hans, Die Genesis der kopernikanischen Wende, Frankfurt/M. 1975.
- Blumenberg, Hans, Die kopernikanische Wende, Frankfurt/M. 1965.
- Blumenberg, Hans, Schiffbruch mit Zuschauer. Paradigma einer Daseinsmetapher, Frankfurt/M. 1979.
- Böckenförde, Ernst-Wolfgang, Staat, Gesellschaft, Freiheit. Studien zur Staatstheorie und zum Verfassungsrecht, Frankfurt/M. 1976.
- Böckenförde, Ernst-Wolfgang, Vom Ethos der Juristen (Wissenschaftliche Abhandlungen und Reden zur Philosophie, Politik und Geistesgeschichte, 60), Berlin 2010.
- Böckler, Stefan, Grenze: Allerweltswort oder Grundbegriff der Moderne? In: Archiv für Begriffsgeschichte 45, Hamburg 2003, S. 167–220.
- Bonhoeffer, Dietrich, Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft, Bd. 8, München 2016.
- Bönker, Kirsten, Der sowjetische Fernsehzuschauer als „neuer Mensch“: Die sozialwissenschaftliche Freizeitforschung und das Problem der Rückständigkeit. In: Feest, David/Häfner(Hg.), Die Zukunft der Rückständigkeit. Chancen – Formen – Mehrwert. Festschrift für Manfred Hildermeier zum 65. Geburtstag, Köln/Weimar/Wien 2016, S. 373–393.
- Bonwetsch, Bernd, Der GULAG und die Frage des Völkermords. In: Baberowski, Jörg (Hg.), Moderne Zeiten? Krieg, Revolution und Gewalt, Göttingen 2006, S. 111–144.
- Bonwetsch, Bernd, Die russische Revolution 1917. Eine Sozialgeschichte von der Bauernbefreiung 1861 bis zum Oktoberumsturz, Darmstadt 1991.
- Borck, Cornelius, Wortverflüchtigung: Ganzheitsbezogenheit. In: Schmieder, Falko/Toepfer, Georg (Hg.), Wörter aus der Fremde. Begriffsgeschichte als Übersetzungsgeschichte, Berlin 2018, S. 107–112.
- Braun, Maximilian, Das russische Sendungsbewusstsein (Schriftenreihe der Niedersächsischen Landeszentrale für Politische Bildung 2), Hannover 1960.
- Bretschneider, Charlotte, Weltanschauung. In: Schmieder, Falko/Toepfer, Georg (Hg.), Wörter aus der Fremde. Begriffsgeschichte als Übersetzungsgeschichte, Berlin 2018, S. 277–281.
- Bruns, Christoph, Christologischer Universalismus. Der Johannesprolog in der Wirklichkeitsdeutung des Origines. In: Markus Enders/Rolf Kühn (Hg.), „Im Anfang war der Logos...“. Studien zur Rezeptionsgeschichte des Johannesprologs von der Antike bis zur Gegen-

- wart (Forschungen zur Europäischen Geistesgeschichte 12), Freiburg/Basel/Wien 2011. S. 7–46.
- Bruns, Christoph, Trinität und Kosmos. Zur Gotteslehre des Origenes (Adamantiana 3), Münster 2013.
- Burkhardt, Stefanie, Religion. Vertrautes Fremdes Wort – Bestandsaufnahme zur Begriffsgeschichte. In: Schmieder, Falko/Toepfer, Georg (Hg.), Wörter aus der Fremde. Begriffsgeschichte als Übersetzungsgeschichte, Berlin 2018, S. 187–192.
- Burleigh, Michael, Die Zeit des Nationalsozialismus. Eine Gesamtdarstellung. Aus dem Engl. übersetzt v. Udo Rennert u. Karl Heinz Siber, Frankfurt/M. 2000.
- Clark, Christopher, Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog. Aus dem Englischen von Norbert Juraschitz, München 2013.
- Coleman, Janet, Das Bleichen des Gedächtnisses. St. Bernhards monastische Mnemotechnik. In: Anselm Haverkamp u. Renate Lachmann (Hg.), Gedächtniskunst. Raum – Bild – Schrift. Studien zur Mnemotechnik, Frankfurt/M. 1991, S. 207–227.
- Covarrubias y Orozco, Sebastián de, Emblemas morales, Edición, estudio y notas de Sandra Maria Peñasco González, SIELAE A Coruña 2017.
- Curtius, Ernst Robert, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, Bern/München 1963.
- Czermak, Das System der Religionsverfassung des Grundgesetzes. In: Kritische Justiz 2000, S. 229–247
- Därmann, Iris/Zandt, Stephan, Andere Ökologien. Transformationen, In: dies. (Hg.), Andere Ökologien. Transformationen von Mensch und Tier, Paderborn 2017.
- Davies, Robert W., Perestroika und Geschichte. Die Wende in der sowjetischen Historiographie. Aus dem Englischen übers. von Friedrich Griese, München 1991.
- Denninger, Erhard, Ende der „subjektiven Rechte“. In: Kritische Justiz 51.3, Baden-Baden 2018, S. 316–326.
- Doering-Manteuffel, Sabine, Das Okkulte. Eine Erfolgsgeschichte im Schatten der Aufklärung. Von Gutenberg bis zum World Wide Web, München 2008.
- Eco, Umberto, Der Name der Rose. Aus dem Ital. v. Burkhart Kroeber, München 1982.

- Eco, Umberto, Postmodernismus, Ironie und Vergnügen. In: ders., Nachschrift zum ‚Namen der Rose‘. Aus dem Ital. v. Burkhart Kroeber, München/Wien 1984.
- Ehrlich, Lothar/Schmidt, Georg (Hgg.), Ereignis Weimar-Jena. Gesellschaft und Kultur um 1800 im internationalen Kontext, Köln/Weimar/Wien 2008.
- Ennker, Benno, Ende des Mythos. Lenin in der Kontroverse. In: Geyer, Dietrich, Die Umwertung der sowjetischen Geschichte (Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 14), Göttingen 1991, S. 54–74.
- Eppler, Erhard, Vorwort. Sprachliche Frames bestimmen unser Denken. In: Wehling, Elisabeth, Politisches Framing. Wie eine Nation sich ihr Denken einredet – und daraus Politik macht (edition medienpraxis 14), Köln 2016, S. 15–16.
- Ernst, Ulrich, *Ars memorativa* und *Ars poetica* in Mittelalter und Früher Neuzeit. Prolegomena zu einer mnemonistischen Dichtungstheorie. In: Berns, Jörg Jochen/Neuber, Wolfgang (Hg.), *Ars memorativa: zur kulturgeschichtlichen Bedeutung der Gedächtniskunst 1400–1750* (Frühe Neuzeit 15), Tübingen 1993, S. 73–100.
- Eschenbach, Wolfram von, Parzival. Studienausgabe, Berlin 1965.
- Esposito, Fernando, Zeitenwandel. Transformationen geschichtlicher Zeitlichkeit nach dem Boom - eine Einführung. In: ders., Transformationen geschichtlicher Zeitlichkeit nach dem Boom, Göttingen 2017.
- Esser, Hartmut, Rationalität und Bindung. Das Modell der Frame-Selektion und die Erklärung des normativen Handelns (Sonderforschungsbereich 504), Mannheim 2005.
- Fedyshyn, Oleh, German's Drive to the East and the Ukrainian Revolution 1917–18, New Brunswick 1971.
- Feest, David/Häfner, Lutz, Die Zukunft der Rückständigkeit. Vorbemerkungen. In: dies. (Hg.), Die Zukunft der Rückständigkeit. Chancen – Formen – Mehrwert. Festschrift für Manfred Hildermeier zum 65. Geburtstag, Köln/Weimar/Wien 2016, S. 8–25.
- Feyerabend, Paul, Irrwege der Vernunft. Aus dem Amer. von Jürgen Blasius, Frankfurt/M. 1990.
- Figes, Orlando, Die Tragödie eines Volkes. Die Epoche der russischen Revolution 1891 bis 1924, Berlin 1998.
- Fina, Kurt, Vom geschichtsdidaktischen Ort der Subjektivität. Eine anthropologische Grundlegung historischer Bildung. In: Historisches Jahrbuch 105, München/Freiburg 1985, 129–170.

- Fina, Kurt, Vom geschichtsdidaktischen Ort der Subjektivität. Eine anthropologische Grundlegung historischer Bildung. In: Historisches Jahrbuch 105, Freiburg/München 1985, S. 129–170.
- Fischer, Fritz, Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914/18, Düsseldorf 1971.
- Fischer-Lescano, Andreas, Subjektlose Rechte. In: ders./Franzki, Hannah/Horst, Johan (Hg.), Gegenrechte. Recht jenseits des Subjekts, Tübingen 2018, S. 377–420.
- Fish, M. Steven, What is Putinism? In: Journal of Democracy 28 (No. 4), 2017
- Flasch, Kurt, Meister Eckhart. Philosoph des Christentums, München 2011.
- Forster, Leonhard, Literaturwissenschaft als Flucht von der Literatur. Öffentlicher Vortrag in der Augusteerhalle der Herzog August Bibliothek am 31. Juli 1978 (Wolfenbütteler Hefte 8).
- Frederick C. Corney, 1927. Zehn Jahre Roter Oktober. Das öffentliche Gedenken an die Oktoberrevolution im Jahr 1927. In: Behrends, Jan Claas/Katzer, Nikolaus/Lindenberger, Thomas (Hg.), 100 Jahre Roter Oktober. Zur Weltgeschichte der Russischen Revolution, Berlin 2017, S. 59–84.
- Fries, Thomas, Philologische und poetische Relativität: Von Kafka über Brod und Politzer zu Einstein und Bachtin. In: Banki, Luisa/Schefel, Michael (Hg.), Lektüren. Positionen zeitgenössischer Philologie (Schriftenreihe Literaturwissenschaft 94), Trier 2017, S. 165–189.
- Frieß, Nina A., Nichts ist vergessen. Erinnerungskultur und kollektives Gedächtnis im heutigen Russland, Potsdam 2010.
- Fuchs, Thomas, Hirnwelt oder Lebenswelt. Zur Kritik des Neurokonstruktivismus. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 59.3, Berlin 2011, S. 347–358.
- Fuhrmann, Horst, Umberto Eco und sein Roman „Der Name der Rose“. Eine kritische Einführung. In: „... eine finstere und fast unglaubliche Geschichte“? Mediävistische Notizen zu Umberto Ecos Mönchsroman „Der Name der Rose“, Darmstadt 1988.
- Fukuyama, Francis, Identität. Wie der Verlust der Würde unsere Demokratie gefährdet. Aus dem amerikanischen Englisch v. Bernd Rullkötter, Hamburg 2019.
- Fukuyama, Francis, Identity. Contemporary identity politics and the struggle recognition, London 2018.

- Fukuyama, Francis, *Identity. The Demand for Dignity and the Politics of Resentment*, New York 2018.
- Fukuyama, Francis, *The End of History and the Last Man*, New York 1992.
- Fukuyama, Francis, *The End of History?* In: *The National Interest*, Nr. 16, 1989.
- Fuller, Steve/Kuhn, Thomas, *A philosophical history for our times*, Chicago/London 2000.
- Fürst, Juliane, 1977. Stagnierende Revolution? Zwischen Erstarrung und Dynamik. In: Behrends, Jan Claas/Katzer, Nikolaus/Lindenberger, Thomas (Hg.), *100 Jahre Roter Oktober. Zur Weltgeschichte der Russischen Revolution*, Berlin 2017, S. 181–208.
- Gabriel, Gottfried, *Fakten oder Fiktionen? Zum Erkenntnis der Geschichte*. In: *Historische Zeitschrift* 297, München 2013, S. 1–26.
- Gaitsch, Peter, *Die biologische Generativität des Leibkörpers. Präliminarien zu einer phänomenologischen Analyse*. In: Reinhold Esterbauer, Andrea Paletta, Julia Meer (Hg.), *Der Leib und seine Zeit. Temporale Prozesse des Körpers und deren Dysregulationen im Burnout und bei anderen Lebenserfahrungen*, Freiburg/München 2019.
- Gall, Lothar, *Bismarck. Der weiße Revolutionär*, Frankfurt/M. 1980.
- Gall, Lothar, *Ranke und das Objektivitätsproblem*. In: *Liberitas. Festschrift f. Erich Angermann*, hg. v. Norbert Finzsch u. Hermann Wellenreuther (*Transatlantische Studien* 1), Stuttgart 1992, S. 37–44.
- Gall, Lothar, *Ranke und das Objektivitätsproblem*. In: *Liberitas. Fs. f. Erich Angermann*, hg. v. Norbert Finzsch u. Hermann Wellenreuther (*Transatlantische Studien*, 1), Stuttgart 1992.
- Gebhardt, Mareike/Kirchmann, Kay, (De-)Konstruktionen von Zeitlichkeit. Wahrnehmung – Optimierung – Erzählung. In: Juliane Engel, Mareike Gebhardt, Kay Kirchmann (Hg.), *Zeitlichkeit und Materialität. Interdisziplinäre Perspektiven auf Theorien und Phänomene der Präsenz*, Bielefeld 2019.
- Gehring, Petra, *Die Plattform, oder: Für eine am Ingenieurwesen interessierte Begriffsimportgeschichte und Metaphorologie*. In: Schmieder, Falko/Toepfer, Georg (Hg.), *Wörter aus der Fremde. Begriffsgeschichte als Übersetzungsgeschichte*, Berlin 2018, S. 176–179.
- Gerhards, Jürgen/Sawert, Tim, *Die Solidarität endet an der Grenze zur Unterschicht. Dekonstruktion der Vielfalt: Soziale Herkunft als die*

- vergessene Seite des Diversitätsdiskurses. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 9. Januar 2019, S. 4–7.
- Gerhardt, Volker, Humanität als Funktionsbegriff im Selbstverständnis des Menschen. Skizze zu einer Argumentation im Vorfeld einer Theorie der Humanität. In: JOURNAL 27, Hannover 2016, S. 12–19.
- Gerstenbräun, Martin, Metaphorologie der Exploration und Dynamik 1800/1900. Historische Wissenschaftsmetaphern und die Möglichkeiten ihrer Historiographie. In: Archiv für Begriffsgeschichte 58, Hamburg 2016, S. 213–220.
- Geyer, Dietrich, Perestrojka in der sowjetischen Geschichtswissenschaft. In: ders. (Hg.), Die Umwertung der sowjetischen Geschichte (Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 14), Göttingen 1991, S. 9–31.
- Gingerich, Owen, An Annotated Census of Copernicus' De Revolutionibus. Nuremberg 1543 and Basel 1566, Leiden 2002.
- Gingerich, Owen, The Book Nobody Read: Chasing the Revolutions of Nicolaus Copernicus, New York 2004.
- Gnüg, Hiltrud, Entstehung und Krise lyrischer Subjektivität. Vom klassischen lyrischen Ich zur modernen Erfahrungswirklichkeit, Stuttgart 1983.
- Goethe, Johann Wolfgang von, Die Wahlverwandtschaften. Ein Roman. In: Goethes Werke. Hamburger Ausgabe 6, Hamburg 1963.
- Goethe, Johann Wolfgang von, Goethes Werke, Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, hg. v. Erich Trunz, Bd. 8 u. 12, Hamburg 1963/4.
- Goodman, Nelson, Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie. Übers. v. Bernd Philippi, Frankfurt/M. 1997.
- Görner, Rüdiger, Der Vergleich als geistige Form. Versuch einer Methodenreflexion. In: Comparatio 1.2, Heidelberg 2009.
- Graf, Friedrich Wilhelm, Die Wiederkehr der Götter. Religion in der modernen Kultur, München 2004.
- Große, Jürgen, Kritik der Geschichte. Probleme und Formen seit 1800 (Philosophische Untersuchungen 15) Tübingen 2006
- Großheim, Heinrich, Sozialisten in der Verantwortung. Die französischen Sozialisten und Gewerkschafter im ersten Weltkrieg 1914–1917 (Schriftenreihe des Forschungsinstituts der Friedrich-Ebert-Stiftung 140), Bonn 1978.
- Grünstädl, Wolfgang, Petrus Alexandrinus (Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament 353), Tübingen 2013.
- Jaspert, Bernd, Wohin führt die Kirchengeschichte? In: Revue d'histoire ecclésiastique 114 (3–4), 2019, S. 828–834.

- Jullien, François, Es gibt keine kulturelle Identität, Frankfurt 2017. In: Zeitschrift für Pädagogik und Theologie 71 (3), 2019, S. 338–344.
- Hadot, Pierre, Philosophie als Lebensform. *Geistige Übungen in der Antike*. Aus dem Französischen von Ilsetraut Hadot und Christiane Marsch (urspr. Paris 1981/87: Exercices spirituels et philosophie antique), Berlin 1991.
- Hagen, Kristin, Der Mensch, das Tier. In: Philosophische Rundschau 58.2, Tübingen 2011, S. 139–157.
- Hampe, Michael, Grausamkeit. In: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie 43.2, Stuttgart Bad-Cannstatt 2018, S. 113–132.
- Harari, Yuval Noah, 21 Lektionen für das 21. Jahrhundert. Aus dem Engl. von Andreas Wirthensohn, München 2018.
- Harari, Yuval Noah, Eine kurze Geschichte der Menschheit. Aus dem Engl. von Jürgen Neubauer, München 2015.
- Harari, Yuval Noah, Homo Deus: Eine Geschichte von Morgen. Aus dem Engl. übers. v. Andreas Wirthensohn, München 2017.
- Hausmann, Frank-Rutger, Umberto Ecos „Il Nome della Rosa“ – ein mittelalterlicher Kriminalroman? In: „... eine finstere und fast unglaubliche Geschichte“? Mediävistische Notizen zu Umberto Ecos Mönchsroman „Der Name der Rose“, Darmstadt 1988.
- Haverkamp, Anselm, Metapher – Mythos – Halbzeug. Metaphorologie nach Blumenberg, Berlin/Boston 2018.
- Haverkamp, Anselm/Müller, Ernst/Schmieder, Falko, Begriffsgeschichte und historische Semantik. Ein kritisches Kompendium, Berlin 2016.
- Heckscher, William S., Goethe im Banne der Sinnbilder. Ein Beitrag zur Emblemik. In: Penkert, Sybille (Hg.), Emblem und Emblematisierung. Vergleichende Studien zur Wirkungsgeschichte vom 16. bis 20. Jahrhundert, Darmstadt 1978, S. 354–385.
- Heidbrink, Ludger, Melancholie und Moderne. Zur Kritik der historischen Verzweiflung, München 1994.
- Helferich, Christoph, Geschichte der Philosophie von den Anfängen bis zur Gegenwart und Östliches Denken, Stuttgart 1992.
- Hellpach, Willy, Sozialpsychologie. Ein Elementarbuch für Studierende und Praktizierende, Stuttgart 1951.
- Herles, Benedikt, Zukunftsblind: Wie wir die Kontrolle über den Fortschritt verlieren, München 2018.
- Hessler, Martina, Die kreative Stadt. Zur Neuerfindung eines Topos, Bielefeld 2007.

- Hildebrandt, Mathias, Politische Kultur und Zivilreligion (Epitemata: Reihe Philosophie 202), Würzburg 1996.
- Hildermeier, Manfred, Die russische Revolution 1905–1921, Frankfurt/M. 1989
- Hildermeier, Manfred, Revolution und Revolutionsgeschichte. In: Geyer, Dietrich, Die Umwertung der sowjetischen Geschichte (Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 14), Göttingen 1991, S. 32–53.
- Hildermeier, Manfred, Der Stalinismus im Urteil russischer Historiker. In: Frei, Norbert/van Laak, Dirk/Stolleis, Michael (Hg.), Geschichte vor Gericht. Historiker, Richter und die Suche nach Gerechtigkeit, München 2000, S. 93–102.
- Hildermeier, Manfred, Die Sowjetunion 1917–1991 (Oldenbourg Grundriss der Geschichte 31), München 2007.
- Hildermeier, Manfred, Geschichte Russlands. Vom Mittelalter bis zur Oktoberrevolution, München 2013 (3. Auflage 2016).
- Hildermeier, Manfred, Geschichte der Sowjetunion 1917–1991: Entstehung und Niedergang des ersten sozialistischen Staates. Mit einem zusätzlichen Kapitel über das postsowjetische Russland 1991–2016, München 2017
- Hobsbawm, Eric, Wieviel Geschichte braucht die Zukunft. Aus dem Engl. Udo Rennert, München 2001.
- Hoffmann, Werner, Wahnsinn und Vernunft. Über die allgemeine Sonne und das Lampenlicht des Privaten. In: ders. (Hg.), Europa 1789, Aufklärung-Verklärung-Verfall (Hamburger Kunsthalle 15.9.–19.11.89), Köln 1989.
- Horozco y Covarrubias de Leyva, Juan de, Trescientos emblemas morales; (eds), Maria del Mar Agudo Romeo, Alfredo Encuentra Ortega y Juan Francisco Esteban Lorente, edición, traducción, notas y comentarios, Zaragoza 2017.
- Huber, Herbert, Dimensionen der Rationalität. Religion im Verhältnis zu Kunst, Wissenschaft und Philosophie. In: Neue Zeitschrift für Systematische Theologie und Religionsphilosophie 52.1, Berlin 2010, S. 1–16.
- Huizinga, Johan, Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel, Reinbek bei Hamburg 1956.
- Inozemtsev, Vladislav, Why Putinism arose. In: Journal of Democracy 28 (No. 4), 2017
- Jaeger, Michael, Global Player Faust. Das Verschwinden der Gegenwart. Zur Aktualität Goethes, Berlin 2010.

- Joas, Hans, *Die Macht des Heiligen. Eine Alternative zur Geschichte von der Entzauberung*, Berlin 2017.
- Jüngel, Eberhard, *Das Entstehen von Neuem*. In: ders. (Hg.), *Wertlose Wahrheit. Zur Identität und Relevanz des christlichen Glaubens* (Beiträge zur evangelischen Theologie 107), München 1990.
- Kablitz, Andreas, *Der Zauberberg. Die Zergliederung der Welt* (Neues Forum für allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft 55), Heidelberg 2017.
- Kaiser, Mario, *Über Folgen. Technische Zukunft und politische Gegenwart*, Weilerswist 2015.
- Kant, Immanuel, *Träume eines Geistersehers. Der Unterschied der Gegenden im Raume. Unter Verwendung des Textes von Karl Vorländer mit einer Einleitung herausgegeben von Klaus Reich*, Hamburg 1975.
- Kantner, Rosemarie, *Die Außenpolitik der russischen Provisorischen Regierung von 1917 im Widerstreit zwischen traditionellen und revolutionären Vorstellungen*, Diss. phil. Kiel 1974.
- Kara-Mursa, Vladimir V., *Putin is not Russia*. In: *Journal of Democracy*, 28 (No. 4), 2017.
- Kleffmann, Tom, *Gott oder seine Offenbarung denken – an der Grenze von (Religions-)Philosophie und Theologie*. In: *Theologische Rundschau* 83, Tübingen 2018, S. 159–172.
- Klein, Rebecca A., *Religion und Kultur. Zur Dezentrierung der säkularen Moderne*. In: *Neue Zeitschrift für Systematische Theologie und Religionsphilosophie* 60, Berlin/Boston 2018, S. 479–498.
- Kocka, Jürgen, *Zukunft in der Geschichte*. In: Feest, David/Häfner, Lutz (Hg.), *Die Zukunft der Rückständigkeit. Chancen – Formen – Mehrwert*. Festschrift für Manfred Hildermeier zum 65. Geburtstag, Köln/Weimar/Wien 2016, S. 27–35.
- Koenen, Gerd, 2007. *China – aus dem Schatten des Roten Oktober auf die Höhe des 21. Jahrhunderts?* In: Behrends, Jan Claas/Katzer, Nikolaus/Lindenberger, Thomas (Hg.), *100 Jahre Roter Oktober. Zur Weltgeschichte der Russischen Revolution*, Berlin 2017, S. 255–278.
- Kogge, Werner, *Was heißt Übersetzung? Eine sprachpragmatisch-kriteriologische Skizze*. In: *Saeculum* 67, Berlin/Boston 2017, S. 11–19.
- Kollmorgen, Raj/Merkel, Wolfgang/Wagener, Hans-Jürgen (Hg.), *Handbuch der Transformationsforschung*, Wiesbaden 2015.
- Kopelew, Lew, *Der Wind weht, wo er will. Gedanken über Dichter. Mit einem Nachwort von Werner Keller*, Hamburg 1988.

- Kopelew, Lew, Worte werden Brücken. Aufsätze/Vorträge/Gespräche 1980–1985. Mit einem Beitrag von Marion Gräfin Dönhoff, Hamburg 1985.
- Koselleck, Reinhart, Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt/M. 1989.
- Koselleck, Reinhart, Vom Sinn und Unsinn der Geschichte (1997). In: ders., Vom Sinn und Unsinn der Geschichte. Aufsätze und Vorträge aus vier Jahrzehnten, hg. u. mit einem Vorwort v. Carsten Dutt, Berlin 2014.
- Köstler, Arthur, Die Nachtwandler – Die Entstehungsgeschichte unserer Welterkenntnis, Frankfurt/M. 1980.
- Kreuzer, Johann, „Auch einmal auf dem Kopfe zu gehen“. Über eine Metapher Hegels und die Revolutionen der Bewegungsarten des Geistes. In: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie 43.1, Stuttgart Bad-Cannstatt 2018.
- Kroneberg, Clemens, Die Definition der Situation und die variable Rationalität der Akteure. Ein allgemeines Modell des Handelns auf der Basis von Hartmut Essers Frame-Selektionstheorie (Sonderforschungsbereich 504), Mannheim 2005.
- Krüger, Reinhard, Das lateinische Mittelalter und die Tradition des antiken Erdkugelmodells (ca. 550–ca. 1080). Eine Welt ohne Amerika III, Berlin 2000.
- Krüger, Reinhard, *moles globosa, globus terrae und arenosus globus* in Spätantike und Mittelalter. Eine Kritik des Mythos von der Erdscheibe (Archäologie der Globalisierung und der Globalität I), Berlin 2012.
- Küenzlen, Gottfried, Der Neue Mensch. Zur säkularen Religionsgeschichte der Moderne, München 1994.
- Kuhn, Thomas S., Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Zweite revidierte und um das Postskriptum von 1969 ergänzte Auflage, Frankfurt/M. 1993.
- Kuhn, Thomas, The Copernican Revolution: Planetary Astronomy in the Development of Western Thought, Cambridge 1957 (dt. Braunschweig, 1980).
- Kurzweil, Ray, Das Geheimnis des menschlichen Denkens: Einblicke in das „Reserve Engineering“ des Gehirns. Mit einem Vorw. von Bernd Vowinkel. Mit einem Vorw. zur spanischen Ausgabe von José Luis Cordeiro. Aus dem Engl. von Jens Ole Beckers und Jan Schenkenberger, Berlin 2014.

- Kurzweil, Ray, Homo S@piens. Leben im 21. Jahrhundert – Was bleibt vom Menschen? Köln 1999.
- Kurzweil, Ray, Menschheit 2.0: die Singularität naht, Berlin 2014.
- Kuschel, Karl-Josef, Im Spiegel der Dichter. Mensch, Gott und Christus in der Literatur des 20. Jahrhunderts, Düsseldorf 2007.
- Lakoff, George/Wehling, Elisabeth, Auf leisen Sohlen ins Gehirn. Politische Sprache und ihre heimliche Macht, Heidelberg 2016.
- Lakoff, George/Wehling, Elisabeth, Auf leisen Sohlen ins Gehirn. Politische Sprache und ihre heimliche Macht, Heidelberg 2016.
- Lamping, Dieter, Die Idee der Weltliteratur. Ein Konzept Goethes und seine Karriere, Stuttgart 2010.
- Landwehr, Achim, Die vielen, die anwesenden und die abwesenden Zeiten. Zum Problem der Zeit-Geschichte und der Geschichtszeiten. In: Esposito, Fernando (Hg.), Transformationen geschichtlicher Zeitlichkeit nach dem Boom, Göttingen 2017.
- Lay, Rupert, Führen durch das Wort, München 1978.
- Lenin, Wladimir Iljitsch, Das Militärprogramm der proletarischen Revolution, veröffentlicht im September und Oktober in der Zeitschrift „Jugend-Internationale“ von 1917 oder in W.I. Lenin, Über Krieg, Armee und Militärwissenschaft. Eine Auswahl aus Lenins Schriften in zwei Bänden, Bd. I, Berlin 1958/1959.
- Lenin, Wladimir Iljitsch, Werke, Berlin 1955 ff.
- Lenk, Kurt, Theorien der Revolution, München 1973.
- Leonelli, Sabina, Epistemische Diversität im Zeitalter von Big Data: Wie Dateninfrastrukturen der biomedizinischen Forschung dienen. In: Blum, André/Zschokke, Nina/Rheinberger, Hans-Jörg/Barras, Vincent (Hg.), Diversität. Geschichte und Aktualität eines Konzepts, Würzburg 2016, S. 85–105.
- Leonhard, Jörn, Der überforderte Frieden. Versailles und die Welt 1918–1923, München 2018.
- Leonhard, Jörn, Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs, München 2014.
- Lesch, Harald/Kamphausen, Klaus, Die Menschheit schafft sich selbst ab. Die Erde im Griff des Anthropozän, München 2018.
- Lesch, Harald/Kamphausen, Klaus, Wenn nicht jetzt, wann dann? Handeln für eine Welt, in der wir leben wollen, München 2018.
- Liebsch, Burkhard, ‚Uralter krieg‘ und Neue Kriege. Fordert die neuere Gewaltgeschichte zur Revision der menschlichen *conditio historica*

- heraus? In: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie 43.2, Stuttgart Bad-Cannstatt 2018, S. 193–215.
- Lipphardt, Veronika, Genetische Diversität ohne Rassen: Begriffshistorische Überlegungen. In: Blum, André/Zschokke, Nina/Rheinberger, Hans-Jörg/Barras, Vincent (Hg.), Diversität. Geschichte und Aktualität eines Konzepts, Würzburg 2016, S. 159–180.
- Lüke, Ulrich, Das Säugetier von Gottes Gnaden. Evolution, Bewusstsein, Freiheit, Freiburg, Basel, Wien 2006.
- Lunačarskij, Anatolij Vasil'evič, Oprepodavanii istorii v kommunističeskoj škole, Odessa 1919.
- Mann, Thomas, Denken und Leben. In: Werke. Das essayistische Werk in acht Bänden, hg. von Hans Bürgin, Band 3, Politische Schriften und Reden, Frankfurt/M. 1968.
- Marquard, Odo, Aesthetica und Anaesthetica. Philosophische Überlegungen, Paderborn, München, Wien, Zürich 1989
- McEwan, Ian, Menschen wie ich. Aus dem Engl. Von Bernhard Robben, Zürich 2019.
- Medvedev, A. Roy, Solschenizyn und die Sowjetische Linke. Eine Auseinandersetzung mit dem Archipel Gulag und weitere Schriften, Westberlin 1976.
- Medvedev, Roy A., Die Wahrheit ist unsere Stärke – Geschichte und Folgen des Stalinismus, Frankfurt/M. 1973.
- Menke, Christoph, Der Traum der Rechte. Eine Antwort auf Erhard Denninger. In: Kritische Justiz 51.4, Baden-Baden 2018, S. 475–478.
- Menke, Christoph, Genealogie, Paradoxie, Transformation. Grundelemente einer Kritik der Rechte. In: Fischer-Lescano, Andreas/Franzki, Hannah/Horst, Johan (Hg.), Gegenrechte. Recht jenseits des Subjekts, Tübingen 2018, S. 13–34.
- Menke, Christoph, Kritik der Rechte, Berlin 2018.
- Merridale, Catherine, Lenins Zug. Eine Reise in die Revolution. Aus dem Engl. v. Bernd Rullkötter, Frankfurt/M. 2017.
- Metz, Johann Baptist, Glaube in Geschichte und Gesellschaft. Studien zu einer praktischen Fundamentaltheologie, Mainz 1984.
- Mintken, Tammo, Die Performativität der Einsetzungsworte. Eine Untersuchung zu Giorgio Agambens Sprechakttheorie. In: Münchener Theologische Zeitschrift 67, Sankt Ottilien 2016. 351–362.
- Möller, Helmut/Čuber'jan, Aleksandre (Hg.), Der Erste Weltkrieg, Deutschland und Russland im europäischen Kontext, Berlin/Boston 2017

- Möller, Kolja, Ein postheroischer Populismus? Zum Verhältnis von Populismus und Reflexivität. In: Fischer-Lescano, Andreas/Franzki, Hannah/Horst, Johan (Hg.), *Gegenrechte. Recht jenseits des Subjekts*, Tübingen 2018, S. 277–300.
- Möllers, Christoph, *Die Möglichkeit der Normen. Über die Praxis jenseits von Moralität und Kausalität*, Berlin 2015.
- Möllers, Christoph, Disziplinbegrenzung zwischen Historismus und Relevanzbedürfnis. In: *Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 89, Stuttgart 2015, S. 485–493.
- Müller, Mario, *Verletzende Worte. Beleidigung und Verleumdung in Rechtstexten aus dem Mittelalter und aus dem 16. Jahrhundert* (Hildesheimer Universitätschriften 33), Hildesheim/Zürich/New York 2017.
- Müller, Rainer A., Die deutschen Fürstenspiegel des 17. Jahrhunderts. In: *Historische Zeitschrift* 240, Oldenbourg 1985, S. 571–597.
- Muschg, Adolf, *Literatur als Therapie? Ein Exkurs über das Heilsame und das Heilbare*, Frankfurt/M. 1981.
- Nadim, Tahani, Biodiversität erfassen: von Suppen und Satelliten. In: Blum, André/Zschokke, Nina/Rheinberger, Hans-Jörg/Barras, Vincent (Hg.), *Diversität. Geschichte und Aktualität eines Konzepts*, Würzburg 2016, S. 61–83.
- Narskij, Igor, Der Ural im russischen Bürgerkrieg. Gewaltformen und Überlebensstrategien In: Baberowski, Jörg (Hg.), *Moderne Zeiten? Krieg, Revolution und Gewalt im 20. Jahrhundert*, Göttingen 2006, S. 94–110.
- Neutatz, Dietmar, Nachholende Modernisierung oder eigener Weg? Das Automobil in Russland und in der Sowjetunion. In: Feest, David/Häfner(Hg.), *Die Zukunft der Rückständigkeit. Chancen – Formen – Mehrwert. Festschrift für Manfred Hildermeier zum 65. Geburtstag*, Köln/Weimar/Wien 2016, S. 349–372.
- Neutatz, Dietmar, *Träume und Alpträume. Eine Geschichte Russlands im 20. Jahrhundert*, München 2013.
- Niethammer, Lutz, *Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur*, Reinbek bei Hamburg 2000.
- Niethammer, Lutz, *Posthistoire. Ist die Geschichte zu Ende?*, Reinbek b. Hamburg 1989.
- Noack, Paul, *Die manipulierte Revolution. Von der Bastille bis in unsere Zeit*, München/Zürich 1978.

- Nowak, Kurt, Die Konstruktion Vergangenheit. Zur Verantwortung von Theologie und Kirche für den Gedächtnisort ,1989'. In: Jochen-Christoph Kaiser/Kurt Nowak (Hg.), Kirchliche Zeitgeschichte interdisziplinär. Beiträge 1984–2001 (Konfession und Gesellschaft 25), Stuttgart 2002.
- Nowak, Kurt, Historische oder dogmatische Methode? Protestantische Theologie im Jahrhundert des Historismus, In: Jochen-Christoph Kaiser/Kurt Nowak (Hg.), Kirchliche Zeitgeschichte interdisziplinär. Beiträge 1984–2001 (Konfession und Gesellschaft 25), Stuttgart 2002.
- Nowak, Kurt, Wie theologisch ist die Kirchengeschichte? Über die Verbindung und die Differenz von Kirchengeschichtsschreibung und Theologie. In: Jochen-Christoph Kaiser/Kurt Nowak (Hg.), Kirchliche Zeitgeschichte interdisziplinär. Beiträge 1984–2001 (Konfession und Gesellschaft 25), Stuttgart 2002.
- Nußberger, Angelika, Ende des Rechtsstaats in Russland? Probleme der rechtsstaatlichen Entwicklung im Spiegel der Rechtsprechung des Russischen Verfassungsgerichts und des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte (Schriftenreihe der Kölner Juristischen Gesellschaft 31), Köln 2007.
- Nyberg, René, Der letzte Zug nach Moskau. Zwei Freundinnen, zwei Schicksale, eine jüdische Familiengeschichte. Aus dem Finn. von Angela Plöger, München 2019.
- Oelmüller, Willi, Negative Theologie heute. Die Lage der Menschen vor Gott, München 1999.
- Oexle, Otto Gerhard, Memoria als Kultur. In: ders. (Hg.), Memoria als Kultur, Göttingen 1995, S. 9–78.
- Ohlig, Karl-Heinz, Christologie ist Anthropologie. In: Kögeler, Reinhart/Schörghofer, Gustav (Hg.), Wie wirkt Gott in der Welt? Theologische Zugänge und naturwissenschaftliche Sichtweisen (Forum St. Stephan 15), Wien 2005, S. 119–149.
- Ohly, Friedrich, Bemerkungen eines Philologen zur Memoria. In: Memoria. Der geschichtliche Zeugniswert des liturgischen Gedenkens im Mittelalter, hg. v. Karl Schmid u. Joachim Wollasch (Münstersche Mittelalter-Schriften 48), München 1984.
- Oorschot, Jürgen van, Anthropologie(n) des Alten Testaments in den expliziten und impliziten Menschenbildern. Eine redaktionsgeschichtliche und interdisziplinäre Aufgabe. In: Theologische Literaturzeitung 145, 2020, S. 4–16.

- Osterhammel, Jürgen, Alte und neue Zugänge zur Weltgeschichte. In: ders. (Hg.), *Weltgeschichte (Basistexte Geschichte 4)*, Stuttgart 2008, S. 9–32.
- Osterhammel, Jürgen, *Die Flughöhe der Adler. Historische Essays zur globalen Gegenwart*, München 2017.
- Osterhammel, Jürgen, *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2016.
- Osterhammel, Jürgen, *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2009.
- Overy, Richard, *Die Diktatoren. Hitlers Deutschland, Stalins Rußland. Aus dem Engl. v. Udo Rennert u. Karl Heinz Siber*, München 2005.
- Pächter, Heinz, *Weltmacht Rußland. Tradition und Revolution in der Sowjetunion*, München 1970.
- Palonen, Kai, Die Umstrittenheit der Begriffe bei Max Weber. In: *Archiv für Begriffsgeschichte, Sonderheft: Die Interdisziplinarität der Begriffsgeschichte*, hg. v. Gunter Scholtz, Hamburg 2000.
- Payk, Marcus M., *Frieden durch Recht? Der Aufstieg des modernen Völkerrechts und der Friedensschluss nach dem Ersten Weltkrieg (Studien zur internationalen Geschichte 42)*, Berlin/Boston 2018.
- Pernau, Margrit, *Einführung: Neue Wege der Begriffsgeschichte. In: Geschichte und Gesellschaft 44*, 2018.
- Piketty, Thomas, *Kapital und Ideologie. Aus dem Franz. v. André Hansen, Enrico Heinemann, Stefan Lorenzer, Ursel Schäfer u. Natasja Dresler*, München 2020, passim
- Kapital und Ideologie. Aus dem Französischen von André Hansen, Enrico Heinemann, Stefan Lorenzer, Ursel Schäfer und Nastasja S. Dresler*, München 2020
- Plaggenborg, Stefan, *Revolutionskultur. Menschenbilder und kulturelle Praxis in Sowjetrußland zwischen Oktoberrevolution und Stalinismus (Beiträge zur Geschichte Osteuropas 21)*, Köln, Weimar, Wien 1996.
- Plamper, Jan, 2017. Erinnerung und Verdrängung der Revolution in Rußland – zwischen Märtyrologie, Konspirologie und starkem Staat. In: Behrends, Jan Claas/Katzer, Nikolaus/Lindenberger, Thomas (Hg.), *100 Jahre Roter Oktober. Zur Weltgeschichte der Russischen Revolution*, Berlin 2017. S. 279–294.
- Plamper, Jan, *The Stalin cult – a study in the alchemy of power*, New Haven u. a. 2012.
- Plessner, Helmuth, *Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes*, (Zürich 1935) Frankfurt/M. 1992

- Ploetz, Michael, Wie die Sowjetunion den Kalten Krieg verlor. Von der Nachrüstung bis zum Mauerfall, München 2000.
- Pogorelskaja, Swetlana, Russland erklärt seinen Akademikern den Krieg. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 20. September 2017, Nr. 219.
- Porath, Erik, Figuren des Diskontinuierlichen: Sprung und Übersetzung. In: Schmieder, Falko/Toepfer, Georg (Hg.), Wörter aus der Fremde. Begriffsgeschichte als Übersetzungsgeschichte, Berlin 2018, S. 308–313.
- Porath, Erik, Figuren des Diskontinuierlichen: Sprung und Übersetzung. In: Schmieder, Falko/Toepfer, Georg (Hg.), Wörter aus der Fremde. Begriffsgeschichte als Übersetzungsgeschichte, Berlin 2018, S. 308–313.
- Pörksen, Uwe, Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur, Stuttgart 1988 (7. Auflage von 2011).
- Pörksen, Uwe, Politische Rede *oder Wie wir entscheiden*, Göttingen 2016.
- Rad, Gerhard von, Weisheit in Israel. Mit einem Anhang neu herausgegeben von Bernd Janowski, Neukirchen-Vluyn 2013.
- Rass, Friederike D., Die Suche nach Wahrheit im Horizont fragmentarischer Existenzialität: Eine Studie über den Sinn der Frage nach „Gott“ in der Gegenwart in Auseinandersetzung mit Gianni Vattimo, John D. Caputo u. Jean-Luc Nancy (Religion in Philosophy und Theology 92), Tübingen 2017.
- Ratzinger, Joseph, Eschatologie: Tod und ewiges Leben (Kleine Katholische Dogmatik 9), Regensburg 1990.
- Rauch, Georg von, Geschichte der Sowjetunion, Stuttgart 1977.
- Renner, Andreas, Peter der Große und Russlands Fenster nach Asien. In: Historische Zeitschrift 306.1, Berlin/Boston 2018, S. 71–96.
- Reppen, Konrad, Kann man von einem Paradigmawechsel in den Geschichtswissenschaften sprechen? In: Kocka, Jürgen/Reppen, Konrad/Quandt, Siegfried, Theoriedebatte und Geschichtsunterricht. Sozialgeschichte, Paradigmawechsel und Geschichtsdidaktik in der aktuellen Diskussion (Geschichte, Politik und ihre Didaktik, Sonderheft 3), Paderborn 1982. S. 29–74.
- Rheinberger, Hans-Jörg, Einführung. Diversität und Wissenschaft. In: Blum, André/Zschokke, Nina/Rheinberger, Hans-Jörg/Barras, Vincent (Hg.), Diversität. Geschichte und Aktualität eines Konzepts, Würzburg 2016, S. 13–18.
- Rheinberger, Hans-Jörg, Epistemologie des Konkreten. Studien zur Geschichte der modernen Biologie, Frankfurt/M. 2006.

- Rheinberger, Hans-Jörg, *Epistemologie des Konkreten. Studien zur Geschichte der modernen Biologie*, Frankfurt/M. 2006.
- Rheinberger, Hans-Jörg, *Experiment – Differenz – Schrift. Zur Geschichte epistemischer Dinge*, Marburg/L. 1992.
- Rheinberger, Hans-Jörg, *Experimentalität*. Hans-Jörg Rheinberger im Gespräch über Labor, Atelier und Archiv, Berlin 2018.
- Rheinberger, Hans-Jörg, *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*, Göttingen 2001.
- Rheinberger, Hans-Jörg, *Historische Epistemologie zur Einführung*, Hamburg 2013.
- Rheinberger, Hans-Jörg/Hagner, Michael (Hg.), *Die Experimentalisierung des Lebens. Experimentalsysteme in den biologischen Wissenschaften 1850/1950*, Berlin 1993.
- Rieble, Volker, *Das Wissenschaftsplagiat. Vom Versagen eines Systems*, Frankfurt/M. 2010.
- Rimscha von, Hans, *Geschichte Russlands*, Darmstadt 1970.
- Robertson, Graeme/Greene, Samuel, *How Putin wins support*. In: *Journal of Democracy* 28 (No. 4), 2017
- Sabrow, Martin, *Die DDR- Geschichtswissenschaft und ihre Zeithistorie*. In: Nütznagel, Alexander/Schieder, Wolfgang (Hg.), *Zeitgeschichte als Problem. Nationale Traditionen und Perspektiven der Forschung in Europa*, Göttingen 2004. S. 257–282.
- Sarid, Yisrai, *Monster*. Zürich/Bern 2019.
- Schaeffler, Richard, *Philosophisch-theologische Grenzfragen. Ein Beitrag zur Theorie des interdisziplinären Dialogs*. Abschiedsvorlesung von Prof. Dr. Richard Schaeffler, Bochum 2008
- Scherbakowa, Irina, 1997. *Eine Wende, still und leise*. In: Behrends, Jan Claas/Katzer, Nikolaus/Lindenberger, Thomas (Hg.), *100 Jahre Roter Oktober. Zur Weltgeschichte der Russischen Revolution*, Berlin 2017, S. 235–254.
- Schlögel, Karl, *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*, München 2003.
- Schlögel, Karl, *Petersburg. Das Laboratorium der Moderne 1909–1921*, München 2009.
- Schlögel, Karl, *Terror und Traum*. Moskau 1937, München 2008.
- Schmidheiny, Stephan (mit dem Business council for Sustainable Development), *Kurswechsel. Globale unternehmerische Perspektiven für Entwicklung und Umwelt*, München 1992.

- Schmidt, Georg, Goethe: politisches Denken und regional orientierte Praxis im Alten Reich. In: Goethe-Jahrbuch 112, Weimar 1995, S. 197–212.
- Schmidt, Jochen, Die Geschichte des Genie-Gedanken 1750–1945, Bd. 2: Von der Romantik bis zum Ende des Dritten Reiches, Darmstadt 1985.
- Schmidt, Jochen, Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750–1945, Bd. 2, Darmstadt 1985.
- Schmidt-Biggemann, Wilhelm, Gott, versuchsweise. Eine philosophische Theo-logie, Freiburg, Basel, Wien 2018.
- Schmieder, Falko, Von Extrem zu Extrem. Stationen der Geschichte eines brisanten Begriffs. In: Archiv für Begriffsgeschichte 58, Hamburg 2017, S. 87–110.
- Schmieder, Falko/Toepfer, Georg, Wörter aus der Fremde. Begriffsgeschichte als Übersetzungsgeschichte – Einleitung. In: dies. (Hg.), Wörter aus der Fremde. Begriffsgeschichte als Übersetzungsgeschichte, Berlin 2018, S. 9–18.
- Schmitz, Barbara, Tradition und Er-Neuerung. Die Rede von Gott in jüdisch-hellenistischer Literatur. In: Theologische Literaturzeitung 141, Leipzig 2016, S. 721–736.
- Schneider, Michael, Die Bibel als Text, Schrift und Übersetzung. Exegetische Skizzen zur Bibeldidaktik. In: Zeitschrift für Pädagogik und Theologie 71 (3), 2019, S. 242–256
- Schöne, Albrecht, Emblematik und Drama im Zeitalter des Barock, München 1964.
- Schöne, Albrecht, Zum Gebrauch des Konjunktivs bei Robert Musil. In: Interpretationen 3. Deutsche Romane von Grimmelshausen bis Musil, Hamburg 1966.
- Schotte, Dietrich, Zur (Un)Übersetzbarkeit religiöser Rede. Kritische Anmerkungen zu Habermas' neuerer Religionsphilosophie. In: Zeitschrift für philosophische Forschung 64.3, Frankfurt/M. 2010, S. 378–392.
- Schulz, Raimund, Abenteurer der Ferne. Die großen Entdeckungsfahrten und das Weltwissen der Antike, Stuttgart 2016.
- Schulze Wessel, Martin, Anschlag auf die europäische Universitätsidee. Den europäischen Universitäten in Sankt Petersburg und Budapest wird langsam die Luft abgedreht. Wo bleibt der Protest ihrer Partner? In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 22. November 2017, Nr. 271.
- Schulze Wessel, Martin, Opfer im europäischen Machtspiel. Ungarn torpediert die Wissenschaftsfreiheit, und die Europäische Union schaut zu. Die Europäische Volkspartei hofiert Viktor Orban, die

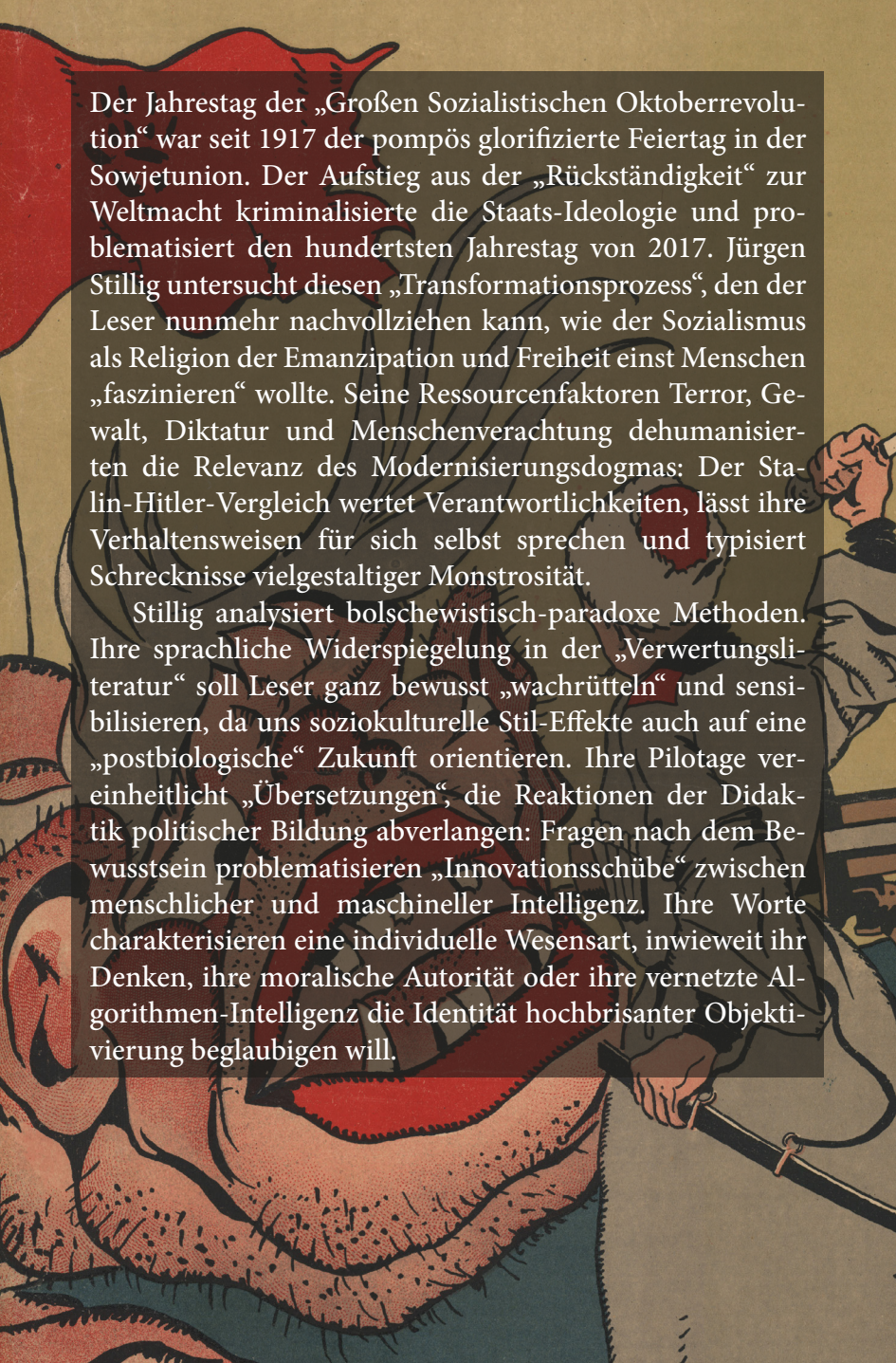
- Wissenschaft zahlt den Preis. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 10. Juli 2019, Nr. 157.
- Schulze, Winfried, „Von den großen Anfängen des neuen Welttheaters“. Entwicklung, neuere Ansätze und Aufgaben der Frühneuzeitforschung. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 44, Hannover 1993, S. 3–18.
- Schwarz, Hans, 400 Jahre Streit um die Wahrheit – Theologie und Naturwissenschaft, Göttingen 2012.
- Schwindt, Jürgen Paul, Das athematische Lesen. In: Banki, Luisa/Schefel, Michael (Hg.), Lektüren. Positionen zeitgenössischer Philologie (Schriftenreihe Literaturwissenschaft 94), Trier 2017, S. 29–44.
- Service, Robert, Lenin. Eine Biographie, München 2000.
- Shevtsova, Lilia, Paradoxes of decline. In: Journal of Democracy 28 (No. 4), 2017
- Simon, Gerhard/Simon, Nadja, Verfall und Niedergang des sowjetischen Imperiums. Mit zahlreichen Dokumenten, München 1993.
- Sina, Kai, Ein Geschlecht, das ihm gleich sei. Individualität und Sozialität begegnen sich in einem Lebenswerk, das sich als Kompendium der neuen Weltweisheit lesen lässt: wie Goethe den Amerikanern ihr Ein und Alles wurde. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 259 vom 7. November 2018.
- Slezkine, Yuri, Das jüdische Jahrhundert. Aus dem Engl. v. Michael Adrian, Bettina Engels u. Nikolaus Gramm, Göttingen 2006.
- Smith, Stephen A., Revolution in Russland. Das Zarenreich in der Krise 1890–1928. Übers. aus dem Engl. von Michael Haupt, Mainz 2017.
- Snyder, Timothy, Bloodlands. Europa zwischen Stalin und Hitler, München 2015.
- Solschenizyn, Alexander, Das Rote Rad. Eine Erzählung in bestimmten Zeitausschnitten. Dritter Knoten, März siebzehn. Zweiter Teil (23. Februar – 18. März). Aus dem Russ. von Heddy Pross-Weerth, München 1990.
- Sommer, Andreas Urs, Die Kunst der Seelenruhe. Anleitung zum stoischen Denken, München 2009.
- Stackmann, Karl, Philologie und Lehrerausbildung. Vortrag zur Eröffnung der Universitätswoche Göttingen 22. Oktober 1973 (Göttinger Universitätsreden 57), Göttingen 1974.
- Stalin, Iosif Vissarionovič, Demjanu Bednomu. In: ders., Socinenija XIII, Moskau 1951.

- Stillig, Jürgen, Das Problem Elsass-Lothringen und die sozialistische Internationale im Jahr 1917. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 23, 1975. S. 62–76.
- Stillig, Jürgen, Die Russische Februarrevolution 1917 und die Sozialistische Friedenspolitik (Dissertationen zur neueren Geschichte 2), Köln/Wien 1977.
- Stillig, Jürgen, Götter reden nur durch unser Herz zu uns. Aspekte der Metaphorik von der Einwohnung Gottes im Herzen. In: Die Diözese Hildesheim in Vergangenheit und Gegenwart 53, 1985, S. 135–153.
- Stillig, Jürgen, Heilige Berge. Exzellenz, Entzauberung und Absurdität (Hildesheimer Beiträge zu Theologie und Geschichte 8), 3 Bde., Hildesheim 2018.
- Stökl, Günther, Russische Geschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Stuttgart 1965.
- Stolleis, Michael, Der Historiker als Richter – der Richter als Historiker. In: Frei, Norbert/van Laak, Dirk/Stolleis, Michael (Hg.), Geschichte vor Gericht. Historiker, Richter und die Suche nach Gerechtigkeit, München 2000, S. 173–182.
- Streubel, Thorsten, Der Ursprung der Sprache. Überlegungen zur Herdes und Tomasellos Sprachursprungstheorien: In: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie 40.1, Stuttgart Bad-Cannstatt 2015.
- Suchanow, Nikolajewitsch, 1917. Tagebuch der Russischen Revolution. Ausgewählt, übertragen und herausgegeben von Nikolaus Ehlert. Vorwort von Iring Fetscher, München 1967.
- Talmon, Jakob L., Politischer Messianismus, Köln-Opladen 1963.
- Tetens, Holm, Der Glaube an die Wissenschaften und der methodische Atheismus – Zur religiösen Dialektik der wissenschaftlich-technischen Zivilisation. In: Neue Zeitschrift für die systematische Theologie und Religionsphilosophie 55, Berlin 2013, S. 271–283.
- Tetens, Holm, Der Gott der Philosophen. *Überlegungen zur Natürlichen Theologie*. In: Zeitschrift für Systematische Theologie und Religionsphilosophie 57.1, Berlin/Boston 2015. S. 1–13.
- Ther, Philipp, Das andere Ende der Geschichte – über die große Transformation, Berlin 2019.
- Thun-Hohenstein, Franziska, Troika. In: Schmieder, Falko/Toepfer, Georg (Hg.), Wörter aus der Fremde. Begriffsgeschichte als Übersetzungsgeschichte, Berlin 2018, S. 245–249.
- Todorov, Tzvetan, Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen, Frankfurt/M. 1985.

- Vatlin, Alexander, 1987. Lasst uns über Geschichte reden! Gorbatschow und die Umwertung des revolutionären Erbes. In: Behrends, Jan Claas/Katzer, Nikolaus/Lindenberger, Thomas (Hg.), 100 Jahre Roter Oktober. Zur Weltgeschichte der Russischen Revolution, Berlin 2017, S. 209–234.
- Veit-Brause, Irmeline, Die Interdisziplinarität der Begriffsgeschichte als Brücke zwischen den Disziplinen. In: Archiv für Begriffsgeschichte, Sonderheft: Die Interdisziplinarität der Begriffsgeschichte, hg. v. Gunter Scholtz, Hamburg 2000, S. 15–29.
- Veldhues, Christoph, Formalistischer Autor-Funktionalismus. Wie Tynjanows *Puškin* gemacht ist (Slavistische Studienbücher 13), Wiesbaden 2003.
- Vietta, Sylvio, Rationalität – Eine Weltgeschichte. Europäische Kulturgeschichte und Globalisierung, München 2012.
- Walter, Christian, Das Böckenförde-Diktum und die Herausforderungen eines modernen Religionsverfassungsrechts. In: Große Kracht, Hermann-Josef/Große Kracht, Klaus (Hg.), Religion – Recht – Republik. Studien zu Ernst Wolfgang Böckenförde, Paderborn 2014, S. 185–198.
- Wannenwetsch, Bernd, Plurale Sinnlichkeit. Glaubenswahrnehmung im Zeitalter der virtual reality. In: Neue Zeitschrift für Systematische Theologie und Religionsphilosophie 42.3, Berlin/Boston 2000, S. 299–315.
- Wannenwetsch, Bernd, Plurale Sinnlichkeit. Glaubenswahrnehmung im Zeitalter der virtual reality. In: Neue Zeitschrift für Systematische Theologie und Religionsphilosophie 42, Berlin 2000, S. 299–315.
- Wawra, Ernst, Die Inszenierung des bolschewistischen Kampfes gegen die Rückständigkeit und für den Fortschritt in den Propagandaplakaten der Revolutions- und Bürgerkriegszeit. In: Feest, David/Häfner(Hg.), Die Zukunft der Rückständigkeit. Chancen – Formen – Mehrwert. Festschrift für Manfred Hildermeier zum 65. Geburtstag, Köln/Weimar/Wien 2016, S. 302–331.
- Weber, Max, Der Sinn der Wertfreiheit der Sozialwissenschaften. In: Soziologie. Universalgeschichtliche Analysen. Politik. Mit einer Einleitung von Johannes Winckelmann, Stuttgart 1992, S. 263–310.
- Weber, Max, Die ‚Objektivität‘ wissenschaftlicher Erkenntnis. In: ders. (Hg.), Soziologie. Universalgeschichtliche Analysen. Politik. Mit einer Einleitung von Johannes Winckelmann, Stuttgart 1992, S. 186–262.

- Weber, Max, Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. In: ders., Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Bd. I. Tübingen 1920.
- Weber, Max, Richtungen und Stufen religiöser Weltablehnung. In: Soziologie. Universalgeschichtliche Analysen. Politik. Mit einer Einleitung von Johannes Winckelmann, Stuttgart 1992, S. 441–486.
- Weber, Max, Vom inneren Beruf zur Wissenschaft. In: Soziologie. Universalgeschichtliche Analysen. Politik. Mit einer Einleitung von Johannes Winckelmann, Stuttgart 1992, S. 311–339.
- Wehling, Elisabeth, Politisches Framing. Wie eine Nation sich ihr Denken einredet – und daraus Politik macht (edition medienpraxis 14), Köln 2016.
- Wehling, Elisabeth, Politisches Framing. Wie eine Nation sich ihr Denken einredet – und daraus Politik macht (Bundeszentrale für politische Bildung 10064), Bonn 2017.
- Weinrich, Harald, Lethé. Kunst und Kritik des Vergessens, München 1997.
- Willner, Jenny, Die Lupe des Philologen. Lektüren in Victor Klemperers LTI. In: Banki, Luisa/Scheffel, Michael (Hg.), Lektüren. Positionen zeitgenössischer Philologie (Literaturwissenschaft 44), Trier 2017, S. 207–232.
- Wittram, Reinhard, Bedeutung und Gefahren des Institutionellen in der Kirche. In: ders., Zukunft in der Geschichte. Zu Grenzfragen der Geschichtswissenschaft und Theologie, Göttingen 1966, S. 76–92.
- Wittram, Reinhard, Peters des Grossen Verhältnis zur Religion und den Kirchen. Glaube, Vernunft, Leidenschaft. In: Krusius-Ahrenberg, Lolo/Stöckl, Günther/Schlesinger, Walter/Wittram, Reinhard (Hg.), Rußland, Europa und der deutsche Osten (Beiträge zur europäischen Geschichte 2), München 1960. S. 261–296.
- Wittram, Reinhard, Russia and Europe, London 1973.
- Wittram, Reinhard, Studien zum Selbstverständnis des 1. und 2. Kabinetts der russischen Provisorischen Regierung (März bis Juli 1917) (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Philologisch-historische Klasse, III. Folge Nr. 18), Göttingen 1971.
- Wittram, Reinhard, Zukunft in der Geschichte. Zu Grenzfragen der Geschichtswissenschaft und Theologie, Göttingen 1966.
- Yamanouchi, Akito, The Stockholm Conference of 1917 – The Causes of its Failure. In: Japanese Slavonic East of European Studies 1, 1980, S. 39–54.

- Zgoll, Christian, Streiflichter auf das Verhältnis von Mensch und Tier in mythischen, religiösen, philosophischen und satirischen Diskursen der griechisch-römischen Antike. In: *Saeculum* 67.2, 2017, S. 191–224.
- Zilles, Sebastian, Die Schulen der Männlichkeit. Männerbünde in Wissenschaft und Literatur um 1900 (Literatur, Kultur, Geschlecht: Studien zur Literatur- und Kulturgeschichte 71), Köln/Weimar/Wien 2018.

A stylized, high-contrast illustration of a person's face, likely a woman, with a red bandana covering her eyes. She is holding a sword in her right hand. The background is a mix of red and brown tones, suggesting a historical or revolutionary setting. The text is overlaid on a dark grey rectangular area.

Der Jahrestag der „Großen Sozialistischen Oktoberrevolution“ war seit 1917 der pompös glorifizierte Feiertag in der Sowjetunion. Der Aufstieg aus der „Rückständigkeit“ zur Weltmacht kriminalisierte die Staats-Ideologie und problematisiert den hundertsten Jahrestag von 2017. Jürgen Stillig untersucht diesen „Transformationsprozess“, den der Leser nunmehr nachvollziehen kann, wie der Sozialismus als Religion der Emanzipation und Freiheit einst Menschen „faszinieren“ wollte. Seine Ressourcenfaktoren Terror, Gewalt, Diktatur und Menschenverachtung dehumanisierten die Relevanz des Modernisierungsdogmas: Der Stalin-Hitler-Vergleich wertet Verantwortlichkeiten, lässt ihre Verhaltensweisen für sich selbst sprechen und typisiert Schrecknisse vielgestaltiger Monstrosität.

Stillig analysiert bolschewistisch-paradoxe Methoden. Ihre sprachliche Widerspiegelung in der „Verwertungsliteratur“ soll Leser ganz bewusst „wachrütteln“ und sensibilisieren, da uns soziokulturelle Stil-Effekte auch auf eine „postbiologische“ Zukunft orientieren. Ihre Pilotage vereinheitlicht „Übersetzungen“, die Reaktionen der Didaktik politischer Bildung abverlangen: Fragen nach dem Bewusstsein problematisieren „Innovationsschübe“ zwischen menschlicher und maschineller Intelligenz. Ihre Worte charakterisieren eine individuelle Wesensart, inwieweit ihr Denken, ihre moralische Autorität oder ihre vernetzte Algorithmen-Intelligenz die Identität hochbrisanter Objektivierung beglaubigen will.